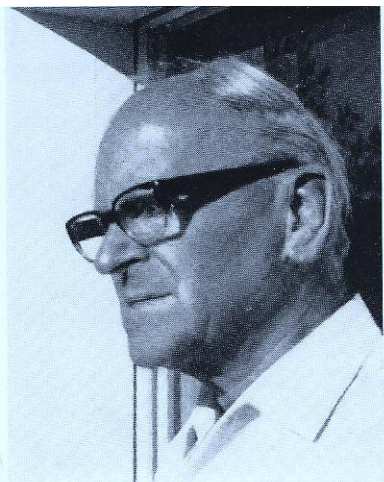


Rudolf Bucher

**Zwischen
Verrat
und
Mensch-
lichkeit**



Dieser persönliche Erlebnisbericht von der ersten schweizerischen Aerztemission an der deutschen Ostfront vergegenwärtigt unmittelbar die Verhältnisse im Kriegswinter 1941/42 in einem Frontlazarett in Smolensk. Die schweizerischen Aerzte, Schwestern und Pfleger arbeiteten freiwillig unter den schwierigsten Bedingungen. Der Verfasser schildert nicht nur seine ärztlichen Erfahrungen, sondern zeichnet auch ein eindrückliches Bild der Stimmung unter den deutschen Kollegen; er erzählt von freundschaftlichen Begegnungen mit politisch Gleichgesinnten, erspart dem Leser aber auch nicht die Bilder der grauenhaften Vorgänge, deren Augenzeuge er wurde. Als Rudolf Bucher nach der Rückkehr in die Heimat über diese Vorgänge aufklärende Vorträge hielt, geriet er noch mehr als während des Frontdienstes in Konflikt mit anpasserisch gesinnten Kreisen, mit den Organisatoren der Mission und mit der vorsichtigen Haltung des Bundesrates. In Verteidigung seines Standpunktes erhellten sich ihm die politischen Hintergründe der Mission, die zwar offiziell unter dem Patronat des Roten Kreuzes stand, deren Mitglieder aber – ohne ihr Wissen – den deutschen Kriegsgesetzen unterstellt waren. Rudolf Buchers Erinnerungen weisen daher über das Persönliche hinaus in zeitgeschichtliche Zusammenhänge und erhalten dokumentarischen Wert.



Dr. med. Rudolf Bucher

wurde am 22.2.1899 geboren. Er ist Bürger von Luzern. Nach seinem Medizin-Studium an verschiedenen in- und ausländischen Universitäten und nach 17jähriger Weiterbildung in Chirurgie, Medizin und Frauenkrankheiten arbeitete er unter anderem mit dem bekannten deutschen Chirurgen Ferdinand Sauerbruch. Seit 1938 ist Dr. Bucher Privatdozent für chirurgische Experimentalforschung an der Universität Basel. Sein Hauptgebiet blieb bis heute die wissenschaftliche Forschung, die rund 120 wissenschaftliche Publikationen und Bücher umfasst.

Pressestimmen

«Dr. Buchers Bericht, bemerkenswert auch als literarische Leistung, ist eine erregende Dokumentation aus bewegter Zeit und hat aktuelle Bedeutung; er erbringt den unumstösslichen Beweis für die eminente Wichtigkeit der inneren und äusseren Wachsamkeit, wenn unser Land nicht ein weiteres Mal zum Spielzeugeiner Grossmacht werden soll.»

Basler Nachrichten, Basel

«Mit unbestreitbarem schriftstellerischem Geschick schildert der Verfasser diese seltsame Reise der Schweizer nach dem Osten... So ist ein Bericht entstanden, der nicht nur eine höchst spannende Lektüre ergibt, sondern auch ein einmaliges Dokument der Zeitgeschichte darstellt.»

Neue Zürcher Zeitung, Zürich

«Der Verfasser hat erneut bewiesen, dass Aerzte neben ihrer eigenen Kunst die des Schreibens sicher beherrschen.»

Hermann Böschenstein im Luzerner Tagblatt

Rudolf Bucher

Zwischen Verrat und Menschlichkeit

Erlebnisse eines Schweizer Arztes

Buchclub Ex Libris Zürich

Berechtigte Lizenzausgabe für den Buchclub Ex Libris Zürich
© 1967 Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld
Satz, Druck und Einband: Huber & Co. AG, Frauenfeld
Printed in Switzerland

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Am 15. Oktober 1941 bewegte sich eine lange Kolonne einheitlich in Dunkelblaugrau gekleideter Männer und Frauen, manche von ihren Angehörigen begleitet, in zwanglosen Gruppen dem Bahnhof Bern zu, um den fahrplanmässigen Zug Bern-Zürich-Berlin zu erreichen. Die Phantasieuniform der Teilnehmer dieser ersten Schweizerischen freiwilligen Ärztemission wirkte zwar neutral, doch die runden, flachen Mützen mit einem kleinen Schild glichen, abgesehen von der Farbe, auffallend den Mützen, die man an der deutschen SA kannte. Auf der linken Brustseite der Uniform war diskret der Äskulapstab eingestickt, bei den Ärzten in Gold, bei den Helfern in Silber. Militärische Rangabzeichen gab es nicht. Das hätte auch dem betont zivilen Charakter dieser Ärztemission unter dem Patronat des Schweizerischen Roten Kreuzes, die an der deutschen Ostfront in Russland eingesetzt werden sollte, widersprochen. Doch trotz diesem scheinbar guten Zeichen unseres zivilen Status als neutrale Schweizer lag die Frage in der Luft: Ist unsere Mission wirklich unabhängig? Das Reglement, das den Teilnehmern zur Unterschrift vorgelegt worden war, trug die Unterschrift des ärztlichen Leiters der Mission mit seinem militärischen Rang: Oberstleutnant Guy von Wyttenbach. Warum das – für eine rein zivile Mission? Auch ich war ja ausdrücklich vom Aktivdienst zur Teilnahme beurlaubt.

– Hier sind wir zivilisierte Militärs, und draussen werden wir militärische Zivilisten sein, so eine bessere Art SA, gestiefelte Hornusser mit Alphornwedel –, konnte sich Weber nicht enthalten, mir zuzuflüstern. Anton Weber war mein Adlatus für den Bluttransfusionsdienst, den wir beide dort im fernen Russland in uns noch unbekanntem deutschen Lazaretten zu versehen hätten ...

Die Stimmung auf dem regenfeuchten Bahnhof war unterschiedlich. Einige gaben sich – wohl etwas zu betont – fröhlich und unsentimental. Die meisten aber waren beherrscht und ernst. Durchnässte Reporter eilten von einem zum andern, fragten und bekamen meist nur knappe und sogar unwirsche

Antworten. Schon hier in Bern knipsten und kurbelten Photographen an ihren Apparaten und schienen sich wichtiger vorzukommen als die Leute, denen ihre Geschäftigkeit galt. Die Abfahrtszeit rückte näher. Ein uniformiertes Regimentsspiel blies zum Abschied Militärmärsche. Die schweizerische Landeshymne erklang nicht. Auch fehlten Bundesräte, Weibel und Vertreter unserer Armee, nicht aber vereinzelt höhere Chargen des Roten Kreuzes, die uns das offizielle Abschiedsgeleit gaben. Es lag etwas Unsicheres in der Luft, eine Mischung von Improvisation, von halb Offiziellen und halb Privatem.

Mein Unbehagen verstärkte sich, als der deutsche Militärattaché Oberst von Ilseman mit vornehm-überlegen zur Schau getragener Miene, aber mehr konzilient als herablassend sich jedem einzelnen Teilnehmer der Ärztemission vorstellen liess. Weshalb fehlten unsere höheren Offiziere in Uniform? Wenn schon der deutsche Militärattaché eine Funktion zu haben schien, so doch erst recht unsere eigenen Militärs. Das beklemmende Gefühl, in einer unklaren Situation zu stecken, wuchs in mir, und ich konnte meinem treuen Helfer Weber gegenüber einige sarkastische Bemerkungen nicht unterdrücken. Sie wurden von Nebenstehenden gehört und mit missbilligender Miene quittiert. Obwohl es geheissen hatte, die Mission würde erst in Singen der deutschen Wehrmacht – übergeben –, hatte man schon hier auf dem Berner Bahnhof den Eindruck, dass ihre Macht bereits auf diesem Schweizer Hilfszug ruhe. Oberst von Ilseman bestieg mit uns den Zug. Der deutsche Gesandte in Bern, Minister Dr. Otto Köcher, war ebenfalls kurz auf dem Bahnhof zugegen.

Die Ärzte, Schwestern und Pfleger, etwa achtzig an der Zahl, kannten sich untereinander persönlich oder auch nur vom Hörensagen. Oberstdivisionär Eugen Bircher, der Obmann, der diese Ärztemission organisiert hatte, fehlte am Bahnhof. Wie wir später erfuhren, war er bereits, begleitet von einigen Mitarbeitern, mit dem Auto nach Berlin vorausgefahren, um mit den Dienststellen der deutschen Wehrmacht den Empfang

der Mission und ihre Weiterleitung an die Ostfront vorzubereiten.

Wir begannen uns im Zugsabteil einzurichten. Ein Abschiedsblick fiel auf die lieblichen Hügel des Mittellandes, auf die farbigen Herbstwälder unserer friedlichen Heimat, und der stürzende Rhein grüsste zu uns herüber. Ein etwas forcierter Ton machte sich in der Unterhaltung bemerkbar. Niemand fühlte sich so ganz sicher in dieser Mission, deren praktische Aufgabe uns zwar bekannt war – wir nahmen ja freiwillig daran teil –, deren Hintergründe für einige von uns aber nicht durchschaubar waren. Viele der Teilnehmer mochten beunruhigende Fragen im Gedanken an Schutz und Schild im Zeichen des Schweizerischen Roten Kreuzes zum Schweigen gebracht haben. Ich indessen dachte an mein Gespräch mit Oberstbrigadier Paul Vollenweider, dem Oberfeldarzt der Armee. Er hatte mich vor einer guten Woche zu sich ins Armeehauptquartier nach Interlaken rufen lassen – ich stand im Aktivdienst als Chef des Bluttransfusionsdienstes der Armee – und mich aufgefordert, mich als Zivilarzt dieser Mission anzuschliessen und dabei meine neuen Transfusionsgeräte praktisch zu erproben, also diese gewissermassen an der Front zu testen. Gleichzeitig aber hatte er mir nahegelegt, die Augen offenzuhalten. Bleibe wachsam – war die Maxime, die meine Haltung während der nächsten Wochen und Monate bestimmen sollte.

Je näher der Zug der Schweizer Grenze kam, desto stärker wurde die Spannung unter den Teilnehmern der Mission. Es warfast wie vor Beginn eines sportlichen Wettkampfes. Weber, der es auf der Sitzbank neben mir nicht mehr aushielt, suchte ausser den uns gegenüber Sitzenden weitere Kontakte, um mit seinen Witzen und Spötteleien die politische Einstellung der Missionsteilnehmer zu erproben. Als der Schnellzug schon auf deutschen Schienen brauste, kam eine eher lässig wirkende SS-Patrouille – ziemlich junge Burschen – durch die Schweizer Wagen geschlendert, mit den typischen Seitenblicken halb getarnter Kundschafter. Die beiden Schwarzuniformierten tru-

gen Pistolentaschen umgehängt. Weber konnte sich nicht enthalten, sie hochzunehmen: Ob sie da Scheren drin hätten, in diesen entzückenden Spieltäschchen? Wunderscheren natürlich, mit denen man einfach alles bis zu Drahtverhauen und Panzerplatten durchschneiden könne. – Natürlich auch Schlagbäume – das haben wir ja eben gesehen. –

– Und selbstverständlich auch Papier, wie zum Beispiel Verträge und Friedensabkommen ... –, ergänzte Sœur Manon sarkastisch.

Den jungen germanischen Recken wurde es etwas ungemütlich; wahrscheinlich stand in ihrer Dienstvorschrift nichts Genaues darüber verzeichnet, wie man sich einer Schweizer Ärztegruppe gegenüber verhalten sollte. Sie erhoben, halb verlegen, den Arm zum Hitlergruss und verschwanden, ohne sich auf die von Weber erhoffte Diskussion einzulassen.

Berlin, Anhalter Bahnhof! Nicht mehr die bunte Lebendigkeit wie in den zwanziger und frühen dreissiger Jahren. Es war jetzt ein Garnisonsbahnhof mit viel Uniformen, verhältnismässig wenig Lärm, ohne hastige Betriebsamkeit, aber auch ohne das freudig-geschäftige Gewimmel, das in Friedenszeiten in einem normalen Land die Atmosphäre des Bahnhofs prägt. Wir wurden von hohen Offizieren mit überlegener Freundlichkeit – Weber flüsterte etwas von – Mischung aus englischem und Ribbentropschem Stil – begrüsst und in den besten Hotels, – Excelsior –, Fürstenhof – und anderen, untergebracht. Hier fehlte auffallend die Vibration des namenlosen, internationalen, gepflegten Publikums. Der umsichtige Schliff des Personals schien ebenfalls am Abbröckeln. Vielleicht waren es die ersten Anzeichen der kriegsbedingten Nivellierung, die bereits im – Kraft-durch-Freude – Tiegel ihre Vorkriegsschmelze durchgemacht hatte.

Das Leben in der Reichshauptstadt wirkte ruhig, gegenüber früher fast asketisch. In den Buchhandlungen war das Angebot guter Bücher ärmlich, in den Schaufenstern sah man nur Tendenzliteratur, Traditionsverhöhnung und Siegesprotz, überall götzenhaft aufdringlich die Führerbildnisse und sepphosen-treue Darstellungen anderer Naziheroen, dazwischen wieder beklemmende Schmierliteratur über Juden, Christen und Bolschewisten. Rundfahrten zeigten uns die damalige Harmlosigkeit alliierter Bombenangriffe auf Schilfmattenattrappen, die lebenswichtige Stadtprofile vortäuschten: Brandenburger Tor, Zeughaus und das Alte Schloss. Aus diesem Scheingesicht schlug die stumme Klage umso tiefer in die Erinnerungen an das früher so mitreissend durchpulste Antlitz dieser Stadt. Aber die Verleugnung dieses echten Gesichts empfanden wir noch stärker in Moabit, wo sich Menschen mit dem Davidsstern ängstlich und gedrückt zwischen anderen Dahineilenden zu verstecken schienen. Eine unheimliche Luft wehte hier.

Später sass ich mit Dr. Robert Nicole, dem Basler Chirurgen, und Weber an einem kleinen Rundtisch in dem ehemals so grossen Wiener Café – Vaterland – . Auch hier hatte sich die Atmosphäre beunruhigend verändert. Die neudeutschen Marschlieder des schlechtgelaunten Orchesters wirkten provozierend in dem verstaubten Prunk der Stukkatur und dem Individualismus der altmodischen Marmortischchen. Dr. Nicole beurteilte voll nüchternem Realismus die Situation, und der politische Hintergrund unserer Mission bereitete ihm ebenfalls Sorgen. Plötzlich platzte ein Betrunkener in unser Gespräch hinein und versuchte, auf einem mitgeschleiften Stuhl zwischen uns Platz zu nehmen.

– Spaniolen? Italiener?- Wat denn sonst! – Egal! Ihr kommt alle noch dran! Nur hübsch fein warten ... Wenn der russische Klamauk vorbei ist, werden wir euch allen die Eier schleifen! –

Wir versuchten, den Kerl nicht zu beachten, und waren auch nicht zusammengerückt. Doch hatte er einige Worte von unserem Schweizerdeutsch verstanden.

– Det hab ik jerade noch jehört- Sch wizer! – Seit wann habt ihr denn hier wat zu suchen? Ihr Scheisskerle, ihr pomadigen! –

Obwohl Dr. Nicole, beschwichtigend lächelnd, den Streit-suchenden abzulenken suchte, war der Angriff nicht mehr auf-zuhalten. Der Kerl packte mich am Ohr und riss mit brutalem Ruck meinen Kopf auf die Tischplatte. In seiner rechten Hand hatte er plötzlich ein offenes Soldatenmesser. Da sprang Weber auf, packte den Säufer im Genick, bog ihn mit schnürendem Griff zurück und brüllte:

– Schluss jetzt, du Dreckskerl! Ich rufe sofort die Gestapo, die wird für Ordnung sorgen, verstanden? –, und er drängte mit festen Stößen seiner Knie den Betrunkenen zwischen den Tischen hindurch zur Ausgangstür. An den anderen Tischen hatte man aufmerksam den Vorgang verfolgt, aber niemand war geneigt gewesen einzugreifen, auch nicht die am Nachbar-tisch sitzenden deutschen Urlauber. Angeekelt verliessen wir bald darauf das Lokal.

Doch wir hatten noch den grossen Empfang in der Militär-akademie Fridericus Rex zu überstehen. Auch hier die be-klemmende neudeutsche Mischung: Der alte Saal aus einer Zeit, in der bei zwangsloser Reunion oder bei kaiserlichen Hoffesten die Kultiviertheit und Noblesse der Geladenen harmonisch mit dem Rahmen übereinstimmten, war jetzt marionettenhaft aufgeputzt mit den Emblemen der neuen Zeit, den Hakenkreuzen und protzigen Fahndraperien und Bildern des Führers, und unter den Geladenen waren neben den noch traditionsbewussten Vertretern des Adels auch hohe Offiziere des deutschen Heeres anwesend, aber nicht mehr tonangebend. Der Ton wurde bestimmt von – Heil Hitler – und lautstarker Wichtigkeit, doch war auch hier eine unter-gründige Spannung von Wachsamkeit und Misstrauen fühl-bar. Man hörte unwesentliche Namen, aber auch Namen, die selbst für uns Schweizer Klang und Farbe hatten. Man sah einige wenige Köpfe mit durchgeistigten Zügen und imponie-render Überlegenheit, aber häufiger Gesichter, bei denen man

hinter dem offiziell aufgelegten Ernst die Befehlshörigkeit, den würdelosen Ehrgeiz oder auch Angst und Unsicherheit spüren konnte.

Zu unserer grossen Verblüffung wurde hier ein regelrechter Staatsakt gespielt, mit der unverkennbaren Absicht politischer Wirkung. Wir – oder jedenfalls die meisten von uns – waren auf eine solche Bedeutung unserer Mission nicht gefasst. Wir staunten zunächst einmal über die Wichtigkeit, die uns hier beigemessen wurde. Nach einem festgelegten Plan wurden wir Schweizer unter die Repräsentanten des Dritten Reiches aufgeteilt, so dass schliesslich jeder Eidgenosse einen Würdenträger der Partei und einen höheren Offizier als Gesprächspartner zur Verfügung hatte. Das Ganze entbehrte nicht eines komischen Akzentes. Da sass mit breit ausladenden Ellenbogen ein biederer Schweizer Chauffeur, ohne Scheu die Tischkante unter sich begrabend, vor Kuchen und Tee und schwatzte wie zu Hause am Wirtshaustisch dem betretenen Tischgenossen mit den Gradabzeichen eines hohen Offiziers ein politisches Horoskop vor. Oder man sah einen zurückhaltenden Schweizer Arzt einem burschikosen Naziemporkömmling ausgeliefert, der ihn von der Unbesiegbarkeit Grossdeutschlands und der Sendung des Führers zu überzeugen versuchte. Was mich persönlich am meisten irritierte, war die Hakenkreuzfahne – das gehakte Kreuz – neben unserer Schweizer Fahne, unserem Schweizer Kreuz.

Es wurde Silentium geboten, und der deutsche Heeressanitäts-Inspekteur Professor Handloser ergriff das Wort. Er bot der Schweizer Mission Willkomm und Gruss in des Führers Namen. In seinen Worten lag viel ritterliche Anerkennung der Schweiz im Dienst der Humanität. Wie hätte es anders sein können! Doch im Gegensatz zur offiziell gelenkten Nazi-presse, die in dieser Ärztemission den Kriegseinsatz der Schweiz gegen Russland sehen wollte, unterstrich Handloser den durchaus unpolitischen Charakter unserer Aufgabe. Wie war das zu verstehen? War es Taktik, oder konnte man darin

bereits eine gewisse Gegenströmung erkennen, also das Zeichen der politischen Zwiespältigkeit? Ich liess für mich die Frage offen.

Anschliessend sprach in alemannisch akzentuiertem Hochdeutsch der schweizerische Obmann unserer Mission, Oberstdivisionär Bircher. Er schien sich der Grösse des historischen Augenblicks bewusst zu sein und verfehlte nicht, auch Pestalozzi und selbstverständlich Dunant zu zitieren. Allerdings kam er dabei ins Improvisieren und verstieg sich schliesslich zu der merkwürdigen Äusserung, er hoffe, dass endlich auch unsere jungen Schweizer hier den neuen deutschen Menschen kennenlernen, so wie er ihn seit Jahren kenne. Ich bemühte mich – und sicher ging es vielen von uns genau so wie mir-, interesse-los und gelassen vor mich hin zu blicken. Aber vielleicht lag doch mehr Absicht in diesen Worten und nicht nur der Lapsus linguae eines ungeschickten Redners? War es nicht vielleicht der passende Reim für manche Blicke, Bemerkungen und Gesten von Seiten einiger Teilnehmer, die uns drei Vertrauten, Weber, Nicole und mir, aufgefallen waren und die wir uns nicht recht deuten konnten? Wir hatten uns schon gefragt, aus was für Leuten eigentlich unsere Gruppe zusammengesetzt war, nach welchen Gesichtspunkten wohl die Teilnehmer seinerzeit ausgewählt worden waren. Fragen und Bedenken wuchsen, als einige unserer Leute demonstrativ Beifall klatschten. An anderen Tischen schienen die Schweizer zu applaudieren, weil es so Sitte ist. Doch an einigen Tischen klatschten nur die Deutschen.

Am nächsten Abend revanchierte sich der Schweizer Gesandte in Berlin, Dr. Hans Frölicher, mit einem hochhoffiziellen Empfang im schweizerischen Gesandtschaftsgebäude. Ein reiches kaltes Buffet mit den besten Schweizer Weinen fand regen Zuspruch. Frölichers Ansprache war form- und inhaltlos, vielleicht beides ohne diplomatische Absicht. Der allgemeine Verpflegungsrummel wurde nur für kurze Zeit unterbrochen.

– Na, grüss Gott, Bucher –, wurde ich plötzlich angedredet. Es war Ferdinand Sauerbruch, der damals weltbekannte Chirurg. Er schien von meiner Anwesenheit weniger überrascht als ich von der seinigen. Ich hatte als damals erster Assistent im Sanatorium Agra-Lugano Anno 1926/27 Sauerbruch anlässlich vieler Lungenoperationen näher kennengelernt. Er zog mich diskret in eine Fensternische und ging wie eh und je ohne Einleitung und Umschweife auf den Kern los: – Die ganze Sache hier, wissen Sie, es war meine Idee ... etwas musste geschehen ... zu dicke Luft hier, verstehen Sie? Die Schweiz täte mir verdammt leid ... – Er schaute mich vielsagend an. – ... das muss verhindert werden. Darum habe ich bei eurem Oberstdivisionär Bircher diese Mission vorgeschlagen. Eure Frontisten boten ja ein regelrechtes kombattantes Bataillon an. Es ist ja auch schon eine ganz schöne Zahl da vorne an der Front. Hand aufs Herz, Bucher, ich fühle mich noch immer ganz stark mit euch Schweizern verbunden – und man tut eben, was man kann. Hoffentlich nützt's. –

– Hoffentlich, Herr Geheimrat, hoffentlich ... Ich verstehe Ihren Optimismus durchaus, obgleich ich ihn leider nicht teile. Ich sehe die Sache sehr pessimistisch. –

– Na, wir werden sehen. Waren das noch Zeiten, Bucher, damals ... Übrigens, draussen, da wartet Schreckliches auf euch, ihr könnt viel lernen, in mancher Beziehung, meine ich. Dann auf gut Glück, mein Lieber, vielleicht sehen wir uns irgendwo vorn. – Sauerbruch hatte es plötzlich eilig, von mir wegzukommen. Mir war es eigenartig unbehaglich zumute. Weshalb zuerst diese alte Vertraulichkeit und dann plötzlich diese eilige Abwendung? War ihm in diesem hakenkreuzfeudalen Kreis meine Hoffähigkeit zweifelhaft geworden? Wahrscheinlich waren wir auch hier auf der Schweizer Gesandtschaft katalogisiert, jedenfalls war dies ohne Schwierigkeit aus den Nuancen der Begrüssung abzulesen. Frölicher hatte mich, aber auch Nicole und Weber fast provozierend kalt begrüsst.

Unser Lazarettzug war zwischen endlosen Kolonnen leerer Güterwagen eingekeilt. Wir warteten fröstelnd und ungeduldig im nieselnden Regen, bis wir endlich auf die einzelnen Wagen verteilt wurden. Wie in den Kajüten dritter Klasse eines mittleren Überseedampfers waren die Hängebetten den Fenstern entlang übereinander angebracht. Gute, stossichere und gepflegte Feldbetten mit sauberer Wäsche boten Platz für zweihundert Schwerverletzte. Für die Leichtverletzten waren gepolsterte Zweitklasswagen angekuppelt. Ein mit allem zeitgemässen Komfort ausgestatteter Operationswagen stand für Notfallbehandlung während der Fahrt zur Verfügung. Ein Esswagen, ein Kühlwagen mit reichlich Nahrungsmittelvorrat sowie ein Spezialwagen für den Chefarzt ergänzten als Lazarettzug die gut durchdachte Komposition. Dank einem zweckmässig installierten Zugtelefon funktionierte das Ganze wie ein gut eingespielter Organismus, für vier Wochen völlig autark, von jedem Nachschub unabhängig.

Stunden um Stunden vergingen. Die Mittagszeit war längst verstrichen. Die Spielkarten wurden klebrig, und eine ziellose Leere breitete sich bedrückend aus. Endlich begann der Zug zu rollen, und durch die nassen Fenster schielte etwas grau verhüllte Veränderung. Braun durchfurchte Felder, dann eine birkenreiche Heidelandschaft inmitten fruchtgesegneter Ebenen, ab und zu ruhige Dörfer zwischen Kiefern eingebettet, dann wieder weit angelegte Städte mit niederen Klinkerbauten in den feuchten Dunst geduckt. Hin und wieder hielt der Zug an. Urlauber stiegen ein. Sie schienen ausgeruht, wenn auch nicht aufgeschlossen für Gespräche. Sie hielten sich abseits, rauchend, aber ohne zu singen oder Scherze zu machen.

Ein erster militärischer Befehl rief früh zum Abendbrot. Im Esswagen gab es an kleinen Tischen fette Wurst und schwarzes Roggenbrot mit reichlich Butter. Wir blieben bis spät in den Abend bei Tee und Rum, und die Zungen begannen sich vorsichtig zu lösen. Doch die Missionsteilnehmer zogen sich früher als das Begleitpersonal der deutschen Heeres-

sanität zurück. Track ... track ... track ... track – der rhythmische Schlag rollender Räder dröhnte in der herbfeuchten Nebelnacht. Plötzlich durchzuckte ein grober Ruck den Zug. Er hielt an. Rauhe Befehlsstimmen drangen von weither zu uns. Durch eine Ritze des Verdunkelungsvorhanges fiel der dünne Strahl einer abgeblendeten Bahnhofslampe in unser dunkles Schlafabteil. Ich schob sachte den rauchgeschwärzten Vorhang zur Seite. Offenes Bahnhofsgelände mit ungedeckten Bahnsteigen verschwamm im Dunkel. Dr. Werner Brunner, der Zürcher Chirurg, der die Bettstelle unter mir belegt hatte, bemerkte meine Späher Tätigkeit.

– Weisst du, wo wir sind? – fragte er leise.

– Nein, noch nicht. Aber ich vermute, wir haben die deutsch-polnische Grenze hinter uns. Denn was da draussen gesprochen wird, klingt jedenfalls nicht mehr deutsch. –

– Meinst du, es sei vielleicht schon Warschau? – mutmasste Brunner. – Nach meiner Uhr wäre dies durchaus möglich. Übrigens ein glücklicher Zufall, dass wir zwei hier in die gleiche Kojе geraten sind. –

– Das scheint mir auch – Dr. Brunners Einstellung war mir vertraut, und so wagte ich zu sagen: – Auch mir sind nicht alle Herren in unserer Mission angenehme Reisegefährten. Ich hege da so mancherlei Zweifel ... –

Doch draussen sah ich plötzlich Bewegung. Eine lange, unförmige Menschenschlange, grau in grau, eben noch erkennbar, zwängte sich tastend über den Bahnsteig. Bewaffnete Uniformierte schienen sie gleich Viehtreibem zu dirigieren. Die Kolonne kam näher, ich konnte nun Männer, Frauen und Kinder, alle ärmlich gekleidet, unterscheiden. Fast jeder schleppte ein kleines Bündel, die Frauen trugen meist Kopftücher, die ihr Gesicht fast verhüllten. Die Kleinen hielten sich eng an ihre Röcke gedrückt. Dann wurde Halt geboten.

Brunner trat nun auch ans Fenster, um dieses düstere Schauspiel zu betrachten. Nach langer Zeit rollte ein leerer Zug mit Wagen ohne Klassenbezeichnung heran. Die dunklen

Gestalten begannen die Wagen zu stürmen und sich im Innern offenbar um Sitzgelegenheiten zu balgen. Auf dem schlüpfrigen Bahnsteig standen wie regungslose Schatten die bewaffneten Uniformierten. War es Polizei? War es SS? Wir vermochten es im diesigen Nebel und fahlen Schein der Bahnhofsbeleuchtung nicht genau zu unterscheiden. Nach einiger Zeit rollte der Zug mit seiner Menschenfracht in Richtung Osten. Unser Lazarettzug blieb noch lange stehen.

Ich hielt es im engen Schlafabteil nicht mehr aus und trat in den Gang, um eine Zigarette zu rauchen. Aus dem Abort kam verschlafen und gähnend die deutsche Zugswache. Der Soldat grinste verlegen und unsicher.

Ich fragte beiläufig: – Warschau, nicht wahr? –

– Ja, gewiss, dieses verdammte Drecknest. Das müssten Sie mal bei Tag sehen, und dann diese Saupolacken! Da schlafe ich schon lieber hier in der Scheisse ... –

– Sind Sie oft in Warschau? –

– Bloss immer durchgefahren –, brummte der Deutsche. Aha, also bloss vom Hörensagen, dachte ich mir's doch.

Da wird einfach nachgeplappert.

– Sagen Sie, da drüben vorhin – waren das wohl Umsiedler? – riskierte ich zu fragen; schliesslich hatte ich den Bur-schen bei einer dienstlichen Nachlässigkeit erwischt.

– Ja, Umsiedler, so kann man das nennen. Juden und Polacken, 's ist alles ein Pack. Die müssen nach Weissrussland zum Anbau, wenigstens zum Teil. Es gibt sowieso zu viele. Auflockern macht sittsam. Jawohl! – bekräftigte der Soldat seine Abortweisheit.

Inzwischen war auch unser Zug wieder angerollt und ratterte in steigendem Tempo in die dunkle Nacht hinein, irgendwo durch Polen. Düstere Militärzüge kreuzten Richtung Westen. Schwere Regenschauer klatschten gegen unser verhangenes Fenster.

– Docteur –, begann am andern Morgen nach dem Frühstück Sœur Manon, die blauäugige Lausannerin, – Docteur,

Monsieur Bircher a vu votre livre – und deutete dabei auf mein französisches Bluttransfusionsbuch von Jeanneney und Riggenbach.

– Na und? Was hat er daran auszusetzen gehabt? – fragte ich zurück.

– Er fragte mich, wer diesen welschen Quatsch mitgeschleppt habe. –

Sœur Manon, die hübsche und gepflegte Brünette mit dem zarten, intelligenten Madonnengesicht, wirkte doppelt erfreulich in dieser rauhen Männeratmosphäre. Sie sprach fließend Englisch, Deutsch und Italienisch ausser ihrem heimatlichen Französisch.

– Als ich –, fuhr die Schwester fort, – Bircher erklärte, dass es Ihr Buch sei, liess er nur ein einziges, aber vielsagendes Wort fallen: 'Natürlich!' –

Ich schaute Sœur Manon schweigend, aber beredt in die Augen. Wir hatten unseren Code bereits unauffällig in Bern vereinbart, und es sollte sich im Laufe der nächsten Zeit zeigen, dass sich unser kameradschaftliches Einvernehmen menschlich und sachlich bestens bewährte.

Dunkelgrüne Fichtenwälder zogen an den Fenstern vorbei. Über Brest-Litowsk ging es tief nach Weissrussland hinein.

– Auf zum Vortrag –, durchlief ein Befehl den Zug. Man versammelte sich im Esswagen, wo Bircher über die Strategie des Polenfeldzugs zu sprechen begann. Er hob vor allem die Genialität der neuen deutschen Kriegführung hervor. Was dieser Schweizer Missionsobmann vorbrachte, war nichts Neues. Es war wohl mehr für die Deutschen als für uns Eidgenossen bestimmt. Instruktionen über Sanitarisches und die Tagesbefehle folgten.

Dr. Brunner vertiefte sich dann etwas ostentativ in das schweizerische Standardwerk über Kriegschirurgie von Dubs.

– Ich weiss nicht, wie oft ich schon darin gelesen habe –, sagte Dr. Brunner zu Schwester Maria. – Ein feines Buch; unerschöpflich, was dieser Mann geleistet hat. Das Verblüffende

daran ist, dass Dubs, dieser Schweizer Oberst, der den Krieg nie mit eigenen Augen gesehen hat, dies alles aus der Tiefe seines wägenden Verstandes heraus schrieb. Sie müssen einiges darin studieren. – Dann gab er seiner Stimme besonderen Nachdruck: – Ich meine nicht nur wegen der konkreten kriegsmedizinischen Richtlinien, sondern ganz einfach deshalb, weil hier ein Schweizer – verstehen Sie, Schwester, ein wirklich echter Schweizer! – eine international gültige, schöpferische Leistung vollbracht hat. –

Schwester Maria nickte ihr Einverständnis, und Schwester Hedi, die erfahrene Operationsschwester, lachte offenherzig dem Chirurgen zu. Sie kannte die Jünger Äskulaps nicht nur von der beruflichen Seite. Sie wusste auch über das in beredtes Schweigen gehüllte Pro und Kontra dieser sogenannten freiwilligen Ärztemission besser Bescheid, als es vielleicht dem Obmann lieb wäre, wenn er es erführe. Ihre klugen grauen Augen und hellen Gesichtszüge strahlten Erfahrung und Güte aus. Ihre auf die chirurgische Mitarbeit eingeübte Haltung liess noch genügend Spielraum, sich auch persönlich mit der Umwelt auseinanderzusetzen, auch mit Dingen, die unausgesprochen, wie heikle Vibrationen, diese fremdartige Atmosphäre mehr und mehr zu durchdringen schienen. Es war einem wohl in der Nähe dieser aufrechten Frau aus dem Kanton Schwyz. Sie war nicht die einzige Stauffacherin dieser Mission.

– Wir wollen etwas singen –, regte sie aufmunternd heiter an.

– Also los –, riefen die andern.

– Es Burebüebli mag i nid – wurde angestimmt und von den Umstehenden mit Erleichterung aufgenommen. Es klang heimlich. Dr. Otto Rieder tauchte auf, vom Gesang angezogen. Ihm war nicht entgangen, dass allenthalben Heimwehstimmung um sich gegriffen hatte, und er, der sonst so ernste und stille Arzt aus dem Simmental, fiel selbst mit voller Lautstärke ein. Ich versuchte mich auf die Notizen für mein Tagebuch zu konzentrieren.

Auf dem Nebengeleise hielt ein Zug, und der Gesang brach ab. Dr. Brunner liess das Wagenfenster herunter. Deutsche Verwundete beugten sich mühsam aus dem Fenster. Man sah hinter ihnen, wie eng zusammengepfertcht die anderen dort sassen, einer mit einem dicken Kopfverband, einer mit gegipstem Arm in der Schlinge, einer mit kreuz und quer verklebtem Gesicht wie nach einer Mensur; alle wirkten müde, erschöpft. Es waren ältere und jüngere Jahrgänge, schwer einzuschätzen wegen ihrer Stoppelbärte. Einige versuchten zu scherzen, andere verhielten sich still und schauten nur fragend herüber. Dr. Brunner versuchte mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

– Wie lange seid ihr schon unterwegs? –

– Fünf Tage schon – aber es macht nichts – Hauptsache Richtung Heimat! –

– Wie lange dauert's noch bis Moskau? Habt ihr es bald geschafft da vorn? – fragte er einen stämmigen Hamburger.

– Na, ich rechne noch acht Tage. Der Russe haut ab. Vom ist alles in Auflösung. Trotzdem bin ich froh herauszukommen. Für euch gibt's viel Arbeit dort, das kann man wohl sagen. Aber wenn schon ... Ablösung ist immer gut! –

War es Zuversicht? War es Galgenhumor? Dieser deutsche Soldat schien jedenfalls zu glauben, was er sagte. Dr. Brunner reichte ihm einige Zigaretten hinüber.

– Edelkraut, was? – stutzte der deutsche Krieger. Seine plumpe Hand griff zu. Er behielt eine für sich und gab die andern seinen Kameraden weiter. Allgemeines Erstaunen.

– Woher kommt denn ihr? So was haben wir seit langem nicht mehr gehabt! Schweizer Zigaretten! –

– Wir sind Schweizer. –

– Zum Teufel! Schweizer seid ihr? – Allerhand –, ach so seht ihr aus? Na, da schau her! –

Er konnte unsere Schweizer Missionsuniform nicht kennen. Der Verwundetenzug rollte weiter, Richtung Heimat, die damals noch an vielen Orten voll siegessicherer Zuversicht

mehr oder weniger willig die Opfer auf sich nahm. Ob einer dieser Burschen wohl ahnte, dass er eigentlich als Missbrauchter nach Hause geschoben wurde, wie eine havarierte Maschine in die Werkstatt, um möglichst bald wieder geflickt aufs Neue in den Hexenkessel geworfen zu werden? Mehr als einer wird es so empfunden haben, die Stillen im Hintergrund, die sich nicht neugierig ans Fenster gezwängt hatten ...

Schwarze Krähen flogen im Tiefflug dem Zug entlang. Die herbstliche Landschaft hellte sich unter den noch warmen Sonnenstrahlen auf. Die Föhrenwälder blieben zurück, während unser Zug weiter nach Osten rollte. Rübenfelder zogen eintönig vorüber. Nirgends ein Mensch. Nur ab und zu ein ausgedienter Motorpflug, da und dort rauhes, ungerodetes Gehölz, oft mit alten Weiss- und Rottannen und rachitischen Birken durchsetzt. Fern am Horizont im Südosten bauten sich breite, grau-weiße Wolkenwände auf, zu solcher Höhe, dass sie vornüber zu stürzen schienen. Auch mit scharf spähenden Augen konnte man nirgends Wild entdecken. Geflüchtet oder getötet? Und der leere, freudlose Tag glich der ausgestorbenen Landschaft.

In der Nacht wurden wir oft gestört. Immer wieder hielt der Zug brüsk an, und man hörte an seinen Flanken rauhe Männerstimmen laute Befehle und Flüche ausstossen. Die Zugwachen wurden verstärkt und mit je zwei schweren Maschinengewehren versehen. Der Zug kroch immer langsamer über weite Strecken. Die neuen, von der deutschen Wehrmacht oder Organisation Todt gelegten Schwellen ächzten und krachten.

– Wisst ihr eigentlich, wo wir eingesetzt werden? – fragte Dr. Nicole. Er hatte es soeben im Ordonnanzwagen erfahren. – Es geht nach Smolensk, etwa vierhundert Kilometer vor Moskau und hundert Kilometer hinter der jetzigen Front. –

Damit war die tagelange Ungewissheit gewichen.

– Wir sind in Weissrussland. Seht dort am Horizont die Silhouette einer grossen Stadt. Es könnte Minsk sein –, rief Brunner.

Nach einer guten halben Stunde hielt der Zug inmitten eines lichten Bahnhofareals. Die Spuren des Krieges hatte man zu beseitigen versucht. Doch in der Ferne verrieten Mauerreste und Bauten ohne Dach mit dunklen, ausgebrannten Fensterhöhlen seine verheerenden Spuren. Ein deutscher Offizier stieg ein, dann folgten eine Menge SS-Leute mit umgehängten Karabinern. Sie waren quer über die Geleise dem Zug entgegengekommen und verteilten sich nun längs der Wagen. Ab und zu bückte sich einer tief, um den Zug von unten zu besehen. Der Offizier begrüßte gutgelaunt seine deutschen Kameraden und den Schweizer Stab. Der Bursche, der als Kellner Dienst tat, brachte Rum, langsam und umständlich, so wie es Dienstmädchen zu tun pflegen, wenn sie etwas vom Tischgespräch erhaschen wollen. Der Zug lag stundenlang still, und wir vertraten uns auf dem Bahntrasse die Beine. Weber plänkelte mit einigen Schwestern, während ich gegen den letzten Wagen schlenderte, wo die Küche untergebracht war. Der Kellnerbursche war mit Abwaschen beschäftigt.

– So viel Geschirr auf einmal? Auch keine Kleinigkeit, wie? – redete ich ihn an.

– Es geht. Das wäre nicht so schlimm. Wenn es nur nichts Schlimmeres gäbe ... – Es war kein Geheimnis, dass man vorn unablässig Nachschub brauchte. Ich wusste nicht, ob der Bursche darauf anspielen wollte.

– Flotte Jungens da, die SS, die da den Zug inspizierten. Bei denen sollten Sie Dienst tun, so ein Kerl wie Sie! – probierte ich auf gut Glück.

– Meinen Sie wirklich, Doktor? – Er schien sich geschmeichelt zu fühlen.

– Gewiss, gewiss. Es ist zwar nicht jedermanns Sache. –

– Nee, das sicher nicht. Das kann man weidlich flüstern. Doch man gewöhnt sich schliesslich an alles, so sagen sie wenigstens. –

– Natürlich – und, und schliesslich muss auch das sein ... –

versuchte ich nachzuhelfen. – Ich meine, die SS ist doch gerade im eroberten Hinterland, in der Etappe sehr notwendig. –

– Ja, sicher, ohne die ist nichts zu machen. Übrigens war wieder allerhand los hier in Minsk ... – Der Bursche schaute sichernd um sich. Er schien Vertrauen gefasst zu haben.

– So? –

– Dreitausend sollen sie heute umgelegt haben, erzählte vorhin der SS-Offizier. Wie Kraut und Rüben durcheinander-geschmissen. –

– Ganz hübsche Zahl, so dreitausend an einem Tag –, sagte ich grimmig. – Wie das nur möglich sein kann? –

– Vorwände gibt's 'ne Menge, wenn's sein muss. Sie liessen einen jungen SA-Mann mit einem Schubkarren voll Brot mitten durch das Getto pilgern. Da haben's die Juden so richtig mit dem Hunger zu tun gekriegt. Die sind ja ohnehin vor lauter Nichts-zu-fressen-Haben am Krepieren. So machten sie sich über die Brote her und haben den SA-Mann gemein verprügelt. Der kam hernach zwar ohne Brot, doch arg vermöbelt auf der anderen Seite an. Nun, so was lässt sich ein Deutscher wiederum nicht gefallen. Also wurden sie geschnappt und kurzerhand erledigt, ratzekahl, das ganze Judenpack mit Maschinengewehr. Strengt nicht an, ist bald vorbei. Und ausserdem, die Gettos sind ja ohnehin stark überfüllt. Zu viele liegen nachts im Freien, und mal muss wieder Luft gemacht werden. Wo soll man denn mit all den andern Juden hin, die in Deutschland, Holland, Frankreich und weiss Gott wo sonst noch gegen uns sind? Es geht ihnen doch besser so, als immer in der Ungewissheit zu leben. Nee, das ist ja selbst für einen Juden auf die Dauer nicht mehr auszuhalten. Nicht wahr, Herr Doktor? Nee, ich selber bin nicht für die Quälerei, da will ich schon lieber nichts damit zu tun haben

... –

– Ja, Ungewissheit ist auf alle Fälle etwas Ungewisses ... – Ich wandte mich ab, um meine Wut nicht zu zeigen, und schlenderte scheinbar gelangweilt weiter. Ich hatte genug

vernommen. Ich stolperte über die Geleise und schlug beinahe hin. – Sauhunde! – knirschte ich vor mich hin.

Später schrieb ich die erste Feldpostkarte an meinen Vater zu Hause: – Heute, den 23. Oktober 1941, haben wir Weissrussland erreicht. Die ersten Zeichen des Krieges mehren sich. Wir sind im Lazarettzug gut aufgehoben und verpflegt. Wir kennen unser Reiseziel noch immer nicht und dürfen auch später nicht darüber schreiben. Man tritt dem Leben mit mehr Ernst entgegen. Kein Soldat nimmt es leicht oder mit Sorglosigkeit. Versteh mich recht, ich denke viel an Dich, an Euch alle. Macht Euch keine Sorgen, es wird schon alles gut gehen. – Unser Code bestand darin, dass geheime Mitteilungen im Satz vor dem Stichsatz – Versteh mich recht – enthalten sind, und zwar in den Anfangsbuchstaben vom Satzende rückwärts zusammengesetzt. So konnten sie daheim – Smolensk – entziffern.

Weber brachte Munition für unsere Schweizer Ordonnanzpistole. – Füll die Magazine auf –, befahl ich ihm. – Aber noch nicht die Brownings. – Täglich kontrollierte ich mit Weber zusammen die Chemikalien und Blutseren, sie durften nicht feucht werden. Auch unsern Bestand an Kreislaufmitteln, unsern Proviant und die Fachutensilien, auch die Bluttransfusionsgeräte überprüften wir regelmässig. Wir waren fast wie Polarforscher ausgerüstet. – Mich wundert's nur, wie es die Deutschen vorn machen. Man hört so nichts –, sagte ich zu Weber, als wir in unserem Depot allein waren.

– Der Obmann hat bis jetzt keine Silbe verlauten lassen –, meinte dieser.

– Kunststück. Ich weiss bestimmt, dass er davon keine Ahnung hat. Doch darüber hinaus – ich hab' aus der ganzen verdächtigen Zurückhaltung des deutschen Zugchefarztes das bestimmte Gefühl, als ob in dieser Frage bei der deutschen Wehrmacht einiges nicht klappt. – Bei meinem treuen Weber musste ich mir einmal wieder Luft machen. – Der deutsche Kollege wich mir nämlich aus, als ich die Frage anschnitt... –

– Kein Wunder, die haben alle Angst, den Mund aufzumachen, vor allem wenn es so von SS wimmelt wie heute Morgen. – Unsere Kontrollarbeit war zu Ende.

Weiter, immer weiter ging die träge Fahrt. Ausser den immer wieder vorbeiziehenden Schwärmen von Raben sah man auch jetzt nirgends ein Lebewesen. Die weiten Landstriche schienen unberührt, wild versteppt, aber nicht bedrohlich, eine unendlich weit sich ausdehnende Landschaft, ohne Blumen zwar, aber doch bunt in den gedämpften Farben des herbstlich rotbraunen Laubs. Die bleiche Sonne versank mit einem gespenstischen Strahlenhof am Horizont, und ein merkwürdig fahles Abendlicht breitete sich aus. Das Herz wurde schwer vor Heimweh.

Was gab es denn dort? Ein Schlagschatten zuckte auf, dann war der dunkle Spuk vorbei. Da wieder! – ähnlich wie vorher. Und wieder versinkt das gespenstische Wesen in den schwarzen Schutz verschwommener Mauerkonturen. Abgerissene Blöcke, zerbröckelte Fenster, wie stumme Gaffer. Doch da? Just neben dem Geleise ein höckeriges Viereck, wie in den Boden gezeichnet. Restgemäuer und der Fuss eines dicken Kamins. Ein Stückweit fehlt das schmale Strassenband, unterbrochen von einer Senke, nein von einem Geschosskrater mit geschwürig aufgeworfenem Rand. Doch rasch alles wieder weggewischt in der zunehmenden Dämmerung. Die Sterne des Orion auch hier. Bis tief in die Nacht stand ich am Wagenfenster und starrte in das vorüberhuschende Dunkel.

Da plötzlich zuckten metallene Geräusche in den eintönigen Schlag der Räder. Jetzt schienen sie sogar ganz in der Nähe. Ich suchte angestrengt die Finsternis mit den Augen zu durchdringen. Plötzlich hielt der Zug an. Gewehrschüsse in der Ferne. Dann war wieder unheimliche Stille. Ich öffnete vorsichtig das Fenster. Da plötzlich ein kalter Schnappschlag eines eben eingekoppelten Bajonettstliffes. Maschinengewehr in Stellung? Partisanen? Dann kamen Soldaten. Sie trugen, im dünnen Lichtfaden ihrer blauen Laternen erkenn-

bar, erst Schaufel und Pickel, dann im Gleichschritt wippende Eisenbahnschienen daher. Ein Gewehrschuss klatschte nahe im Gehölz. Eine Maschinengewehrsalve warnte breit gellend zurück. Man hörte, wie weiter vorn deutsche Soldaten arbeiteten. Dann sprach es sich herum, dass Partisanen den Schienenstrang aufgerissen hatten. Bis in den frühen Morgen blieb der Zug blockiert. Als der Tag heraufdämmerte, zogen wieder lange Wagenschlangen, überfüllt mit Verwundeten, nach Westen.

Im Essraum dozierte unser Obmann Bircher seinen Morgenvortrag, diesmal über das Doppel-Cannae von Wjasma-Brjansk. Die zupackende deutsche Strategie und den errungenen Waffenerfolg stellte er glorifizierend heraus, und der Vortrag schien weder auf die Schweizer noch auf die deutschen Ärzte und Offiziere seine Wirkung zu verfehlen. Inmitten der Rede hielt der Zug plötzlich an. Vor den Fenstern breitete sich ein noch fast unversehrtes Dorf, dessen niedrige Mörtelhäuser bis nah über den Erdboden mit Stroh bedeckt waren. Unmittelbar neben den Geleisen sahen wir in ein von hohen Stacheldrahtzäunen umgebenes Durchgangslager für russische Kriegsgefangene, die von SS-Leuten bewacht wurden. Wie Geisteskranke im Hof einer Irrenanstalt liefen die Gefangenen an allem, was sie umgab, vorbei, hin und her, hin und her, ohne Ziel und Richtung, ohne Absicht und Befehl. Sie wirkten wie entseelt, nicht nur verwaorlost und ausgehungert! Einige trugen Schaufeln und setzten sie ungeschickt an, wie kleine Kinder auf dem Spielplatz, und blieben in dieser Haltung wie gebannt, als hätten sie vergessen, die kleine Last vom Platz zu schaufeln. Ein schriller Ruf erst peitschte sie auf. Bald aber lag wieder die Apathie über diesem trostlosen Bild.

Mit einer abschätzigen Kopfbewegung lenkte Bircher, der seine Rede unterbrochen hatte, die Zuhörerschaft auf die traurige Szene: – Da seht euch dieses Pack einmal an, da draussen! Russische Gefangene! Wie die aussehen! –

– Quel sadiste! – raunte Sœur Manon zu Dr. Nicole.

– Wenn ich mir das ansehe, so erinnert es mich fast an unseren freiwilligen Arbeitsdienst in der Schweiz. So fleissig arbeiten diese auch! – fuhr Bircher fort und hielt dies wohl für ein glänzendes und witziges Bonmot.

Doch die frostige, lautlose Stille, die diesen Worten folgte, machte ihn fast etwas stutzig. Selbst seine Gesinnungsgetreuen waren offensichtlich mit dieser Frivolität in ihrem Anschlusseifer überfordert, denn sie vergassen, Beifall zu bekunden.

Als wir nach diesem Vortrag unter uns waren, Brunner, Nicole und die drei Schwestern Manon, Hedi und Maria, konnte Weber nicht mehr an sich halten und polterte los. Da es sinnlos war, im jetzigen Augenblick einen Aufruhr heraufzubeschwören, versuchte ich ihn zu beruhigen:

– Auch mir bereitet die ganze Sache Sorgen, aber wir können vorläufig nur abwarten und beobachten. –

– Eben! Es hat ja keinen Sinn, sich aufzuregen –, warf Brunner verärgert ein; – es rollt ja alles genau so, wie es muss und wie ich es übrigens erwartet habe. Vor unserer Abreise hat mich Bircher in Bern zu sich gerufen und erklärt, man habe ihm gemeldet, ich sei englandfreundlich. Er aber könne keine englandfreundlichen Missionsteilnehmer brauchen. Doch konnte ich mich auf General Guisan und auf unseren Oberfeldarzt berufen, und da getraute er sich nicht, weiterzugehen. Aber schau dir doch den Hauptharst dieser Mission an! Nur einige passen unserem Obmann nicht in den Kram. Haltet lieber eure Augen offen, als jetzt schon Mais anzurichten. –

Weber hatte verstanden, aber seine Wut noch nicht verdaut. Er verliess das Coupé und schritt im Laufgang auf und ab, eine Zigarette nach der andern qualmend. Die nur halb gerauchten Stummel warf er fluchend auf den Boden und zertrat sie zweimal mit dem Stiefel. Wir andern diskutierten in ruhigerem Ton, aber wohl nicht weniger besorgt weiter.

– Hurra, hurra, heil – heil – Sieg heil! – dröhnte es plötzlich

durch den Laufgang. Es war Dr. Knapp, der Zahlmeister und Adjutant des ärztlichen Leiters der Mission, Dr. von Wyttenbach, mit dem Übernamen – die Brille¹ –. Er riss die Coupétüre auf und schrie: – Rostow soeben gefallen – Rostow soeben gefallen! Bravo, bravo! – Wir starrten ihn schweigend an, als wäre er ein Irrer. Da er kein Echo fand, zog er sich rasch wieder zurück².

– Hoffentlich wird Weber da draussen keine Schwingete mit diesem siegestrunkenen Hirtenknaben anfangen –, bemerkte Nicole sarkastisch.

Am Abend nach dem spärlichen Nachtmahl blieb man im Esswagen noch beisammen sitzen. Einige Schweizer versuchten Heimatlieder zu singen. Dann fanden sich eine Gitarre, eine Mund- und eine Ziehharmonika zu einem Trio. Es war kein grosses Repertoire, was die beiden Offiziersburschen und der Küchenjunge brachten, aber es entsprach der Stimmung. Schliesslich sangen sie – Unter der Laterne vor dem grossen Tor ... – Auch Weber und Schwester Manon summten mit, und bei der dritten Strophe sangen alle den Refrain – Lilli Marlen – .

Der Obmann sass mit deutschen Offizieren an einem Tisch. Es wurde gewaltig dahergeschwätzt, der handfeste Rum tat seine Wirkung. Ich zögerte meinen Rückzug hinaus, auch Weber hatte Lust zu bleiben. Der deutsche Chefarzt mit dem Bocksbärtchen verkündete mit funkelnden roten Äuglein: – Ich bin Ehrenbürger von Heidelberg – da fiel ihm unser Obmann eifrig ins Wort: – Ich bin es auch, Bürger von Heidelberg, Ehrenbürger! – und erhob sich schwer. Der kleine Bocksbart wich ängstlich zur Seite.

¹ Dr. jur. Willy Knapp war seit 1934 Mitglied der Nationalen Front. Unmittelbar nach Beendigung der Aertzemission im Januar 1942 kehrte Knapp illegal nach Deutschland zurück und war als Oberscharführer der Waffen-SS in Jugoslawien tätig. Seither ist Knapp vermisst.

² Wie sich herausstellte, wurde diese Wehrmachtsmeldung viel zu früh durchgegeben, denn Rostow wurde erst später, ungefähr Mitte Dezember, von den Deutschen erobert.

– Ich bin es auch, Ehrenbürger von Heidelberg –, wiederholte er nochmals im Brustton bacchantischer Geltungsfreude. Als Student mag er manch tollen Streich in der alten Stadt am Neckar mitgespielt haben. Zum erstenmal empfand ich Bedauern mit diesem früher so angesehenen Chirurgen. So wurde es spät und später. Unvermittelt ritt Bircher eine neue Attacke. Zu mir gewandt sprach er: – Es gibt bei uns auch noch genug Leute, die das hier nicht verstehen wollen. So zum Beispiel Ihr Verwandter, Ihr Vetter in Luzern, Nationalrat Kurt Bucher¹, der ist auch so ein Unverbesserlicher. –

– Schweigen Sie, Kollege Bircher, beherrschen Sie sich bitte, verstehen Sie – keine Silbe mehr darüber. Ich möchte mir verbeten haben, dass Sie den Namen meiner Familie abschätzig erwähnen. –

– Nun ja, Sie sind ja auch so ein berühmter Luzerner. –

– Schämen Sie sich –, schrie ich ihn an und schlug die Faust auf die Tischplatte, dass die Gläser klirrend hochsprangen.

Endlich verstummte der Obmann betroffen. Einige Sekunden verstrichen wortlos.

– Sagen Sie, meine Herren, das ist doch wohl ein ernsthafter Streit, den Sie da führen? – fragte der deutsche Chefarzt leicht betreten. Er hatte die im Schweizer Dialekt geführte Auseinandersetzung nicht ganz verstanden.

– Ach was –, lachte ich, – das nennt man bei uns in der Schweiz freie Meinungsäußerung. – Damit verabschiedete ich mich mit Weber.

Mehrmals schreckten wir in dieser Nacht aus schwerem Schläfe auf. Es wollte und wollte nicht vorwärtsgehen. Ein schneidender kalter Wind suchte durch alle Ritzen Einlass.

Der Wagen ächzte in allen Fugen. Ich äugte hinaus. Dort gegen Norden brannte es rot und grün. Ich glaubte das Feuer

¹ Nationalrat Kurt Bucher, der damalige Führer der Luzerner Liberalen, hatte am 7. Juli 1933 im – Löwengarten – in Luzern mit seinem Freund Dr. Hans Bachmann eine Versammlung der Zürcher Frontisten mit Gewalt auseinandergetrieben, ein Akt der Selbsthilfe gegen das Aufkommen des Nazitums.

in weiter Ferne, dann aber sah ich spitze Flammenzungen, deren zitternde Funken in die Nachtluft davoneilten, kaum zweihundert Meter abseits. In der Nähe bewegten sich unruhige Schatten vor dem grellen Feuerschein. Der nur noch kriechende Zug blieb vollends stehen.

– Eine Heinkel 88 brennend abgestürzt, hart backbord, erledigt –, bemerkte kurz im Vorbeigehen der Offiziersbursche. Seine Augenbrauen waren versengt, seine Hände schwarz. Er hatte sich wohl neugierigerweise zu weit vorgewagt, oder hatte er helfen wollen?

– Es ist nichts mehr zu machen, die Besatzung ist tot ... – Langsam begann der Zug wieder anzurollen; die eintönige, schleppe Fahrt ging weiter.

Gegen zwei Uhr morgens versammelten sich die Schweizer im Laufgang. Von Wyttenbach hatte durchsagen lassen, dass man laut Zugsmeldung in wenigen Minuten die Beresina überqueren werde. Man verteilte sich an den Wagenfenstern.

– Fenster runter –, kam ein Befehl. Der kalte Nordwind hatte ungehindert Zutritt und durchfegte das undurchdringliche Dunkel des Zugsinneren. Die Räder klopften hell und metallenen, dann auf einmal tief und hohl dröhnend. Es war der vertraute Ton der Eisenbahn auf einer Brücke. – Beresina! Beresina! – hallten die Ausrufe durch die Nacht. Und dann rauschte es auf: – Unser Leben gleicht der Reise eines Wanders in der Nacht, jeder hat in seinem Gleise etwas, das ihm Kummer macht ... – Barhäuptig sangen sie es, und die feierlichen Töne mischten sich mit dem gurgelnden Wasser, das unter dem vorsichtig fahrenden Zug vorüberströmte. Hier geschah es vor mehr als hundert Jahren, dass Schweizerblut den Rückzug des Korsen vor dem Ansturm der Kosaken deckte. Schweizerblut, damals im Dienste Napoleons, und heute? ... Nicht im Dienste Hitlers? – Nein, niemals – oder: hoffentlich nicht! Wir sind hier im Dienst der Humanität, des menschlichen Helfens, nicht des politischen Handelns, im grossen Zeichen Henri Dunants – versuchte ich meine Ge-

danken von den drückenden Befürchtungen abzulösen. Damals – da färbte Schweizerblut die Ufer und die Fluten der Beresina, da liessen Schweizer, in Knechtschaft geraten, ihr Blut. Und heute? Sind nicht Schweizer freiwillig in den Reihen deutscher Sturmkolonnen dort vorn, warum, weshalb? Doch nicht um Sold und Beute missachten sie die Gefahr. Warum also dann? Die ahnungslosen Burschen – oder sind es schnöde Verräter, die die Gefahr missachten, die dem eigenen Heimatland droht?

In dieser Nacht fiel zwischen Borissow und Orscha Schuss um Schuss. Und als der stille Herbstmorgen über der braungrauen Steppe Russlands heraufzog, wurde sichtbar, dass der Tod den Zug umgab. Zu beiden Seiten des Schienenstranges lagen erschlagene russische Soldaten im eigenen Blut. Sie waren als Gefangene ausgebrochen und wollten sich, im Räderwerk eines anderen Lazarettzuges versteckt, unter grossen Qualen mittragen lassen, zurück in den heimatlichen Osten, zurück in die eigenen kämpfenden Reihen. Sie waren entdeckt und von Bahnpolizei und SS sofort erschossen worden. So berichtete die Zugswache. Wir schlossen die Fenster. Die weite russische Erde begann sich wie in stummer Totenklage in Nebelschleier zu hüllen.

In Orscha lag viel deutsches Militär. Die Stadt sah mitgenommen aus und schien ein Riesenarsenal von Waffen zu bergen. In Baracken wurde wohl für die Verpflegung der Soldaten gesorgt, die nach dem Urlaub sich zur Weiterreise hier sammelten. Die meisten sahen fröhlich und zuversichtlich aus. Sie erzählten wenig. Wozu auch? Vor ihnen leuchtete der neue Sieg. Was gab es da zu diskutieren? Und warum nicht? – Führer befiehlt, wir folgen dir! – Das war ihr eisernes Brevier. Der Führer wusste schon, wie es kommen musste, es ging ja auch bisher immer wie am Schnürchen! Oh, diese naiven Burschen!

Den Morgenvortrag im Esswagen hielt der zweite Lazarettzugsarzt über erste Hilfe im modernen Krieg. Er redete viel,

doch wenig Überzeugendes. Es fehlte ihm jener tiefe Ernst, der durch das Selbsterlebte geprägt wird.

– Gehirnschuss, heikle Sache, fast so ähnlich wie ein Bauchschuss zu behandeln. Nicht viel zu machen. Am besten man lässt sie liegen und baut eine Hundehütte darüber. – Und immer höher griff er: – Achtundneunzig Prozent aller Verletzten werden wieder heil und völlig fronttüchtig hergestellt. –

Endlich fand er zum Schluss. Der Beifall blieb nicht aus. Nicht alle Missionsteilnehmer waren in der Lage, zwischen der glatten Form und dem mageren Inhalt seines Vortrages zu unterscheiden. Der Redner forderte auf, noch Fragen zu stellen. Doch eine Diskussion kam nicht in Gang. Warum hätten wir auch diese Pseudokapazität in die Enge treiben sollen? Doch Obmann Bircher dankte mit Worten höchster Anerkennung. Dann wies er unvermittelt mit einer Handbewegung auf mich und forderte den Stabsarzt auf, mich über den Wert der Bluttransfusion an der Front aufzuklären.

Verlegen ob seiner schlecht getarnten Unwissenheit fing dieser an: – Nun ja, die Bluttransfusion, hm ja, das kann ich Ihnen gerne verraten, ist eine grosse Nebensache, sozusagen – hm, etwas, womit sich nur der Internist noch gelegentlich befasst, nicht aber der Chirurg, und schon gar nicht der Frontarzt, dazu bleibt uns keine Zeit. Es ist auch nicht so wichtig. Auf jeden Fall, vorne wird überhaupt fast nie transfundiert. –

Weber stand neben mir und murmelte etwas vor sich hin.

– Komm –, sagte ich ruhig zu ihm. Brunner und Nicole kamen auf mich zu, und wir verliessen zu viert das Abteil, die andern sich selbst überlassend.

Gleich hinter uns kam Schwester Hedi Meier, die währschafte Zürcherin. Ich hatte sie noch laut und demonstrativ sagen hören: – Wir wissen ja Gott sei Dank Bescheid, Herr Doktor! –

Vom lichtblauen Himmel grüsste die östliche Sonne wärmend die verlassene Erde. Die zarte Linie des fernen Horizontes war im Norden durch eine Gruppe dunkelblauer kubischer Schatten unterbrochen. Riesige russische Motorpflüge hatten eben noch zahllose Furchen durch das Land gezogen. Wieder einmal hielt unser Zug. Auf dem offenen, neu hergerichteten Gelände konnten wir endlich wieder unsere steif gewordenen Beine vertreten. Auf dem gegenüberliegenden Geleise hielt ein langer, überfüllter Zug mit russischen Gefangenen. Sie standen und kauerten aneinandergedrückt in offenen Kohlenwagen und blickten über den Wagenrand. Die meisten trugen die oben zugespitzte braune Nabelmütze ihrer militärischen Ausrüstung. Sie sprachen in unverständlichen Lauten miteinander. SS-Leute warfen ihnen einige rechteckige Kommissbrote hinüber. Doch gingen wohl die meisten in dem Getümmel, das davon ausgelöst wurde, unter. Die Gier war so gross, dass jeder dem andern den Bissen wieder vom Mund wegriss, bis zuletzt keiner etwas davon hatte. Der Hungerzug der Gefangenen setzte sich in Bewegung. Ein halbwüchsiger Russe stemmte sich hoch und klemmte sich sitzend auf eine Ekkante der Bretterbrüstung. Der junge Bursche lachte. Er war der einzige Gefangene, den ich jemals lachen sah. Mit seinem breiten Mund, der die kräftigen Zähne freiließ, schien er zu triumphieren wie ein Junge, der im Wettkampf erstmals siegte. Er glich einem Kind, das seine Umwelt vergessen hatte.

Ein scharfer, greller Knall zischte schroff in unserer Nähe vorbei. Der Bursche schlug getroffen, angeschossen wie ein Wild, hinab in die Tiefe zu den eingepferchten Kameraden ... Dann kreuzte ein Nachschubzug mit frischen deutschen Truppen, fröhlich singenden und johlenden Soldaten, den Gefangenenzug. An ihren Mützen trugen sie welke Blumen aus der Heimat.

Neun lange Tage waren wir schon unterwegs. Der Obmann machte die Runde. Er musterte die Missionsteilnehmer mit der durchbohrenden Miene eines Instructors, dem die Hauptsache dennoch zu entgehen pflegt.

– Achtung! Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen. Ich habe soeben mit einem hohen Offizier der deutschen Wehrmacht ein kurzes Interview gehabt. Wir müssen uns beeilen, wenn wir noch etwas vom Kriege sehen wollen. Wahrscheinlich werden wir gerade noch rechtzeitig zur Siegesparade in Moskau eintreffen. Die ersten deutschen Truppenkontingente kehren bereits in den Westen zurück. Hier im Osten finden nur noch Säuberungsgeplänkel statt. Dann geht es, so nehme ich an, Mitte November gegen die Engländer, und dann ist endlich Schluss für einige Zeit. –

Ob so viel hellseherischer Gewissheit gerieten selbst die dem Obmann freundlich gesinnten Missionsteilnehmer in Erstaunen. Die schlechte Aufnahme seiner siegesbewussten Kunde entging Bircher nicht, und so versuchte er nachzuhelfen:

– Da seht ihr nun, was diese deutsche Wehrmacht ist. Da seht ihr, was Soldaten sind. – Und er steigerte seine Stimme: – Und da gibt es bei uns noch Leute, die mit Deutschland Krieg führen wollen! –

Ein Schreck durchfuhr wohl manchen, auch von denen, die dem Obmann nicht so kritisch gegenüberstanden wie unsere kleine Gruppe.

– Der redet einen schönen Käse daher –, murmelte Weber vor sich hin.

– Wenn's nur Käse wäre – das ist schon ein bisschen mehr... –, sagte der neben ihm Stehende und schüttelte den Kopf. Ich schickte Weber einen warnenden Blick zu, und er nickte unmerklich. Er hatte verstanden.

– Grenzt das nicht an – Landesverrat? – fragte mich später Sœur Manon, als wir unter uns waren.

Maschinenwechsel mitten in der sonnenüberglänzten Steppe.

Den deutschen Lokomotiven waren für die russischen Strecken zu kleine Tender beigegeben worden, so dass sie oft irgendwo in der endlosen Ebene ausser Atem liegenblieben. Bei aller Planung der deutschen Kriegsmaschinerie wurde dieser für Nach- und Rückschub lebenswichtige Lokomotivumbau vergessen; dies sollte später für die Wehrmacht verhängnisvolle Auswirkungen zeitigen. Die Geleise waren auf europäische Spurweite umgebaut. Die Organisation Todt hatte im Jahre 1941 über fünfundzwanzigtausend Kilometer Bahngeleise um- und neugebaut, eine Leistung von bisher nie erreichtem Ausmass. Und dennoch spielte auch hier die menschliche Unzulänglichkeit ihre Rolle: In der eifrigen Ausführung des diktatorischen Befehls wurden die Schienen schlecht und schwach verzapft. Sie lagen wohl in der abgemessenen Distanz, waren aber nicht fest genug verankert. Die ungezählten Eisenbahnzüge mussten vorsichtig kriechen, so dass die Streckenübersicht mehr und mehr verlorenging, je weiter sich die deutschen Pioniere in den Osten voranbohrten.

Weber und ich schlenderten über die Geleise. Wir begrüßten einen jungen SS-Burschen, der in der Nähe stand, mit einem unbefangenen – Grüss Gott – .

Wie erwartet, kam ein zackiges – Heil Hitler! – zurück.

– Bald werden Sie es geschafft haben, was? – fragte er dann.

– Wie lange noch? – fragten wir zurück.

– Um diese Strecke wiederherzustellen, einen halben Tag – wenn weiter nichts dazwischenkommt –, sagte der Junge altklug. Dann fuhr er fort: – Möcht’ auch endlich mal nach vorn, doch vorerst muss ich hier herumfilzen. –

– Langweilig? – fragte Weber.

– Wie man’s nimmt. Manchmal ist hier verdammt nichts los. Zwar heute kann ich mich nicht beklagen. Heute Morgen haben wir gerade wieder so einen Dreckhaufen von Partisanen auf frischer Tat ertappt. –

Der Bursche zeigte in die Steppe, wo ganz in nächster Nähe ein dunkelbrauner frischer Erdhügel aufgeworfen war.

– Vor zwei Stunden haben wir dort drüben an die hundert umgelegt! Die Schweinehunde, die verdammten. Am gefährlichsten sind noch dabei die Weiber, diese Sowjethuren. –

Ein harter Glanz in den Augen diese blutjungen Soldaten liess mich schauern.

– Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf? –

– Achtzehn, freiwillig ... –, entgegnete das Früchtchen stolz und eingebildet.

– Was mag der wohl für eine Mutter haben? – ging es mir durch den Kopf.

In der folgenden Nacht kam niemand zur Ruhe. Zu nahe dem Ziel und doch immer wieder blockiert, schien der Zug überhaupt nicht vorwärtszukommen. Die Unterbrechungen nagten an den Nerven. Wenn man aus dem Fenster sah, erblickte man die Spuren der vor Kurzem in dieser Gegend ausgetragenen Panzerschlacht und wurde an die blutige Zerstörung gemahnt, die in diesem stets trüber und einsamer werdenden Russland überall lauend umherschlich und den – Sinn – unserer Mission enthielt. Es war noch nicht eigentlich kalt. Dennoch fror man, und ein Schauer überlief das Herz wie beim Blick in ein feuchtes, muffiges Verlies.

Nach weiteren langen Stunden teilten sich die Geleise endlich, man spürte die verstärkten Schläge, wenn die Räder über Weichen rollten, vorbei an ausgebrannten Häusern und Mauerskeletten, die sich in tiefhängende Nebelschwaden duckten. Unter einem bleiernen Wolkenhimmel fuhr unser Zug endlich in Smolensk ein.

Plötzlich fühlte man sich als Herde und war froh, es sein zu dürfen. Jeder schleppte sein Gepäck dem Vorangehenden nach über Geleise, Schwellen, Blech und Steine und wieder Geleise und verworrenen Unrat.

– Hallo, Vorsicht beim Auftreten! – rief jemand.

Zwischen geborstenen Eisenstangen, deren Gerippe ver-

bogen und zerglöh-gewunden sich aufbäumte, lag russische Artilleriemunition zerstreut umher, offenbar unberührt zur Erde gekollert. Wir schlängelten uns zu den neuen Holzbaracken durch, die auf dem Areal des zerstörten Bahnhofs von Smolensk standen. Deutsche Bahnbeamte und Offiziere mühten sich um das Geleit. Dann stiessen wir zu den anderen Schweizern, die – nach langer Autofahrt – bereits vor uns aus der Heimat hier eingetroffen waren. In erdgrau gestrichenen Autocars fuhr die nun vollzählige Mission durch nasse, aufgeweichte und ausgekarnte Strassen der trostlosen Ruinenstadt zu dem uns zugeteilten Lazarett.

Smolensk war Garnison. In den zwölf Lazaretten fanden vierzehntausend Verwundete Platz und Pflege, um, wiederhergestellt, möglichst rasch den Weg in Siechtum und Verderben aufs Neue antreten zu können. Ein Teil der Mission wurde in diese Lazarette eingeteilt, andere Schweizer Equipen dirigierte man nach Wjasma, Roslawl und später nach Juchnow. Die Strasse nach Moskau sei vierzigmal durch russische Sprengungen unterbrochen, hiess es. Die jüngeren Leute des Pflegepersonals wurden meist einem älteren Schweizer Abteilungsarzt unterstellt. Nur selten unterstanden sie einem Arzt der deutschen Wehrmacht. Die Wärter und die Schwestern fanden bei den Schweizer Ärzten ihren Platz. Die Älteren und Erfahreneren unter ihnen übernahmen die kriegssanitarische Befehlsgewalt.

Weber und ich wurden mit anderen zusammen in das sogenannte Rote Haus, die frühere Sportakademie am Rande der grossen Stadt, eingeteilt. Es war ein mächtiger, breit ausladender Bau aus dunkelroten Klinkersteinen, im modernen technischen Stil erbaut. Ausser den zertrümmerten Fensterscheiben zeigte er keinerlei Havarien. Vom weiträumigen Vestibül mit grau-rot gestrichenen Wänden und den Gar-

derobeanlagen führten rechts und links sehr breite, niederstufige Treppen zu hellen Gängen und weiter zu grossen Sälen und Zimmern. Das Treppenhaus war von zwei riesenhaften Statuen, einem Boxer und einem Diskuswerfer, flankiert. Die grau gestrichenen Plastiken, aus einer Art Papiermaché hergestellt, wirkten fade, leblos und ohne Spannung, für unser Empfinden reiner Kitsch. Ein merkwürdiger Gegensatz zu der harmonischen Gliederung und Raumgestaltung dieses Baudokuments neurussischer Architekten. Die Wände des Hauses bestanden aus imprägniertem Holz, weil jenes Gebiet Russlands fast nur sandiges Erdreich anbietet und nirgends gute Steinbrüche zu finden sind. So wurde, wie es auch in Holland üblich ist, der Klinkerstein mühsam gebrannt. Hohe, breite Fenster, eingelegtes Holzparkett, ausgedehnte Galerien, Podien modernster Art, Projektionsapparate und Kino sowie diskret getöntes Stufenlicht widerlegten die Behauptung der Deutschen, die russische Bauart sei primitiv. Die Zentralheizung und gute Duschräume gaben Gewähr für gute Krankenpflege und sorgfältige Betreuung der Verwundeten.

Die hierher kommandierten Schweizer Ärzte begaben sich zum ersten Rundgang durch das Haus unter Führung des deutschen Oberarztes, der dieses Lazarett leitete. In allen Sälen stand in langen Reihen Feldbett an Feldbett, beinahe überall belegt mit Schwerverletzten, wohl einige hundert an der Zahl. Da und dort begegneten uns fragende, hilfeschuchende Augen. Andere Verletzte lagen schlafend oder teilnahmslos da. Man fand keine Zeit, sich beim Einzelnen aufzuhalten. Diese erste flüchtige Umschau hinterliess bei uns einen niederschmetternden Eindruck. So aufopfernd auch die Pflege und die ärztliche Betreuung sein mochten, so sauber auch alles sich trotz den unendlich schwierigen äusseren Umständen darbot, so sorgfältig durchdacht die Röntgeneinrichtungen und Operationsräume im Kellergeschoss von den Deutschen aufgebaut waren und auf ihre Sisyphusarbeit harrten, so ahnte man doch in der schweren, süss-feuchten Wundluft die nicht ge-

meisterte Überlastung. Schauer überliefen uns Schweizer ob so viel stumpf und schweigend erduldeten Hilflosigkeit. Die deutschen Schwestern standen zwar hilfreich und diszipliniert neben den Betten und nickten freundlich, sahen aber sehr abge-spannt und müde aus. Uns betrachteten sie mit einer Mischung von Misstrauen und Respekt.

Weber und ich bezogen gemeinsam ein sogenanntes blindes Gemach. Wir hausten hier allein. Es war nur durch einen grossen Saal zu erreichen. Nachdem die Fensterscheiben repariert und die aus der Heimat mitgebrachten Militärbetten aufgeschlagen waren, fühlten wir uns in dem kahlen Raum einigermaßen wohl. An der hinteren Wand unter der Zimmerdecke befand sich die kaum sichtbare Gitteröffnung eines Ventilationsschachtes. Weber brachte das Gepäck.

– In diese Ecke bitte. Ich schlafe hier, unmittelbar bei der Türe, damit ich besser höre, was draussen im Saal vor sich geht –, sagte ich gedämpft zu Weber und verschob das Eisenbett so, dass ich von dort aus bequem die nicht verschliessbare Holztüre im Auge hatte. Dann gab ich ihm ein Zeichen, mit mir hinauszukommen. Wir durchquerten den Saal, und im Gang sagte ich ihm leise: – Schau mal unauffällig nach, wo die Luke in unserem Zimmer eigentlich hinführt. Unauffällig, verstehst du? – Vom Treppenhaus her muss man wohl in den danebenliegenden Raum gelangen können. –

Weber steckte sich eine Zigarette an und verschwand, während ich in den Schlafraum zurückging und einen Stuhl an die Wand unter die vergitterte Schachtöffnung rückte. Ich lauschte gespannt. Drüben wurde an die Tür geklopft. Mit norddeutschem Akzent wurde gerufen:

– Herein! Was gib't denn? –

– Entschuldigen Sie, Herr Unteroffizier, ist hier nicht das Zimmer der Schweizer Ärzte? – Es war Webers Stimme. Absätze knallten.

– Nee, Herr Doktor, hier nicht, det is meene Bude –, entgegnete die heisere Stimme.

– Keine Mühe und keine Überschätzung, ich bin nicht ‘Herr Doktor’, ich bin nur Laborant, Wärter, Unteroffizier wie Sie. –

– Woran erkennt man denn das bei euch? – fragte der andere zurück.

– Daran hier – Weber zeigte wohl auf seinen Äskulapstab an der Uniform.

– Ah so – Schlange, det is ja geradezu gemeingefährlich. Is wohl ein nationales Emblem, nicht? –

– Nein, nur die Giftschlange des Äskulap –, gab Weber amüsiert zurück.

– Wer is denn dat schon wieder? –

– Die Giftschlange des Äskulap am Stab? –

– Aha, jetzt versteh’ ich, zum Teufel noch mal, so ‘ne Art Stabschef bei Ihnen, was? –

– Jawohl, Kamerad, wenn es dir beliebt, meinetwegen, warum nicht –, lachte Weber, – übrigens – Weber, Toni Weber ist mein Name. –

– Feldwebel Meiner. –

– Freut mich – rauchst du? –

– Selbstverständlich, nur her damit. –

Dann entspann sich ein Gespräch über den Schweizer Tabak, und schliesslich sagte Meiner:

– Also, du wolltest etwas fragen, also pass auf, die Schweizer Ärzte sind da drüben, nebenan, durch den Saal und dann die letzte Türe links. –

– Vielen Dank und auf Wiedersehn! –

– Heil Hitler! –

Weber trat wieder in unser Zimmer. – Hast du’s gehört? – Ja, haargenau, jedes einzelne Wort –, antwortete ich ihm mit gedämpfter Stimme.

– Es ist nur ein Bett drin, und zwar direkt an der gleichen Wand. –

– Gut so, dem werden wir einige Märchen hinüberflüstern ... –

Wir hatten noch reichlich Zeit vor dem Abendessen und

schlenderten durch die öde Ruinenstadt hinaus zu den einstigen Vorgärten, zum ehemaligen Vergnügungspark von Smolensk. Über Wälle und Befestigungsgräben, durch ausgetrocknete Kanäle, die von schlanken Birken umstanden waren, wanderten wir in dem stillen Herbstabend unter einem von hauchdünnen Nebeln verschleierten Himmel. Dort stand ein aufgerissenes Podium, da ein alter Vorstadtpavillon, da die kümmerlichen Reste eines Karussells und dort drüben, von frischem Herbstlaub bedeckt, ein alter Schaukelbalken. Wann hatten hier wohl noch die Kinder der grossen Stadt ihre sorglosen Spiele gespielt? Inmitten des Parks erhob sich ein altes Denkmal, ein schwarzer Obelisk mit vier goldenen, fein ziselierten Kronen an den Flanken. Das Denkmal galt der heldischen Vertreibung Napoleons und blieb, aus der zaristischen Zeit übernommen, auch dem kommunistischen Russland noch erhaltenswert.

– Ob wohl die Deutschen diese Mahnung zu deuten vermögen? – fragte Weber im Weitergeh.

Nun, wo uns niemand hörte, musste ich mir wieder einmal Luft machen: – Wer vom Siegesrausch betrunken Tag und Nacht sein ‘Sieg heil’ vorwärtsbrüllt und wie einen Blankowechsel auf tausend Jahre Gültigkeit mit Blutfingern unterschreibt, der sieht nur das Trugbild einer freudentaumelnden Heldenheimkehr. Die mit falschem Versprechen aufgeneideten Habenichtse werden wohl auch vor so einem Denkmal nicht denken lernen. Sie müssen immer nur nehmen und rauben. Wer aber Raum stiehlt, wird in der Zeit ersaufen ... – Bist du dessen so sicher? – fragte Weber skeptisch.

– So war es, und so ist es seit Menschengedenken. ‘Das Mass aller Dinge ist der Mensch’, sagte der griechische Philosoph Protagoras. Vielleicht könnte man besser sagen: ‘Das Mass aller Dinge ist die Vernunft.’ Ich meine nicht nur die menschliche Vernunft, sondern ich meine die eigentliche Ratio mundi, die Weltvernunft, die Vernunft des Alls, der Allharmonie, des ewigen Werdens und Vergehens, die Vernunft-

ordnung, die du überall in den Naturerscheinungen, nur beim Menschen leider in sehr beschränkter Form findest. –

Ich versuchte, ihn weiter zu belehren: – Unsere menschliche Vernunft ist zwar ein Teil oder vielleicht nur ein Reflex dieser Ratio mundi. Nur wenige Menschen erfüllen sie in sich, mehr oder weniger klar, und nur ganz selten finden wir einen, der sie mit seinem Geist auszudrücken vermag, wie zum Beispiel Kant oder Goethe.

Die Menschen sollten lernen, sich selbst nach ihrem inneren Anteil an dieser Weltvernunft auszuhorchen. Im geeigneten Augenblick, vielleicht nachts, wenn sie behutsam in ihr Innerstes hinablauschen, erschiene ihnen die Vernunft gleich einer Vision. Dann nämlich lässt sie uns vieles einsehen, was uns der Tag verschleiert. Denn der Tag ist nicht ihre Zeit. Oft in der Dämmerstunde oder oben in den Bergen und am weiten Meer unter schweigendem Sternenhimmel tritt sie aus dem Erfühlen ins innere Anschauen. Dann rät sie, aus dem Fragenden emporsteigend, dem zweifelnden Verstände. So steht das Mass auch für das scheinbar noch so Kleine und Nebensächliche letztendlich ins All geschrieben. Die Geschichte der Menschheit ist nur ein kleiner Teil der Kosmogonie und damit der ihr wesenseigenen und in ihr zum Ausdruck kommenden Ratio mundi. –

– Deine Philosophie tröstet einen geradezu über diese grauenhafte Misere. Man hat eben doch immer wieder den Eindruck, dass nicht die Vernunft, sondern die Unvernunft die Oberhand behält –, flocht Weber in meine Gedankengänge. Er war ein guter Zuhörer, und so fiel es mir in seiner Gegenwart leichter, manches auszusprechen, als wenn ein Professor mein Gesprächspartner wäre. Aber man konnte auch schweigen mit ihm zusammen, und so gingen wir sinnend weiter, jeder seinen eigenen Gefühlen und Gedanken nachhängend.

Eine in Tücher gehüllte alte Frau mit krummem Rücken tauchte holzsuchend in unserer Nähe auf. Sie nahm von uns

scheinbar keine Notiz und blieb in einiger Entfernung vor drei Totenkreuzen stehen. Dann humpelte sie mühsam weiter. Als wir an die Stelle kamen, sahen wir drei Totenhügel. Auf dem mittleren lag ein deutscher Stahlhelm. Wir traten entblößten Hauptes näher. Ich hob den Stahlhelm auf und las die Aufschrift: Ruedi Kranz, 26. Juli 1941. Ein eigenartiger Zufall, der uns zur einsamen Ruhestätte des grossen Olympiasiegers geführt hatte! Er, der noch vor wenigen Jahren im Hochtal von Engelberg wie auf Flügeln vom steilen Hügel über die Schanze hinaus über verschneiten Tannenwipfeln zu schweben schien, er, der so lebensbejahende, fröhliche Kamerad von damals, schlief hier seinen letzten Schlaf.

Indessen griffen die bizarren Schatten mehr und mehr um sich. Weithin konnte man die tote Stadt überblicken. So weit das Auge reichte, ein unübersehbares Trümmerfeld aus grauen und lehmbräunen Ruinen. Nirgends mehr eine geschlossene Häuserfront, nirgends mehr ein gepflegter Weg oder eine schutfreie Strasse. Überall Sprenggeröll und Asche, überall gähnendes, wildes Chaos. Ganze Stadtteile sahen aus, als seien die apokalyptischen Reiter über sie gekommen, starr und todnackt, ein verletzender und würgender Anblick. Die gespaltenen Mauern und Schächte schienen gelähmt irgendetwas zu erlehen wie die eingesunkenen Hohlaugen eines Sterbenden. Dort ragten rauchschwarze Kamine empor, rings umgeben von Mörtel, angebranntem Gebälk mit fetzigen Tapetenfahnen. Scharf griff dort drüben eine steile schiefe Wand aus Beton in den Horizont, wie im Sturz von einer Hand aufgefangen, die schweren Eisenträger korkzieherartig verquirlt und erbarmungslos angerostet. Die schaurigen Bilder wiederholten sich in unerbittlichem Rhythmus. Wo eine breite, grosse Lücke sich auftat, floss der schmutzige Fluss zäh dahin – Smolensk, einst eine blühende Stadt am Dnjepr. Die alten Brücken waren versunken, die Pfeiler ragten zum Teil an den Ufern noch empor, und Notbrücken waren darüber angelegt. Auf beiden Seiten des Flusses zogen sich leichte,

flache Anhöhen entlang, die in die weiten Steppen mündeten. Wie schrecklich eine Stadt, die der Krieg erschlug! Leichen werden begraben, aber eine Stadt kann nicht begraben werden, sie scheint zu warten und ihre geschundenen Glieder emporzurecken, um zu flehen und zu mahnen. Doch die Menschen haben verlernt, auf die Klage einer zerstörten Stadt zu lauschen, deren geschmolzene Glocken nicht mehr zur Andacht läuten. Die Dämmerung begann sich wie ein stilles Gebet über die verwüstete Stadt zu legen. Wir hörten keinen Stundenschlag, aber auch keinen Vogel sein Abendlied anstimmen.

– Wirst du es aushalten? – fragte Weber bedrückt. Seine Worte galten wohl auch seiner eigenen Seele.

Wir gingen zur Stadt zurück. Weber brach ein Stück borkige Rinde von einem Birkenstamm und reichte es mir.

– Da, wie das gut riecht! –

– Danke, ja, das tut gut. Erinnerst du dich noch an das herrliche Hochmoor auf dem Zugerberg? Vor Jahren war es. Dort hast du mir auch eine Birkenrinde in die Hand gedrückt ... –

Wir mussten uns den Weg mit den Füßen ertasten, weil die Dunkelheit rasch zunahm. Von Zeit zu Zeit blieben wir stehen, um durchzuatmen, hielten aber dann rasch den Atem an, denn immer wieder drang ein feuchter Aasgeruch aus den halb verschütteten Kellerräumen widerlich empor.

– Weisst du, dass vor dem Krieg Smolensk zweihundertzwanzigtausend Einwohner zählte? Davon blieben nach deutscher Schätzung noch etwa zwanzigtausend übrig, vernahm ich heute. Der Rest sei deportiert oder liege unter den Trümmern. –

– Hast du schon eine zuverlässige Verbindung? – fragte ich Weber vorsichtig.

– Der Sanitätsunteroffizier – wie heisst er schon? Schott oder so –, der Dienst tut im Verbandszimmer im Roten Haus, der scheint 'richtig' zu sein. –

Wir gingen am Wachtposten vorbei, wo gerade eine hölzerne Türschleuse gezimmert wurde, und betraten das sogenannte Grüne Haus, in dem die Messe untergebracht war, schräg gegenüber der Sportakademie. Es war ebenfalls ein moderner Flachbau und diente früher der Eisenbahnergewerkschaft. Er war nicht so elegant und modern wie die Sportakademie und glich in seiner Nüchternheit eher einer Militärkaserne alter Bauweise. Vor der breiten Treppe zum Haupteingang, der an einer Ecke noch Spuren schwerer Granateinschläge aufwies, stand ein verwaister Denkmalsockel, auf dem noch der Name und die Füße Lenins sich erhalten hatten. Beim Emporschreiten der Treppe überfiel uns Unsicherheit, wie wir uns gegenüber den vielen unbekanntem Rangabzeichen der hier aus- und eingehenden Soldaten und Offiziere verhalten sollten. Schliesslich grüssten wir munter drauflos, nicht sehr stramm, aber freundlich.

Ich trennte mich von Weber und betrat die Offiziersmesse am Ende eines düsteren Ganges. Die in langen Reihen angeordneten Tische waren mit rot-weiss karierten Tüchern bedeckt. Ich ging zuerst zu dem in der Mitte sitzenden deutschen Stabsarzt, um ihn zu begrüßen, und stellte mich dann allen weiteren reihum vor. Nur ein Gesicht blieb mir haften, nur ein Name in meinem Gedächtnis: – Leo Maas, Kriegspfarrer. –

Anfänglich schienen die deutschen Kollegen nicht gesprächig, aber sehr kameradschaftlich und zuvorkommend reichten sie von links und rechts das Brot, das Salz, die Wurstplatte oder die Butter. Ich versuchte durch einige belanglose Fragen und Bemerkungen in Kontakt zu kommen. Dann kamen auch die Fragen von der Gegenseite, und es entspann sich eine angenehme Tischunterhaltung. Da plötzlich gellte das Radio:

– In wenigen Minuten folgt eine Sondermeldung des Oberkommandos der Wehrmacht. – Der Kasten stand in der Ecke neben dem Oberst. Dieser, ein rundlicher Bayer mit rotem Kopf und hervortretenden Augen, befahl dem Adjutanten, den Lautsprecher auf Lautstärke – Führer befiehlt – aufzu-

drehen. Dann hagelte es von siebenstelligen Bruttoregistertonnen, die versenkt worden waren, und von brausendem Beifall.

Und schon wieder brüllte eine gellende Stimme einen Sonderbericht aus dem Oberkommando durch: – Soeben wird aus dem Führerhauptquartier gemeldet: Deutsche Truppen sind gestern und heute südöstlich von Moskau weiterhin in raschem Fortschreiten. Nördlich hat die Heeresgruppe Mitte einen Punkt bei Kaluga erreicht. Bei den Sowjets machen sich immer deutlicher allgemeine Zerfallserscheinungen bemerkbar. Deutsche Unterseeboote versenkten in den letzten vierundzwanzig Stunden weitere hundertfünfzigtausend Bruttoregistertonnen feindlichen Schiffsraumes. –

Die noch anwesenden Ärzte und Offiziere unterbrachen zwar ihr Essen, lauschten aber ohne sichtbare Teilnahme dieser Mitteilung. Ich musterte unauffällig die gegenüberliegende, hellgrau gestrichene Wand, die mit Blättern der Wehrmachtillustrierten und einigen Frontzeitungen verziert war. Alle bisherigen Ritterkreuzträger konnte man hier im Bilde entdecken. Der kahle Raum glich einem ausgeräumten Schulzimmer. Einige Illustrierte und Zeitungen lagen herum, doch das von einem Dynamo erzeugte blasse Notlicht reichte nicht zum Lesen aus. Ich zog mich zurück, mit einem kurzen, allgemeinen Gruss.

Schwestern und Träger liefen eilig gehetzt im Halbdunkel des Ganges mit Bahren und trugen die Verwundeten über die Treppen empor. Vor dem Lazarett hielt eine lange Kolonne vollbeladener Sanitätsautos im ausgefahrenen Strassenbett. Ein kühler, feuchter Wind wehte, während ich meinem Quartier zuschritt. Die Taschenlampe wies mir den Weg an Schatten, Frauen und Soldaten, Erdhaufen und schiefen Telegraphenstangen vorbei.

– Ulm –, rief ich laut, als ich vor der Wache stand.

– Passieren –, klang es barsch zurück.

Im Korridor standen einige russische Träger, Gefangene.

Sie warteten in ihren braunen, abgegriffenen Uniformen mit den Händen in den Taschen auf Arbeit und unterhielten sich leise, kaum vernehmbar in abgehackten Worten. Einige brachten ihre Hände schwerfällig zum Vorschein, als ich vorbeikam. Ich salutierte auf Schweizer Art. Das löste bei den Russen Erstaunen aus; das waren sie nicht gewöhnt. Ein deutscher Feldweibel knurrte etwas aus dem Hintergrund. Im oberen Gang wurden auf Aluminiumtellern Reis und Zwetschgen als Nachtmahl für die Verwundeten von russischen Mädchen hergerichtet. Sie redeten viel. Um den Kopf geschlungen trugen die meisten saubere weisse Tücher. Eine Menge Selterswasser- und Süssmostflaschen standen bereit. Ich betrat das Verbandszimmer. Übler Wundgeruch schlug mir entgegen.

– Schnell, schnell doch! He nun, machen Sie doch endlich voran, Schwester –, schnauzte in scharfem Ton der deutsche Arzt. Er starrte besorgt auf den abgemagerten, halb nackten Verwundeten, der ohne Atem, mit blicklosen Augen, blauen Lippen und blutleeren Wangen auf dem schmalen, kaum schemelhohen Holztisch lag. – Aus! – rief der Arzt, – verdamm mich, aus! Zu spät! –

Die deutsche Operationsschwester zitterte mit übermüdeten Händen an einer Ampulle herum. Ich warf meine Mütze zu Boden und griff, obwohl ich ja nicht einmal die Hände gewaschen hatte, nach der Spritze mit einer kurzen Entschuldigung zu der Schwester und reichte dann dem Arzt die gefüllte Spritze. Dieser stutzte einen Augenblick ob der fremden Hilfe. – Zu spät –, wiederholte er mit einem Unterton von Resignation.

– Darf ich? – fragte ich kurz und kniete rittlings über den Verwundeten, sofort mit festen Stössen und breit ausgefächerten Händen den Brustkorb des Mannes pressend. Der Todesatem strich mit leisem Hauch durch die vorstehenden, ungepflegten Zähne des Verwundeten. Ich liess dann, im Pressdruck nachlassend, einen Augenblick lang die Hände liegen, um sofort wieder mit meinem ganzen Gewicht den Druck zu

erneuern, rhythmisch vor und zurück, immer wieder. Inzwischen hatte der Arzt die Armvene gefunden. Das Herzmittel sass in der Blutbahn. Die Schwester stand fassungslos. Fast etwas wie Vorwurf war in ihren Zügen.

– Vielleicht noch eine Spritze? – ermunterte ich den Arzt.

– Natürlich, sofort! –

Auch die zweite Spritze sass gut. In angespannter Stille verstrichen einige Minuten. Immer wieder der gleiche noch warme Hauch. Die Karbidlaterne an der Decke flackerte unruhig. – Pressen Sie mit hartem Faustschlag das Herz, wenn ich zurückgehe –, bat ich den Kollegen.

– Gut? So – und nochmal so – gut! –

– Jawohl, ausgezeichnet, Kollege, gut so, nur noch kräftiger, die Brust muss zittern –, sagte ich ihm. Alle Prestigefragen waren in den Hintergrund gedrängt.

Die Tür wurde aufgerissen. – Tee! – rief eine Stimme. – Raus! – schrie der deutsche Arzt. Niemand hatte Interesse an Tee.

– Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig – einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig –, immer wiederholte ich diese Zahlen im gleichen Takt. Unentwegt massierte der deutsche Arzt das sterbende Herz.

– Kann ich Sie vielleicht ablösen? – fragte der deutsche Arzt.

– Danke nein, jetzt – gerade jetzt nicht, Kollege! Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig – jetzt – er kommt – fest massieren, er kommt wieder! Noch schnell eine Spritze Lobelin, er kommt! –

Dann, nach der dritten Spritze – ein erster, ein zweiter – dann ein dritter freier Atemzug. Ich hielt für einen Augenblick vorsichtig an.

– Er atmet von allein, er atmet! – rief die Schwester staunend.

Nach einigen weiteren Minuten war die Atmung zurückgekehrt. Die Schwester lief eilig, halb tänzelnd hin und her.

Der Verwundete atmete im tiefen Schlaf des wiedergewonnenen Lebens. Wir beobachteten ihn schweigend und sahen uns dann in die Augen, mit einem heissen, dankbaren Gefühl. Erst dann fiel es uns ein, dass wir uns noch nicht bekannt gemacht hatten.

– Lund, Stabsarzt –, sagte er und reichte mir die Hand.
– Haben Sie Zeit für einen kleinen Drink? Ich glaube, den Mann hier können wir vorläufig der Schwester überlassen. –

Als wir über die Treppe gingen, trugen zwei russische Gefangene eine Bahre vorüber. Eine deutsche Schwester begleitete sie. Ein toter Soldat lag, in weisse Tücher gehüllt, auf der Bahre.

– Was ist's? – fragte Lund.

– Ausblutung –, gab die Schwester kurz zurück.

– Wird obduziert? – wagte ich zu fragen.

– Ja, wenn's reicht. Fragen Sie bitte in Abteilung drei. – Eine Stunde später stand ich neben dem Oberarzt in einer Holzbaracke ausserhalb des Lazarett, durch deren Ritzen der kalte Wind blies. Auf dem Brettertisch lag die nackte Leiche. Das Sezierbesteck war in allen notwendigen Einzelteilen neben zwei stark verbeulten Emailschüsseln angeordnet. Der deutsche Pathologe zerlegte mit geschulter Hand den durch einen Granatsplitter schwer zertrümmerten Oberschenkel des Toten. – Hier sitzt der Einschuss. Wir konnten den Splitter nicht entfernen, das heisst, wir dürfen es ja auch nur, wenn er noch frei liegt und leicht zu fassen ist, sonst führt die Sucherei in diesem buchtigen, verschmutzten Wundbett nur zu weiterer, schwerster Wundinfektion. –

Sorgfältig ging der Arzt dem angedeuteten Wundkanal nach. Fortwährend quoll übelriechende, eitrige Gewebemasse aus der klaffenden Schnittwunde hervor.

– Nach Rückerts Theorie findet man die angeschossene Schlagader mit grösster Wahrscheinlichkeit, wenn man zwischen Ein- und Ausschuss eine Senkrechte zieht und diese konsequent verfolgt, ohne irgendwie seitlich in die Wund-

nischen abzuweichen. Aber hier fehlt der Ausschuss. Das war schon bei der ersten Wundversorgung das Fatale. Der Verwundete hatte bisher keinerlei Blutung, er wurde auch nicht abgebunden eingeliefert. Trotzdem hatte ich damals, bei der ersten Visitation, den Eindruck, wie wenn da oben in der Leisten-
gend eine Unterbindungsspur vorhanden gewesen wäre. –

– Steht das nicht auf der Verwundetenmarke, wenn die Leute von vorn eingeliefert werden? – fragte ich zurückhaltend.

– Leider nicht immer, oder dann nur ungenau. Bedenken Sie, durch wie viele Hände diese armen Teufel gehen. Sie bluten oft schon nach zwei bis drei Stunden nicht mehr, auch wenn die Unterbindung gelöst wird. Unterdessen nämlich hat sich bereits eine gut dichtende Schale von geronnenem Blut um die Gefässöffnung gelegt. –

– Man müsste konsequent jede Unterbindung neben der Verwundetenmarke anschreiben. Ich meine, mit einer fliegenden Adresse und mit Fettstift, dessen Schrift im Wasser oder Schnee nicht verwischen kann. –

– Gewiss, Kollege, ganz recht. Diese Anordnung besteht bei uns leider noch nicht. Unser Sanitätspersonal ist sehr unterschiedlich geschult. Wie steht es denn in diesem Punkt bei Ihnen in der Schweiz? –

– Wenn es nicht unbescheiden ist, so darf ich wohl sagen, dass es bei uns in dieser Hinsicht recht gut bestellt ist. Unsere Schwesternausbildung dauert drei Jahre. Sie ist hart und sehr vielseitig. Darüber hinaus lernen die Leute im Schweizerischen Samariterbund, der ausgezeichnet geführt ist, die Erste-Hilfe-Leistung wie das Einmaleins. Allerdings, was gerade diese Sache des Ausblutens anbetrifft, glaube ich, dass auch bei uns keine befehlsmässigen Vorschriften bestehen. –

Das Sezierschneidmesser des Pathologen knirschte laut.

– Aha, hier der Granatsplitter, schwarz und scharfkantig. So gross nur wie eine Fingerbeere und doch tödlich. Hier,

Kollege, bitte, kommen Sie nahe heran: hier das sogenannte Pseudoaneurysma, die Gerinnselkapsel, gleich einem kleinen Wespennest, kugelig um die Beinschlagader liegend. Und hier ist die Schlagader aufgerissen; können Sie es sehen? Hier hat sie heute wieder nachgeblutet. Ein wunderbares Präparat! – Der deutsche Pathologe begeisterte sich in wissenschaftlicher Hingabe. Wie sauber, wie elegant forschend ging er vor! Nur Verstand, jetzt, wo es darauf ankam, Klarheit zu schaffen, eine Erkenntnis zu gewinnen. Er sah nicht das Leid, die Zerstörung, nicht mehr den toten Soldaten, nicht das Einzelschicksal. Für diesen Mann existierte im Augenblick nur noch das Problem dieses heimtückischen Todes. Die zielbewusste Persönlichkeit des deutschen Arztes alter Schule faszinierte mich.

– Darf ich mir das Ding mal zwischen die Finger nehmen? –
– Gewiss doch. Aber wollen Sie sich nicht zuvor die Handschuhe anziehen? – fragte der Deutsche.

– Nein, Kollege, lieber nicht, sonst taste ich nicht, was ich wissen will. –

Ich prüfte behutsam die samtweiche Gerinnselhülle. Mit Daumen und Zeigefinger presste ich sie sanft und zerrieb sie da und dort zwischen den Fingern.

– Was meinen Sie, Kollege? – Er beobachtete meine Prüfung gespannt. – Bitte fühlen Sie selbst. Die Hülle ist weich, vor allem jetzt schmierig und nicht mehr widerstandsfähig. Sie zerfällt allein unter dem Fingerdruck, wie gealtertes Brot. Es ist das, was man Fibrinolyse nennt. Der Gerinnungskörper fällt nach etwa dreizehn bis fünfzehn Tagen einer Selbstauflösung anheim, fällt auseinander und gibt dem Druck des Blutstromes wieder die falsche Bahn frei. –

– Sie haben bei Gott recht, Bucher. Aber weshalb gerade nach dreizehn bis fünfzehn Tagen? –

– Fermentative Prozesse brauchen Zeit, denken Sie an die einfache Wundheilung. Auch dort löst sich die Fibringallerte im Wundbett erst, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt und dem

von allen Seiten einspriessenden jungen Bindegewebe als Haltebrücke gedient hat. Das dauert auch etwa sechs bis dreizehn Tage. Oder denken Sie an die Lösung der grauen Hepatisation bei der kruppösen Pneumonie. All diese Prozesse gehorchen biologischen Gesetzen, die wir praktisch kaum beeinflussen können. –

– Wie kommen Sie zu diesen Überlegungen, Kollege? Ich vermute, Sie sind Dozent? –

– Ja –, bemerkte ich kurz, etwas beschämt, weil ich ins Dozieren geraten war, – in Basel. –

– Zum Donnerwetter, da muss man sich ja vor Ihnen in Acht nehmen. –

– Das wäre schade, denn ich bin ja hier, um von Ihnen zu lernen, von Ihren praktischen Erfahrungen, lieber Kollege. –

Er lächelte. Dann deckten wir sorgfältig den Leichnam zu.

Müde kroch ich in den Schlafsack. Es war mir nicht behaglich zumute, denn ich hatte Gesicht und Hände nur schlecht reinigen können. Das Wasser, das ein altes Benzinfass im Abortraum zur Verfügung stellte, war spärlich und roch zudem nach Algen. So konnte ich den Schlaf nicht finden und startete mit offenen Augen in den dunklen Raum. Das vorhin Erlebte ging mir durch den Sinn. Dann wieder dachte ich an die ferne Heimat. Fragen und Erinnerungsbilder drängten sich ineinander. Doch – wo steckte Weber? Er war ohne Meldung ausgeblieben. Oder hatte er mich gesucht, während ich bei der Obduktion weilte? Die Ungewissheit war ärgerlich. Doch wozu nochmals aufstehen? Die Wohltat, endlich nach vielen langen Tagen und Nächten ganz allein zu sein, begann langsam entspannend zu wirken, obschon nicht ganz ohne Beimischung eines schlechten Gewissens, denn meine Kameraden waren sicher noch unten an der Arbeit. Leise drang ein abgehacktes Stöhnen vom angrenzenden Krankensaal durch die dünne Wand an mein Ohr. Dazwischen rief einer: – Sei ruhig, hör doch auf! – Dann setzte das Stöhnen einige Minuten aus und begann von Neuem.

Stunden verstrichen. Der frisch aufgekommene Wind winselte langgezogen um die Giebel. Metallisch dröhnender Lärm mischte sich dazwischen. Er drang näher und näher. Jetzt war er deutlich von der grossen Heerstrasse her zu vernehmen.

Ich erhob mich und öffnete das papierverklebte Fenster. In einer langen Kolonne krochen deutsche Panzer polternd wie vorsintflutliche Untiere vorbei. Was mag das sein? Sie hoben sich stark aus dem Dunkel ab, weiss gestrichen. Winter-tarnung? Merkwürdig! Unten im Gang konnte man im Aufruf Hitlers lesen: – Die deutsche Wehrmacht tritt zur letzten, entscheidenden Schlacht gegen die Bolschewisten an. Die letzten noch kampffähigen Truppen Timoschenkos geschlagen. Die russischen Heeresmassen in voller Auflösung. – Merkwürdig!

Am andern Morgen begann Weber mit der Einrichtung unserer – Blutbank – . Es war die erste Blutbank überhaupt, die an der deutschen Ostfront eingerichtet wurde. Leider stand nur ein schmales Fensterbrett zur Verfügung, und zwar im Verbandszimmer, inmitten einer Hölle von Bakterien. Was sollte dabei herauskommen? Die Transfusionsutensilien hatte er in einem schweren Koffer, den ein vor Tagen verstorbener deutscher Offizier hinterlassen hatte, vorläufig verstaut.

Weber verstand sich auf Kontakte. Er pirschte sich an Schott, den – Richtigen –, heran, der als Sanitätsunteroffizier diesen Raum unter sich hatte. Im Keller wurde allerhand Holz zusammengetragen. Ein Russe, anscheinend Schreiner von Beruf, half tüchtig mit. Weber verständigte sich mit ihm durch Fingerarabesken so lange, bis aus der Pantomime ein prächtiger – Labortisch – unbekanntes Stiles erstanden war. Zwei alte Stühle konnten irgendwo – organisiert – werden, weil gerade niemand auf ihnen sass. Dann sammelte Weber

leere Seltersflaschen für die Blutkonserven. Dabei hielt er sich oft ziemlich lange im Keller beim Verpflegungsunteroffizier auf. Dieser entpuppte sich als zapfenrühiger Rebenkenner. So fand Weber, wie immer, was er suchte, und begoss nach seinem Tagewerk mit dem rothaarigen Kollegen, der Kabisch hiess, den ersten Freundschaftspakt.

Weber hat die Szene in seinem Tagebuch festgehalten.

– Hier unten ist gut hausen –, raunte ihm Weber zu.

– Auf die Dauer wird es öde hier. Nun ja, es wird ja nicht mehr allzulange dauern, dann ziehen wir wieder weiter. Es war ja bisher immer so, vielleicht auch zurück, vielleicht heimwärts! –

Sie zwängten sich dann durch Berge voller Kisten, Fässer und Kanister. In Tausenden von Flaschen harrte fein sortierter Wein aus der Provence und dem Burgunderland seiner tröstenden Bestimmung entgegen.

– Der Wein ist gut für die Verwundeten, der rote ganz besonders, sagte der Oberarzt. Der weisse bleibt für uns. Was unsere Landser und die Ärzte schufteten müssen, das ist schon allerhand, so Tag und Nacht, oft ohne Unterbrechung. Zwar jetzt in diesen letzten Tagen etwas weniger. Man merkt, dass es zu Ende geht da vorne. Der Russe kann nicht mehr. Doch ganz im Anfang, so im Juni bis September, als wir knapp hinter dem Vorsturm mithalten mussten, da wurden wir beinahe verrückt, verstehst du? Da haben sich die Reservetruppen fast in die Verpflegung hineingeschoben. Ohne Konservbüchsen hätten wir es nicht geschafft. Unsere Konserven lagen oft dicht gesät neben den Panzergranaten. Erst allmählich konnte sich die eigentliche Garnison mit Lazaretten etablieren. Aber Mensch – bis das mal so weit war! –

– Du Höllenhund, da hast du ja sogar Champagner! – rief Weber aus.

Kabisch schnalzte mit der Zunge.

– Und nicht mal schlechten, wie du siehst! Doch da schau her, da wartet echter Cointreau, ein Edelschnaps, so eine Art

Likör. Nicht mein Fall, für mich zu süß, mehr für die Weiber! – Doch leider, die gibt's hier nicht mehr. Man sollte mal so ein kleines Schwesternherz hier herunterlocken können. –

Das hätte Weber diesem Sommersprössling gar nicht zuge-
traut. Er liess ein erstauntes – Oho – hören, was Kabisch sichtlich
schmeichelte.

– Ne, nee, nur keinen falschen Verdacht, mein Lieber! Möchten
schon, aber können? Die halten sich nicht an unser- einen. Da geht
es schon höher hinaus. Nun ja, viel geschieht ja nicht. Zu eng auf-
einander und zu viel Arbeit. Doch schliesslich können es auch die
Herren Ärzte nicht durch die Rippen schwitzen. –

– Und du? Du scheinst ja recht ausgesotten! –

– Ich komme sowieso nicht in Frage. Hast du dir schon mal
richtig meine Fresse angeschaut? – Es lag etwas Tragikomisches in
Kabischs Worten. Doch im Grunde fühlte sich Weber plötzlich von
ihm abgestossen.

– Und trotzdem, was ich sagen wollte, Weber –, spann
Kabisch seinen Faden weiter, – das ist es ja! Gott hat die
Welt geliebt und uns den Führer gegeben. Der kennt des
Landsers Herz schon von der Strippe weg. In Paris und Lille,
und später dann in Belgrad und Athen, da war es anders. Und
noch in Warschau hatte ich die grösste Chance bei den Wei-
bern. Natürlich nicht einfach so. Da sind wir abends oft ein
Dutzend hoch, jeder mit einer Flasche Wein bewaffnet, los-
gepirscht ins Freudenhaus. Nun ja, was nützt dir deine Edel-
fresse, wenn du kein Herz und keinen Wein zu bieten hast? –

– Nun, so schlimm wird's schon nicht sein, – warf Weber ein.

– Doch auf die Dauer taugt das nicht. Man kommt, man
geht – zur Not kann man's noch gelten lassen. Doch wenn
man Frau und Kinder hat? Die Meinen wohnen an der
Weser ausserhalb von Bremen, da ist's dann doch was an-
deres. Ich muss zwar sagen, schön waren sie doch, diese
Weiber, bildschön sogar, das sage ich dir! In Paris die reinsten
Gazellen! Doch das ist es ja gerade, so was hat unsereiner

früher nicht gekannt... In Frankreich haben wir uns so allerhand zugelegt. Da gab's Sächelchen, eih, weih, da ist mir altem Schwein noch warm geworden. Ich habe oft gesagt, wenn unsere Landser das nach Hause bringen, die können mit ihren Frauen schon gar nichts mehr anfangen. –

– Wozu auch? Ihr habt zu kämpfen und zu siegen –, sagte Weber, dem dieses Etappengeschwätz langweilig war, und er merkte wohl gar nicht, wie ironisch seine Bemerkung klang. Er hielt eine Flasche Champagner unters Licht und las – Bouvier de Reims, demi-sec. Deutsche Marketenderware, abgefüllt für die deutsche Wehrmacht – .

– Der Franzmann und die andern, die müssen hergeben, was nur herzugeben ist –, schwatzte Kabisch weiter, – die Brüder, die haben ja keinen Charakter. Für Geld kannst du dort alles haben. Stell dir mal vor, drei Mark täglich Soldzulage, das hatten wir in Paris. So kauften wir, was uns gerade auffiel. Vieles schickten wir nach Hause. Schliesslich müssen die Unsrigen ja auch etwas vom Sieg haben, nicht? Die Geschäftshäuser standen bald leer. Was man nicht für Geld kaufen konnte, haben wir schmerzlos warm gefasst und heimwärts organisiert. Es war nicht viel Arbeit. Zu Weihnachten stand mein Pariser Anteil, Kleider, Pelzmantel, Handtaschen und so allerhand, fein säuberlich vor unserer Haustüre. Meine Alte wusste gar nicht alles zu gebrauchen. Sie hat dann manches wieder verkauft gegen Brot und Wurst. – Er hielt inne, da ihm etwas Neues in den Sinn gekommen war.

– Komm, Weber, ich zeig dir ein Stück Heimat! Deiner Heimat! –

Kabisch führte ihn in eine dunkle Ecke. Mit einem Besenstiel tauchte er in die Tiefe eines offenen Holzfasses. Als er ihn wieder herauszog, tropfte es zähflüssig und weisslich vom Holz. Er liess Weber daran lecken.

– Kondensmilch; und noch dazu fein gezuckert! – stellte Weber fest.

– Hoffentlich! Da schau her! Kannst du lesen? –

– Kondensmilch. Stalden, Schweiz –, las Weber auf der Etikette.

Neben diesem Fass standen noch weitere.

– Zum Teufel! Natürlich Schweizer Milch! Bei uns zu Hause ist sie rationiert! – entfuhr es Weber.

– Haha! Die kriegen wir tonnenweise, mein Lieber! Das geht auch ganz in Ordnung. Schliesslich bist du ja auch hier. So was wissen wir zu schätzen. Ein jeder muss helfen für den Sieg. Heil Hitler! Ihr Schweizer gehört ja sowieso zu uns. Ihr seid deutschstämmig, und euch wird es gut gehen. Bedenk mal eure Müh und Not in euren kalten Bergen. Wenn ihr erst bei uns seid, dann gibt es Brot und Wein und Arbeit. Ihr habt ja mehr Arbeitslose als Amerika. Jawohl, unser Führer weiss genau, was das heisst. Unser Grossdeutschland wird auch für euch die Zukunft sein. Ihr seid geknechtet durch die Juden, die wollen euch nicht zu uns lassen, weil ihr fleissig für sie schuftet; doch bald seid ihr befreit. –

– Glaubst du wirklich diesen Mist? – zischte Weber, in dem es allmählich zu kochen angefangen hatte. Doch Kabisch liess sich nicht aus der Fassung bringen.

– Das siehst du ja alles mit eigenen Augen. Alles ist im besten Gang. Ihr Schweizer seid eben nicht so dumm wie viele andere. Die andern glaubten, man könnte uns nochmals zu Habenichtsen und Sklaven machen. Nun ja, schon heute sieht es anders aus, und wie wird's erst nach dem Siege sein? Das wirst du auch noch einsehen, Weber, das freut euch Schweizer dann bestimmt auch. –

– Natürlich, Kabisch! Ich freue mich auf den Sieg, gewiss, und wie! Besonders, wenn's für uns Schweizer gut herauskommt. –

Dem siegesfreudigen Kabisch war der versteckte Hohn dieses Orakelspruchs nicht aufgefallen. Er war ganz zufrieden. Weber hatte sich auch wieder in der Hand.

– Ich glaube, wir sollten jetzt die Seltersflaschen nach oben bringen. Mein Chef wartet darauf. –

Ais Tagwache gerufen wurde, lag noch Dunkelheit über der Stadt. Man hörte Einzelschüsse, dann eine ganze Gewehrsalve. Der deutsche Offiziersbursche brachte einen Eimer mit Waschwasser. Drüben in der Offiziersmesse gab es Frühstück: ein Glas bitteren Eichelkaffee ohne Zucker oder Süsstoff, ein Stück gutes Frontbrot, reichlich Butter und Melasse, eine Art gut schmeckenden Kunsthonig. Dieser Brotaufstrich wurde von den Deutschen nach dem sogenannten Bergiusverfahren aus Holzspänen und Sägemehl fabriziert.

Auf zehn Uhr war die Abfahrt zu einer Stadtbesichtigung angesetzt. In zwei grossen Cars ging es über die holperigen, leicht verschneiten Strassen der Stadt. Hinter mächtigen modernen Steinfassaden gähnten immer wieder riesige Trichter von Granateinschlägen und daneben Trümmerhaufen von Mauerwerk. Zwischen den Resten eines Wohnblocks lagen ausgeglühte eiserne Bettstellen meterhoch in wildem Durcheinander. Entlang der breiten Chaussée zum Molotowplatz, wo das gleichgenannte Hotel seine noch teils intakten Fassaden zeigte, sah man beidseits am Strassenrand vereinzelt frische Totenkreuze. Die deutsche Wehrmacht hatte in ihrem Siegeswettlauf noch keine Zeit gefunden, ihren Gefallenen in einem Soldatenfriedhof die letzte Ehre zu erweisen. So lagen sie gerade da eingebettet, wo sie kämpfend den Tod erlitten hatten. Und neben diesen Kreuzen rollte Panzertross um Panzertross nach vorn. Die Erde bebte. Am Rand der Strasse zogen langsam, scheinbar unbekümmert kleine Wägelchen einher. Auf dem spärlichen nassen Stroh sassent meist alte Leute in gebückter Haltung, ein grauhaariger Bauer oder eine greise Bäuerin mit weissem Kopftuch. Sie hielten ihren halb geschlossenen Blick still nach vorn auf den müden Schritt des kleinen Panjepferdchens gerichtet. Die Zügel hingen locker an den Flanken, und keine Peitsche trieb zur Eile. Sie hielten wohl vor alten, schiefen, oft nur aus Holz, Mörtel und Steppengras gebauten Hütten. Sie lebten dort in erbärmlicher Not. Die kleinen Fenster lagen fast zu ebener Erde.

Kaum sah man Kinder oder junge Menschen. Nur grau in grau SS und Militär, kolonnenweise und in kleinen Gruppen, doch niemals einzeln.

Unser Car hielt an. Die Strasse war gesperrt. Pioniere schlepften einen ausgebrannten Panzer zur Seite. Dort drüben stand sein Gegner mit dem Hinterteil inmitten eines demolierten Kaufladens. Schornsteine ragten gespenstisch auf. Scharf bog die Strasse ab. Der Car hielt vor einer grossen Kathedrale. Zwischen zwei mächtigen deutschen Panzern aus dem ersten Weltkrieg, die hier von den Russen offenbar als Mahnmale aufgestellt waren, führte die breite Aufgangstreppe aus fremdem weissem Kalkstein zur Empore vor das Hauptportal der Basilika. Welch bittere Ironie: Die beiden deutschen Panzer waren ein Geschenk der damaligen französischen Regierung an Russland und sollten als Siegestrophäen den französisch-russischen Beistandspakt und die Kriegspartnerschaft in Erinnerung erhalten und für die Nachwelt ein warnendes Zeichen des deutschen Imperialismus darstellen. Noch hatten Hitlers Truppen keine Zeit gefunden, dieses gegen sie gerichtete Mahnmal zu entfernen. Wir Schweizer lasen staunend die russische Inschrift an den Sockeln, die einer der Unsrigen als Dolmetscher entzifferte.

– Was gilt jetzt? Wahrzeichen des Sieges oder Warnzeichen vor dem Sieger? – flüsterte Dr. Nicole mir zu.

Der herrliche Barockbau, der schon die Napoleonszeit ohne Schaden überstanden hatte, trug nur geringe Spuren vom Untergang dieser einst so schönen Stadt. Nur eine Nebenkuppel war durch Volltreffer völlig durchschlagen. Der inzwischen aufgehellte Himmel liess ein zartes Blau einfallen. Die späte Morgensonne legte ihre Strahlen sanft und ohne harte Schlagschatten in die feierliche Kathedrale. Ihr Boden war mit ziegelroten Steinen kunstvoll ausgelegt. Zwischen schmalen Säulen aus grau-rötlichem, zierlich weiss gemasertem Marmor sahen wir prunkvolle, grosse Ikonen mit den für Russland typischen Metallbeschlägen. Die Gemälde stellten

Motive aus dem Alten Testament dar oder seelenvolle Marienszenen. Wohl fehlte vieles, vor allem die zahlreichen kleinen Ikonen und Opfergaben, die einst ein gläubiges Volk der Obhut dieser geheiligten Räume anvertraut hatte. Als Lenins Zeit anbrach, wurden diese frommen Geschenke wieder in den Schutz der häuslichen Geborgenheit zurückgeholt, wo sie verschwiegen vor dem Zugriff der Ideologen bewahrt wurden. Ein deutscher Offizier erzählte, dass seit dem Einzug von Hitlers Truppen ein Teil dieser kirchlichen Kleinodien wieder in die Kathedrale zurückgebracht worden seien. In diese Kathedrale? Mag sein – aber nicht in alle Gotteshäuser, denn wie wäre es sonst möglich geworden, dass man in Warschau, Breslau und Berlin, ja sogar später auch in Zürich mit russischen Ikonen einen schwunghaften Handel trieb? Was die Schweiz betrifft, so waren sie von gewissen Nazischiebern eingeschmuggelt worden.

Die Mitglieder der Schweizer Mission bewunderten barhäutig den herrlichen Hauptaltar. Ich vertiefte mich mit Schwester Maria zusammen in ein besonders schönes Krippenbild, das in einer Nebennische angebracht war. Plötzlich zerriss ein dumpfer Knall die Stille. Vor Schreck stockte uns beiden der Atem. Was war geschehen? Ein schwerer Backstein, der sich aus dem eingebrochenen Mauerwerk der Nebenkuppel, vielleicht durch den Wegflug eines Raben, gelöst hatte, war wuchtig in die Tiefe gesaut und hatte meine rechte Schulter gestreift. Mit schwerem Aufprall war er auf dem Kirchenboden in hundert Stücke zerplatzt. Ein rotes Kreidemale zeichnete auf meiner Uniformjacke die Spur der tödlichen Gefahr.

– Um Gottes willen, das hätte Ihr Tod sein können! – stiess Schwester Maria aus.

– Es hätte auch Sie treffen können. Manchmal braucht es wenig. – Das war wieder einmal Glück –, bemerkte ich ruhiger, als ich tatsächlich war.

– Ein Zeichen, ein warnendes vielleicht? –

– Warnungen haben oft einen Kern wohlwollenden Schicksals in sich –, räsonierte ich, immer noch bemüht, meinen eigenen Schreck zu verbergen. – Aber beruhigen Sie sich, liebe Schwester Maria. Ich glaube, ohne abergläubisch zu sein, an meinen Stern. Doch da –, ich bückte mich und hob einen Brocken des Steines auf, – nehmen Sie das, Schwester, als Erinnerung, vielleicht als Talisman. Es soll Ihnen weiterhin Glück bringen. –

– Ich werde es sorgfältig aufbewahren –, sagte sie nachdenklich.

Auf der Rückfahrt begegneten wir einer sich lang hinziehenden Kolonne russischer Kriegsgefangener. Sie gingen nicht im Gleichschritt, sondern trotteten müde und gleichgültig dahin, abgehärmt und aufgerieben, vom Hunger gezeichnet. Niemand von uns sagte ein Wort. Nur die – Brille – schien befriedigt von diesem Anblick und schaute zustimmungssuchend und schadenfreudig um sich.

Kurz nach dem Mittagessen, das aus konserviertem Hackfleisch und Kartoffeln bestand, bestiegen wir wieder den grossen Car. Es ging auf befohlene Fahrt, zum Vortrag des Generaladjutanten des Generalfeldmarschalls von Bock über – Die Operationen gegen Russland und die strategische Lage von Smolensk – . Der deutsche Chauffeur fuhr akrobatisch tüchtig; man spürte, dass er Übung darin hatte. Das Tempo auf diesen unausgebauten Feldwegen war halsbrecherisch, doch beherrschte er seinen Wagen vollständig. Das Ziel lag vierzehn Kilometer ausserhalb von Smolensk in einem lichten Föhrenwald. Zahlreiche kleine Chalets, eine Art einstöckige Jagdhäuschen mit teils rot, teils blau und weiss bemaltem Holzwerk, standen hier wie ausgestreut. Ein deutscher Leutnant wusste zu melden, es seien ehemals russische Weekenhäuschen gewesen. Jetzt liege das deutsche Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte hier verborgen. Wir wurden in einer der grösseren Holzbauten in einen niedrigen Hallenraum dirigiert, der mit sauber ausgerichteten Stuhlreihen als Vortragsaal diente.

Der Redner – es war Generaladjutant Soldau, Typus des preussischen Junkers, von hünenhafter Gestalt, mit markantem, sonnenverbranntem Gesicht – legte in geschulter Beredsamkeit die bisherigen Erfolge der deutschen Wehrmacht im Osten in äusserst interessanten Details dar. Die drei Millionen russischer Gefangener und auch die astronomischen Beutezahlen entsprächen durchaus der Wahrheit, behauptete er. Jede erbeutete Kanone, jedes Maschinengewehr sei nachgezählt, damit man vor Selbsttäuschung, dem verhängnisvollsten Fehler jeder Kriegführung, bewahrt bleibe. Die Taktik der verbrannten Erde werde von den Russen zum eigenen Schaden mit geradezu infernalischer Konsequenz verfolgt, vor allem aber zum Schaden der zurückgebliebenen Bevölkerung. Die letzten Worte allerdings klangen wie eine präventive Rechtfertigung. Was dabei eigentlich herauskommen solle? Dieser zerstörerische Frevel am eigenen Volk sei für den Russen typisch. So offenbare sich der wahre Bolschewismus. In Polen sei es anders gewesen. Jene verbrannten die eigene Heimat nicht, so dass die Bevölkerung jetzt wieder in Ruhe und Ordnung ihrer Arbeit und ihrem Verdienst nachgehen könne.

– Ist das wohl als eine Anweisung für uns Schweizer gedacht? – ging es mir durch den Kopf.

– Allerdings war dies Vorrücken in einer Hölle der Zerstörung für die deutschen Soldaten oft sehr schwierig. Jedoch der bewährte Kameradschaftsgeist, vor allem durch und mit dem Offizierskorps, überwindet alles. Wir stehen hier zweifellos vor einem nicht wegzudiskutierenden Novum im deutschen Heer, verglichen mit der Stellung des ehemaligen Offizierskorps des ersten Weltkriegs. Die Gründe dafür liegen einzig und allein in der nationalsozialistischen Erziehung der neuen deutschen Wehrmacht, im Vorbild unseres Führers. Ohne sie sind auch die bisherigen grossen Siege nicht zu denken. –

Dieser propagandistische Vortrag schlug mächtig ein.

Nachdem sich der Beifallssturm gelegt hatte, trat unser schweizerischer Obmann, Bircher, auf den Plan. Tief ergriffen von Soldaus Schilderungen über die russischen Frauen, die sich den eigenen mordbrennenden Soldaten angeblich verzweifelt in die Arme stürzten, um die Vernichtung ihrer Heimstätten zu vereiteln, sprach der Obmann mit bebender Stimme seinen – tiefgefühlten Dank – aus und schloss mit folgenden Worten: – Wir danken Ihrem Führer, dass wir, die Schweizer Ärztemission, teilnehmen dürfen am Kampf gegen den Bolschewismus. –

Rauschender Beifall wurde dem entgleisten Eidgenossen von einem grossen Teil der Mission zuteil. Doch einige von uns blieben wie versteinert mit verschränkten Armen sitzen und starrten vor sich hin. Jetzt war die Gesinnung Birchers und seiner Getreuen offenbar geworden: Die Mission stand hier nicht als Helferin in dem unbefleckten Namen des Roten Kreuzes und der Neutralität unseres Staates, nein, nach Birchers als des offiziellen Vertreters Auffassung stand die Mission in den Reihen der deutschen Kämpfer gegen Russlands Land und Leute, in einem Krieg also, der nicht einmal Verteidigungs-, sondern nackter Angriffskrieg war. Konnte man Bircher und seine Gesinnungsgenossen noch als Schweizer bezeichnen? War er noch ein Eidgenosse im guten alten Sinn oder etwa – ein Reisläufer? Was wollte dieser Mann, was für Absichten standen hinter ihm? Er sprach im Namen dieser Mission, die ausgezogen war im Zeichen des Roten Kreuzes und des weissen Kreuzes im roten Feld, also um Not und Leid ohne Rücksicht auf Staatszugehörigkeit zu lindern, und was er sagte, war ein glatter Verrat des Sinnes dieser Symbole. Wie viele von uns waren im guten Glauben und Vertrauen auf sie dieser Mission beigetreten, die damit verbundene Gefahr für das eigene Leben missachtend. Aber was war denn diese Mission? War sie die Mission dieses ausgefallenen Mannes? War sie neutral? War nicht vielmehr die klare Grenze verwischt, die dort verläuft, wo das Rote Kreuz

aufhört und die Politik beginnt? Nicht nur ich allein, sondern, den besorgten Gesichtern nach zu schliessen, eine ganze Anzahl Missionsteilnehmer waren betroffen und verwirrt. Ich stiess zu meinen vertrauten Freunden; wir schwiegen in tiefer Sorge und bestiegen bedrückt den Car, der zur Rückfahrt bereitstand.

Es pochte an der unverschlossenen Tür. Auf mein – Herein! – betrat Karl Urwyler, der blonde Berner Arzt, den kahlen Raum. Ich war gerade mit Tagebuchschreiben beschäftigt.

– Du? – So spät noch? –

Er setzte sich behaglich rittlings auf den Stuhl, den ich ihm heranzog, und nickte vielsagend.

– Du bist allein? So kann ich also reden? Was sollen wir tun? Dableiben oder abreisen? –

Ich deutete auf das Ventilationsgitter und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, dass er etwas leiser sprechen sollte.

– Hier bleiben – ist meine Meinung. Auch wenn es Leute gibt, für die das Rote Kreuz und das andere – du weisst schon, welches – kein verbindliches Zeichen darstellt; *wir* sind in diesen Zeichen hier, und das heisst helfen, diesen armen Teufeln, die da vorn den Kopf hinhalten, helfen. Ob sie es gern tun oder nicht, selbst danach haben wir nicht zu fragen. –

Doch Urwyler ging vorläufig nicht auf diese Tonart ein. – Zum Henker, ein ganz übles Fiasko ist das! Ein glatter Reinfall! Ich habe nicht Lust, da mitzumachen bei diesem faulen Spiel. –

– Du, es ist mehr als ein faules Spiel, ich nenne das noch ganz anders; aber gerade deshalb bleibe ich erst recht hier, um der Sache vollends auf den Grund zu kommen, mein Lieber! –

– Ich hab's von Anfang an geahnt, aber jetzt wird's mir doch zu dick! Ich ziehe aus! –

– Nein, mein Lieber, du kennst doch deine Aufgabe? Kriegschirurgie. Was du hier treibst, ist nicht dein Privatvergnügen, sondern du machst es für deine Mitmenschen, auch für die zu Hause, genau wie ich meine Bluttransfusionen. Unsere Aufgabe hier heisst helfen, dem Einzelnen helfen, ganz egal vorläufig, unter welchem verschleierten Nebenzweck. Offiziell sind wir immerhin noch Rotes Kreuz, was auch immer Bircher und Konsorten darunter verstehen. –

– Ja – wie man's nimmt! – sagte Urwyler gedehnt und noch nicht überzeugt.

– Wir sind hier als Ärzte. Selbstverständlich ist es auch mir klar, dass die Sache sofort in ein anderes Licht rückt, wenn wir sie als Soldaten oder Offiziere der schweizerischen Armee betrachten. Du musst dich nun also entscheiden, welchen Standpunkt du wählen willst. Stellst du deine ärztliche Aufgabe trotz allen Widerwärtigkeiten in den Vordergrund und zwingst dich zu einem nicht sehr sauberen Kompromiss, oder sagst du dir, ich kann meine ärztliche Aufgabe nicht erfüllen, weil ich mich nicht unschweizerisch einspannen lasse. Aber hast du dir auch überlegt, dass es manchmal gut ist, auf Vorposten zu bleiben, um zu beobachten, was da alles gespielt wird? Auch das könnte ein Grund sein, hier zu bleiben, jedenfalls für mich. –

– Jetzt dämmert's mir langsam. Doch einmal – später – muss die Sache doch auch vom Standpunkt der vaterländischen Moral aus untersucht werden? –

– Einverstanden. Aber eben erst nachher, wenn wir wieder heimkommen. Und dann sind wir Zeugen, die braucht man dann auch! Doch davon reden wir später. – Mich störte das vergitterte Lüftungsloch.

Es war schon spät, als ich das Verbandszimmer betrat. Auf dem schwarz gestrichenen Massagetisch lag schreiend ein Schwerverletzter. Schwester Alice Müller stützte ihn von der linken Seite her. Der Arzt Dr. Hubert de Reynier, ein Neuenburger, löste sorgfältig die arg durchbluteten Zellstoffschichten des Verbandes.

– Gut, dass du kommst –, sagte er, – es ist ja nicht deine Aufgabe, aber ich wäre doch froh, wenn du mir assistieren würdest. –

Ich übernahm die Arbeit der Schwester. Sie reichte mir einen weissen Arztmantel und wies dabei mit einer hindeutenden Kopfbewegung auf die Verbandsfetzen und auf den Arzt. Dutzende von Kleiderläusen huschten in alle Richtungen in die Stoffnischen und über seine Hände aufwärts. Der schwerverletzte Soldat mit ausgedehnter Brusthöhleneiterung nach einem Lungenschuss wehrte sich krampfhaft gegen die drohende Ohnmacht. Er keuchte, vor sich hinstarrend, mit blauen Wangen in kurzen, schnappenden Zügen. Seine Brust war eingesunken. Tiefe Gruben über und unter den Schlüsselbeinen und vorspringenden Rippen verrieten wochenlanges Siechtum. Seine Lippen waren brandig verklebt und der Mund leicht geöffnet, das Antlitz eingefallen und fahl. Die grossen Augen fieberten in feuchtem Glanz. Kalter Schweiss stand auf seiner Stirn, und Ungeziefer lief ihm über das Gesicht. De Reynier hatte die handgrosse Schrapnellwunde mit ihren lappenden Wundrändern freigelegt. Die tiefe Wundhöhle entliess übelriechenden, braunen Eiter. Aus dem Wundgrunde zischte leise mit jedem Atemzug ein pfeifendes Geräusch. Schwester Alice legte Zinksalbe auf die Wundränder. Ich tamponierte sterile Gaze in die Wunde, legte sauberen Zellstoff darüber und bandagierte den Todkranken sorgfältig ein. De Reynier und die Schwester arbeiteten mit einer Selbstverständlichkeit, als hätten sie schon jahrelang in Kriegslazaretten Dienst getan. Dann trugen sie zusammen den Kranken zurück in den Lungensaal.

– Das wäre ein Fall für Bluttransfusion, Bucher; er hat nur noch vierzig Prozent Blut –, sagte de Reynier, – willst du es riskieren? –

Schon im Morgengrauen hatte Weber für die Transfusion alles vorbereitet. Jetzt musste sich mein neues Transfusionsgerät zum erstenmal im Kriegseinsatz bewähren. Die Vorproben in der Heimat waren zufriedenstellend verlaufen. Versuche aber sind und bleiben Versuche. Hier forderte die unerbittliche Wirklichkeit die Bewährung. Hier oder nirgends musste es sich erweisen, ob alle technischen Feinheiten aufeinander abgestimmt, ob alle Eventualitäten einkalkuliert waren. Ich war unruhig; ein quälendes Startfieber hatte mich gepackt.

– Alles bereit? Gut sterilisiert? – fragte ich Weber.

– Jawohl. Ich habe übrigens gestern Abend noch mit dem Zentralapotheker Bekanntschaft gemacht. Du musst dir einmal diese Wehrmachtsapotheke anschauen. Einfach fabelhaft ausgestattet. Alles da, was man braucht. Der Apotheker spricht baseldeutsch mit badischem Akzent. Er ist aus Lörrach. Ganz sympathischer Kerl. –

– Das freut mich –, antwortete ich, ohne recht hinzuhören.

– Hast du die Blutgruppe schon bestimmt? –

– Ja, Gruppe A –, gab Weber zurück.

– Mit der Lupe? –

– Natürlich. –

– Entschuldige, aber das werde ich dich noch hundertmal fragen. –

Weber hatte mich hämisch angeblickt ob meines scheinbaren Misstrauens in seine Zuverlässigkeit.

– Das hat mit Misstrauen nichts zu tun und nichts mit Pedanterie. Du weißt, dass jeder von uns etwas vergessen kann, vergessen muss, weil bekanntlich jeder seine persönliche Fehlerbreite hat – ich meine nicht nur moralisch! – fügte ich ironisch hinzu.

– Es beruhigt die Nerven, wenn man nicht persönlich gemeint ist –, gab Weber immer noch leicht pikiert zurück.

Er hatte auf einem Gesimse seine Utensilien ausgebreitet. Die Gefährdung der Sterilität war im ganzen Verbandszimmer gleich gross: hier dampften jetzt Entlausungsmaschinen, die man nirgends anders hatte unterbringen können. Ein junger, kräftiger Panzergrenadier hielt sich als erster bereit. Weber hatte ihn auf der Strasse geschnappt. Sein Trupp war eben frisch ins Quartier gekommen. Seine Erkennungsmarke trug die Blutgruppe A verzeichnet. Der Grenadier sass mit dem Kopf zur Wand auf seinem Stuhl, damit er nicht sehen musste, wie man eben beim Verbinden einem Kameraden den übelriechenden Beinstumpf freilegte.

– Wieviel Natriumzitat hast du in den Blutbeutel getan? –
– Zwei Tabletten zu je einem Gramm für fünfhundert Kubikzentimeter Blut. Zwar – nicht von dem unsrigen, ich habe in der Apotheke auch Zitat gefunden und dachte, wir könnten unsere Chemikalien für später aufsparen. Ich denke an Notfälle auswärts –, erklärte Weber.

– Prima, ausgezeichnet. –

Ich staute den Arm des Spenders. Die Adern schwollen stark an. Dann kontrollierte ich den Puls und stach mit kurzem Ruck die Vene an. Durch die weite, gebogene Hohnadel schoss der dunkelrote Blutstrahl in den Transfusionsbeutel. Weber schaukelte das eingelassene Blut hin und her, um es mit der Zitronensäure gut zu vermischen, damit ja kein Blutgerinnsel einträte.

– Nur dreihundert Kubikzentimeter haben wir Ihnen abgezapft. Das spüren Sie nicht. Und jetzt, der Eintrag in Ihr Dienstbuch – und ab zum Zahlmeister! Sie kriegen einen ganzen Weihnachtsbaum geschenkt –, sagte ich lachend zu dem verdutzten Grenadier, der sich die Sache viel schlimmer vorgestellt und von einer Belohnung nichts gewusst hatte.

– Gewiss, gewiss! Zehn Mark, eine Büchse Presskopf, eine Flasche echten Burgunder und zu allem hin noch eine Tafel belgische Schokolade mit Beigeschmack von Schweizer Kuhmilch. So will es die Dienstvorschrift. –

Weber konnte kaum das Lachen unterdrücken ob der erstaunten Augen des Grenadiers.

– Na, das ist ja grossartig! Hm, wenn Sie mich ein anderes Mal wieder brauchen, ich meine, dafür bin ich sofort wieder zu haben.

–

– Schon gut, ich danke Ihnen herzlich. Jedenfalls frühestens wieder in drei Wochen. –

– Bis dahin sind wir längst vorne. –

– Oder vielleicht wieder zurück? –

– Vielleicht, vielleicht auch nicht –, lachte der Grenadier mit dem Beigeschmack bitteren Galgenhumors.

Wir gingen hinüber in den Verwundetensaal. An den kleinen Fenstern sah man die ersten Schneeflocken kleben. Immer neue liessen sich sanft bei ihnen nieder.

– Lagern Sie den Verwundeten bitte tief, Schwester –, gab ich die Anweisung.

– Wir geben Ihnen Blut, damit es mit der Heilung rascher vorwärtsgeht –, wandte ich mich zu dem Schwerverletzten. Er war bei Bewusstsein. Dann führte ich die lange Einlaufnadel in den bleichen Arm. Weber hielt den daran angeschlossenen Blutbeutel hoch, um mehr Druckgefälle zu erhalten. Dann stoppte ich den Zulauf etwas, um zu beobachten, ob der Verwundete die erste Blutmenge gut vertrage.

– Es geht Ihnen gut? Flimmern vor den Augen? Keine Kreuzschmerzen? – fragte Weber sachkundig. Der Verwundete murmelte, es gehe gut.

– Weiter –, befahl ich Weber; – läuft das Blut? –

– Ja, es läuft –, gab Weber zurück. Es war von aussen nicht zu erkennen, ob der Blutspiegel sank, denn der rote Gummibeutel war undurchsichtig, weil weisser, durchsichtiger Gummi nicht mehr erhältlich gewesen war. Doch wir konnten am schlaffer werdenden Beutel das Auslaufen spüren. Inzwischen waren deutsche Ärzte und Schwestern herzutreten, um den Vorgang zu beobachten. War es tatsächlich möglich, an Ort und Stelle, wo der Verwundete gerade lag, Blut zu transfun-

dieren, aus einem einfachen Gummisack ungerinnbar gemachtes Blut einfließen zu lassen wie aus einem gewöhnlichen Glaszylinder, wie einen lächerlichen Einlauf? – War das möglich? – so fragten sie sich wohl.

– Fabelhaft –, sagte der erste Stabsarzt in die gespannte Stille.

– Läuft's? – fragte ich wiederum Weber.

– Ja, doch jetzt kommt der Rest –, er hielt den Beutel hoch und presste ihn mit den Händen zusammen. Doch schaute er mich dabei fragend an. Ich blickte auf den Beutel.

Gleich darauf sagte Weber mit Bestimmtheit:

– Schön, dreihundert, nicht ganz vielleicht, das dürfte genügen. Man muss sich ja bei einem Verwundeten hüten, den Kreislauf zu überfüllen –, schloss er weise.

Dann zog ich die Nadel aus der Vene und verschloss die Einstichstelle mit Leukoplast.

– Du kannst gehen und reinigen, ich komme sofort nach –, sagte ich zu ihm, und er machte sich schleunigst davon.

– Das ist ja wirklich fabelhaft, Kollege –, wiederholte der Stabsarzt seine Anerkennung.

– Wir sind daran, durchsichtige Beutel zu konstruieren; bei diesen, die wir hier haben, sieht man leider nicht genau, wieviel eingelaufen ist –, sagte ich, in der Hoffnung, dass niemand von den Umstehenden meine innere Unruhe bemerkte. Dann verabschiedete ich mich von dem Verwundeten. Sein Aussehen hatte sich nicht verändert.

Das Ende des Ganges mündete in eine dunkle Nische. Über einem Handbecken rann ein dünner Wasserstrahl. Weber hantierte darunter mit dem Transfusionsgerät.

– Verflucht und zugenäht –, machte ich mir bei ihm Luft. Doch er fauchte zurück:

– Zugenäht habe ich gerade noch gehört. Du findest stets das richtige Wort im richtigen Augenblick. –

– Aber oft am falschen Ort –, ergänzte ich. – Doch sag mir lieber, was ist eigentlich los? Ist das Blut geronnen? –

– Ja, allerdings. Aber warum, zum Teufel? –

Das ganze kostbare Blut war als zusammenhängender, dunkelroter Klumpen zurückgeblieben, und nur etwas Blutwasser war eingeflossen.

– Von Transfusion keine Spur! Unglaublich! Hast du bestimmt keinen Fehler begangen? – Wir standen vor einem Rätsel.

– Ganz gewiss nicht, nie und nimmer –, beteuerte Weber, und ich glaubte ihm, denn ich kannte seine Zuverlässigkeit.

– Wenn das eine Embolie abgesetzt hätte – und wenn es die andern bemerkt hätten, dann könnten wir einpacken! Ich möchte bloss wissen, warum uns das passiert ist –, raunte er.

– Ein Glück, dass dieser Beutel undurchsichtig ist. Siehst du, jedes Ding hat zwei Seiten. Doch jetzt versagt mein Kinderhirn –, stöhnte ich beinahe, – die Sache muss sofort geklärt werden. –

Wir berieten und überprüften rückschauend jede kleinste Einzelheit der Vorbereitungen. Wir konnten nichts entdecken, nichts war falsch gemacht worden, alles hatte gespielt wie zu Hause bei den vielen, protokollarisch festgehaltenen Versuchen. Nur diese erste Transfusion im Felde musste total misslingen.

Plötzlich packte ich Weber am Arm; es war mir etwas eingefallen. – Komm, zeig mir deine Zitrattabletten aus der deutschen Apotheke hier! –

Wir eilten zurück ins Verbandszimmer zu unserer Blutbank.

– Hier, ein sauberes weissgraues Paket, umhüllt mit wasserdichtem Pergament, und schwarz auf weiss, sogar für einen Kuhhirten erkennbar, abzulesen: ‘Hundert Tabletten zitronensaures Natrium’ –, triumphierte Weber und hielt mir das Päckchen vor die Augen. – Hier steht’s gedruckt, schwarz auf weiss. Willst du mir vielleicht nicht glauben? –

Ich verzog mein Gesicht: – Sancho Pansa und Don Quichotte kämpften wenigstens gegen Windmühlen, wir zwei unwürdigen Nachfolger nur gegen Tabletten. –

Ich nahm eine Tablette zwischen die Finger, drehte sie ein paarmal hin und her und steckte sie schliesslich in den Mund.

– Pfui Teufel! Verdammt nochmal! Da haben wir's! Nichts von Zitronensäure, rein nichts! Borsäure, reines borsaures Natrium! –

Ich spuckte die Tablette aus. Weber holte den netten Lörracher Apotheker. Dieser prüfte ebenfalls und kam zum gleichen Resultat. Er konnte es nicht fassen.

– Hier, dieses ganze Lager, über sechshundert solcher Pakete, schleppe ich durch ganz Frankreich und den Balkan bis hierher! Mensch Meier – er griff sich an den Krauskopf – da laust dich doch der Affe! –

– Halt ein! Heil Hitler! – konnte sich Weber nicht enthalten, seiner Schadenfreude Ausdruck zu verleihen.

– Jetzt geht mir ein Licht auf –, sagte der Apotheker, – unsere Ärzte haben in Frankreich einige Male versucht, mit diesen Tabletten zu arbeiten. Dann gaben sie es auf, weil das Blut nicht flüssig blieb. Es hänge mit dem Klima zusammen, sagten sie. Mein Gott, habt ihr schon so etwas gehört? – Er wollte es nicht wahrhaben.

– Selbst der besten deutschen Organisation bringt der Teufel mal etwas durcheinander –, spöttelte Weber.

Doch wir beide wollten nun unserer Sache sicher sein. Weber spendete Blut für einen Test. Den einen Teil versetzten wir mit einer Tablette des Apothekers, den anderen Teil mit einer von unseren aus der Schweiz mitgebrachten Tabletten. Die erste Probe war innerhalb weniger Minuten geronnen, die zweite Blutprobe aber blieb dünnflüssig und ohne Anzeichen von Gerinnung. Abends holten wir ohne Zeugen die Bluttransfusion bei dem Verwundeten nach. Diesmal gelang sie. Am andern Morgen ging es dem Patienten besser. Die deutschen Ärzte riefen von nun an, zuerst zurückhaltend, dann mit wachsender Selbstverständlichkeit, Weber und mich zu Bluthilfe.

Es wurde bald nötig, Blutkonserven bereitzustellen, um der

stossweisen Nachfrage gerecht zu werden. Weber hatte einen beutereichen Fischzug getan.

– Zehn Mann sind draussen, direkt von der Strasse weg organisiert. Leute einer Bäckerkompagnie im Vorbeimarsch. Ich habe sie mit dem Versprechen auf die belgische Schokolade und andere Leckerbissen an die Angel bekommen. –

Mann für Mann trat in den engen Verbandsraum und opferte sein Blut. Weber füllte es in steril gemachte Seltersflaschen, wo es mit Zitrat flüssig und mit Traubenzuckerzusatz für eine Woche haltbar gemacht wurde. Bald stand die Blutbank mit den ersten Konserven einsatzbereit. Manch einer von den Spendern, als Kämpfer vorn im Angriff und im Nahkampf abgebrüht, vertrug den grauenhaften Anblick der entblösten, verstümmelten und geschundenen Kameraden im Verbandsraum, im Operationsvorraum oder in den Gängen nicht und brach in Ohnmacht zusammen. Manch einer, der frohgemut sich zur Blutspende gemeldet hatte, presste nun vor Schreck den Mund zusammen. Hier schaute er sie, vielleicht zum erstenmal aus der Nähe, die brutal eingerammten Splitter im Körper der Kameraden, einer, der dem Feind noch nicht gegenübergestanden, oder war es ihm bis jetzt im Chaos der aufgewühlten Erde und im Marterlärm der Schlacht verborgen geblieben? Jetzt sah er aus erdrückender Nähe das Wundsiechtum und starrte entsetzt auf müdes, dunkles Blut, das einem sterbenden Leib zu entfliehen suchte. Die Burschen taten einem leid. Was mochte ihnen selbst noch bevorstehen?

Das deutsche Oberkommando der Heeresgruppe Mitte unter Generalfeldmarschall von Bock hatte den Befehl an alle Truppengattungen im Raume Smolensk ausgegeben, sich während sie in Etappe lagen, zum Blutspendedienst zu melden. Die Blutbank musste ins Kellergeschoss verlegt und erweitert werden. Die Nachfrage nahm einen geradezu beängstigenden Umfang an. öfters griff Weber zur letzten Blutflasche.

Professor Magnus, der deutsche Chefchirurg, ein äusserst kluger und weitsichtiger Mann, half überall mit, einfach und schlicht, und interessierte sich auch sehr für unsere Arbeit.

– Kann ich Ihnen helfen, Bucher? Und darf ich Ihnen einen kleinen Rat erteilen? – So klang es oft vom Munde dieses grossen Gelehrten und aussergewöhnlichen Arztes. Nomen est omen. Wie wohltuend, ja wie aufmunternd wirkten sein Wesen und seine vornehme Art. Magnus war mehr als nur ein Könner. Wie segensreich waren sein medizinischer Blick und seine zielsichere Hand. So half er Tausenden von Verletzten und hielt Hunderte von Ärzten gut im Griff.

– Wie machen Sie das eigentlich, im strengen Sinne des Wortes? Das Prinzip ist mir bekannt. Ich weiss, es ist die Konservierungsmethode der Schweizer Schürch, Knoll und Willenegger, kurz, die Winterthurer Methode, wie Sie es vorhin nannten. –

– Auf hundert Kubikzentimeter Vollblut fünf Kubikzentimeter einer fünfprozentigen Zitratlösung und ein Kubikzentimeter einer zwanzigprozentigen Traubenzuckerlösung. Das ist alles. –

– Eigentlich genial einfach, wie das Ei des Kolumbus! – entgegnete Magnus. – Wie steht es mit den Blutgerinnseln? Bilden die sich nicht? –

– Leider doch. Ganz lässt sich dies wohl nicht vermeiden, besonders nicht bei Massenfabrikation. –

– Dann ist wohl immer Emboliegefahr mit dabei? –

– Zweifelsohne. Um sie zu vermeiden, müssen wir die Konserven filtrieren. – Ich zeigte ihm voll Stolz das von mir konstruierte patentierte Metallseidenfilter.

– Fein! Sagen Sie, Kollege, können Sie unseren Herren diese Winterthurer Methode beibringen? Der Erfolg ist ja geradezu eklatant, fast unglaublich. Und dann diese Apparatur, diese erweiterte Möglichkeit zu transfundieren. Wie ich höre, überall, in noch so heikler Lage und bei jeder Gelegenheit, am Ort, wo der Verletzte liegt –, fuhr Magnus fort.

– Dieses Transfusionsprinzip war seit Jahren mein angestrebtes Ziel –, gab ich zur Antwort.

– Wollen Sie die Instruktion unserer Lazarett- und Frontärzte übernehmen, Kollege Bucher? Darf ich Sie um diesen Dienst bitten? –

– Weshalb auch nicht? Sehr gern, Herr Professor –, beeilte ich mich zuzustimmen.

– Sie werden Nachricht erhalten, Herr Kollege. Ich werde sofort mit dem Oberkommando der deutschen Wehrmacht Rücksprache nehmen. Auf Wiedersehen! – Professor Magnus verabschiedete sich kurz, aber mit Wärme.

Weber, der stumm, doch strahlend dem Gespräch gefolgt war, platzte nun heraus: – Ein Seldwyler Erfolg! Das muss gefeiert werden! – Und er machte sich auf und davon. Ich ahnte, wohin.

Bald kehrte er zurück, mit drei Flaschen provenzalischen Weissweins beladen.

– Vin du pays – et mon cœur, c'est Paris! – rief er fast etwas unvorsichtig. – Schade, dass unser Bircher-Müsli das nicht gehört hat! –

Doch das Feiern war von kurzer Dauer. Schon kam ein Notruf von drüben aus dem Eisenbahnergewerkschaftshaus.

– Ruhig atmen. Ganz ruhig atmen. Den Kopf etwas tiefer, Schwester. Gut so. –

Das Blut der Konserve lief schnell ein. In letzter Minute hatte Sœur Manon durch raschen Zugriff den kleinen Bauern aus dem Württembergischen gerettet. Vor Tagen war er mit schwerem Oberschenkelgranatschuss eingeliefert worden. Er soll in der Kampfzone stark geblutet haben. Als man die Unterbindung dann nach wenigen Stunden gelöst hatte, war kein Blut nachgeflossen. Doch jetzt, vor wenigen Augenblicken, hatte sich der Blutstoss einen neuen Weg gebahnt. Ein daumendicker Blutstrahl schoss in den Verband und tropfte auf den Boden. Das Herz des Verwundeten jagte, wie zu Tode gehetzt. Die Beine waren kalt und gefühllos. Er rang

in verzweifelter Todesbeklemmung in hastigen Zügen nach Luft. Schon verliessen ihn die Sinne, als Sœur Manon, die Gefahr erkennend, ihre kleine Hand wie einen prallen Stein mitten in die tiefe, rissige Wundhöhle presste, bis ein herbeigeeilter Sanitäter das Bein abgebunden hatte. Alles spielte sich in Sekunden ab. Jetzt aber lief das rettende Blut der dritten Konserve ein, und der Mann erwachte wieder. Seine Augen aber blieben ohne Glanz.

– Herz- und Kreislaufmittel, Sie wissen, Sœur. Er ist gerettet. Wunderbar haben Sie das gemacht, ich danke Ihnen. – Gerne hätte ich ihr mehr gesagt.

Schon wieder diese verdammte Nachblutung –, flüsterte Weber vor sich hin. Als er um die Ecke bog, begegnete er Schwester Susanne, der blonden Bernerin.

– Grüss Gott, Schwester Susanne, wie geht es mit der Arbeit? –

– Gut, Weber, es geht wieder besser – besonders wenn gute Nachricht von zu Hause da ist. – Sie zeigte beglückt ihren ersten Brief aus der Heimat.

– Einen Brief haben Sie, Schwester? Gratuliere! Das ist wunderbar. Das gibt, weiss Gott, Mut. –

– Eh ja, Sie werden sicher auch bald gute Nachricht von zu Hause erhalten. Nur keinen Kummer. – Das war eine tröstliche Aussicht für Weber, der ein reiches Bündel an Besorgnissen mit sich herumschleppte. Er machte sich sofort auf zur Poststelle. Da konnte auch ich nicht mehr an mich halten. Auch ich reihte mich in die Schlange neben dem Haupteingang des Lazarets, dort, wo die kleine Feldposttafel hing. Soldaten, Offiziere, Schwestern, für viele kam der längst ersehnte Aufruf, der ihren Namen und ihre Feldpostnummer enthielt. Sie wendeten und drehten mit zitternden Fingern voll

freudiger Angst den Brief aus der Heimat. Sie taten's wie die Kinder, die ein noch unvertrautes Spielzeug vorerst von allen Seiten beschauen. Die Freude des Lesens behielten sich die meisten für irgendeine stille Ecke vor. Fast alle hatten sich verlaufen. Ich kam an die Reihe.

– Bucher, Feldpostnummer 12143? – fragte ich die Postordonnanz.

– Wie bitte? –

Ich wiederholte. Der Postsoldat blätterte.

– De Reynier, Nicole, Bloch – wie sagten Sie? Bucher? – Nein, für Sie ist nichts da. –

Enttäuscht schritt ich zurück ans Lager des kleinen Bauern, setzte mich zu ihm und fühlte schweigend seinen Puls.

– Geht's besser? – fragte ich mit belegter Stimme.

– Gut, Herr Doktor, ganz gut. –

– Haben Sie irgendeinen Wunsch? –

– Ja, Herr Doktor, wenn ich Sie bitten dürfte. Da drüben habe ich einen Brief von zu Hause. Würden Sie ihn mir vielleicht vorlesen? –

– Aber gerne, selbstverständlich, mein Lieber. –

Ich öffnete vorsichtig und las dem Kranken die in unbeholfener Schrift geschriebenen Zeilen:

– Geliebter Mann, mein lieber Karl! Wo magst Du nur sein? Dein Brief vom 1. Juli hat uns erst anfangs Oktober erreicht. Wir sind so froh, dass Du wohlauf bist, wenn nicht inzwischen etwas anders geworden ist. Gott gebe Dir auch fernerhin seinen Segen. Wir tragen unsere Sorgen gerne, sie sind ja nicht so gross, denn die Wehrmacht hilft uns. Kurt hat jetzt eine Lehrerin. Sein Lehrer wurde eingezogen. Klein Elschen arbeitet fleissig an einem Weihnachtsgeschenk für Papi. Vielleicht wird's wahr, dass Du zum Christkind auf Urlaub heimkommst. Wir bereiten jetzt schon alles vor. Und dann wird es wohl nicht mehr lange dauern mit dem Krieg. Nimm viele Grüsse und Küsse von uns dreien, Elschen, Kurt und Mutti. –

Wortlos legte ich meine Hand auf die Stirn des Soldaten, der mit nassen Augen traurig in die Weite starrte. Er sah seine Lieben daheim in seinem Inneren, und die Sehnsucht lag auf ihm wie ein tiefer Schmerz.

– Vielleicht zum Christkind –, flüsterte ich halblaut, – wir werden's schon schaffen miteinander, nicht wahr? Nur Mut! –

Später stapfte ich hinaus in den peitschenden Regen und schritt vornübergeneigt gegen den schweren Südwestwind an, ziellos geradeaus, auf einen unerreichbar fernen Strich zu, dort, wo sich die flache Erde und der flache Himmel fanden. Und wieder überfiel mich plötzlich dieser unheimlich tiefe Summton, der mich gleich einer blitzschlagenden Halluzination zu zerreißen drohte.

– Werde ich es aushalten, oder werde ich verrückt werden? – dachte ich voller Bangigkeit. Ich streifte die Mütze vom Kopf, riss Waffenrock und Hemd auf, und der fletschende Regen kühlte meinen heißen Schädel und meine Brust. Weit öffnete ich den Mund und atmete tief ein und aus, um die Luft, die nach frisch gefallenem Laub und mooriger Erde roch, durch und durch in mich einzusaugen. Dann blieb ich mit gespreizten Beinen im Sturmregen stehen, breitete die Arme aus, öffnete die Hände, so dass der Wind durch meine Finger pfiiff, legte den Kopf in den Nacken. Die stürmenden Wolken jagten tief, wie geduckt, gegen den Steppengrund, dann wieder zerstoben sie, auf und davon, hinauf in eine helle Lichtung des Himmels.

Die Abenddämmerung war schon hereingebrochen, als ich ins Lazarett zurückkehrte. Müde legte ich mich auf mein Feldbett und schlief in den durchnässten Kleidern ein. Als ich aufwachte, sass Schwester Manon an meinem Lager. Sie hatte mich zugedeckt.

– Docteur, vous êtes malade – comme moi aussi –, hub sie an.

– Du bist's, Manon? Lieb, sehr lieb von dir! Ich habe dich sehr gern, aber ich verstehe dich, du hast eine Liebe, die in der Heimat auf dich wartet ... –

– Wir werden es durchstehen –, sagte sie tröstend, lächelte aber doch etwas traurig. – Cher docteur, Sie geben mir viel moralische Kraft, ich fühle es, vielleicht weil auch ich Sie sehr gern habe. –

– Du liebes Kind, du mein Gott, muss ich wohl sagen. Die gute Madonna findet Halt beim Atheisten –, sagte ich ironisch, um nicht vollends weich zu werden.

Der 31. Oktober brachte Weber und mir ein aufwühlendes Erlebnis, enttäuschend und vielsagend zugleich. Werffeli, der Schweizer Chauffeur Birchers, hatte meinen Wachtmeister als Kommunisten verleumdet. Bircher reagierte recht unglücklich. Weber sollte vor ein deutsches Kriegsgericht gestellt werden. Von Wytttenbach vereitelte das Schlimmste. Werffeli wurde als Spitzel der Gestapo entlarvt.¹ Wenige Tage später kehrte Bircher in die Schweiz zurück.

Es war Mitte November.

– Du möchtest sofort zu von Wytttenbach in die Zentrale kommen. – Weber überbrachte mir einen Zettel. Es war drei Uhr nachmittags. Der allzufrühe Abend senkte sich über den trüben Tag. Auf Stühlen, Betten und Bänken sassen die Schweizer Ärzte zwanglos im Halbkreis um Oberstleutnant von Wytttenbach versammelt.

– Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen. Drei unserer Ärzte haben sich – ihre Namen will ich nicht nennen –

¹ Am 25. Mai 1944 wurde Kurt Werffeli vom Territorialgericht III A wegen Eintritts in die Deutsche Wehrmacht zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, nachdem er bereits im November 1942 illegal nach Deutschland ausgereist war mit der Erklärung, er wolle mit Hitler siegen oder sterben. Seither wird Kurt Werffeli vermisst und ist nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt.

unbefugterweise und ohne jede Spezialerlaubnis in ein Lazarett russischer Gefangener begeben, um zu sehen, wie es dort zugeht. Selbstverständlich wurde dies sofort dem Wehrmachtskommando gemeldet. Man hat mich heute dorthin vorgeladen und mir deshalb schwere Vorwürfe gemacht. Mit Recht übrigens. Man hat mir sogar ernstlich gedroht, dass, wenn noch einmal etwas Derartiges vorkomme, die ganze Schweizer Ärztemission unverzüglich heimgeschickt werde. Sie wissen, meine Herren, wir unterstehen ausdrücklich der Befehlsgewalt der deutschen Wehrmacht. Wir haben uns militärisch zu fügen, sozusagen. Es ist uns ausdrücklich untersagt, Lazarette russischer Gefangener zu besuchen. Was die drei besagten Herren dort gesehen haben, mag stimmen. Ich habe auch mit Stabsarzt Lieschke darüber gesprochen. Er sagte mir: 'Wir wissen, dass die Russen zu wenig Medikamente besitzen, wir wissen, dass sie zu wenig zu essen haben. Wir wissen, dass die Pflege ungenügend ist und dass es ihnen schlecht geht. Aber wir wollen es auch nicht anders.' Und darum haben wir Schweizer uns hier nicht einzumischen. –

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

– Es gilt also als offizielle Mitteilung des Oberkommandos: Die Ärzte der freiwilligen Ärztemission werden nur in deutschen Lazaretten mit deutschen Verwundeten eingesetzt, aber nicht in Lazaretten der russischen Gefangenen. Auch darf die russische Zivilbevölkerung von uns nicht ärztlich betreut werden. Wer diese Anordnung mit seinem Gewissen nicht vereinbaren kann, dem steht es frei, unverzüglich in die Heimat zurückzukehren. Es wird ihm freies Geleit zugesichert. –

Eine Welle schlecht unterdrückten Raunens ging durch die Runde. Dann folgten Sekunden eines fast drohenden Schweigens. Ich sah Dr. Nicole aufstehen und Weggehen, eine lange, dünne Rauchwolke aus seiner Pfeife in die Höhe blasend, als wolle er sagen: O blast mir doch!

Also doch! war wohl der Nenner, auf den sich ungefähr die Gedanken der Senkrechten unter den Anwesenden bringen

liessen. Einseitig und schlau formuliert. Ein ausgeklügeltes *Fait accompli*. Und die, welche diese Mission organisiert haben? Wussten diese Herren schon im Voraus von diesem infamen Verstoss gegen den Rotkreuzgedanken, gegen unser humanitäres oder auch nur neutrales Denken und Fühlen? Oder war das eine längst abgeschlossene Vereinbarung schon vor Beginn unserer Mission? Kein Zweifel, diese Order liess an Perfidie nichts zu wünschen übrig. Eingestandener Verrat an der Genfer Konvention!

Was hast du? – Ich packte Weber, der in unserem Schlafrum in seinen Sachen wühlte. Wir standen uns Aug in Aug gegenüber.

– Sehr einfach. Ich fahre ab! – brüllte er, ohne Rücksicht auf den Horchposten im Nebenraum. – Diese verdammte Schweinerei mach' ich nicht mit. Ist dies nicht Verrat am Rotkreuzgedanken, hinterlistige Gaunerei, oder etwa nicht? Ist das vielleicht menschlich? Ist dies vielleicht vornehm oder gebildet? Geht ihr Ärzte vielleicht darum ein halbes Leben lang an die Hochschule, um euch so etwas gefallen zu lassen? Seid ihr denn Scheisser? Seid ihr Schweizer oder Halunken? Fragt ihr denn vorher einen Verwundeten, welcher Konfession oder welcher Partei er angehöre? Ich kann das alles einfach nicht fressen! – Er war ausser sich.

– Bist du verrückt geworden, Toni? Du hast zwar sachlich vollkommen recht, ich bin ja auch ganz deiner Meinung. Doch bevor du einpackst und gehst, was du hernach immer noch tun kannst, ohne dass ich dir gram sein werde, höre mir einige Minuten ruhig zu. – Es klang beinahe wie ein Befehl. – Aber gehen wir lieber ins Freie. – Ich deutete auf das vergitterte Loch an der Wand.

Als wir an der dunklen Waschnische vorbeigingen, leerte der russische Gefangene, den wir von uns aus einfach Anto-

niolo nannten, weil er viel mit Weber zu tun hatte, gerade einen Kessel in den Ausguss. Weber drückte ihm einen Schweizer Stumpfen in die Hand und schaute herausfordernd um sich, ob ihn jemand dabei beobachtete. Der Russe war zusammengezuckt, hatte aber dann begriffen. Ein Lächeln ging über sein breites Gesicht, und er sagte: – Spasibo – (danke).

Wir gingen den gleichen Weg wie am ersten Abend.

– So, jetzt geht's hoffentlich unbespitzelt, hier in der freien Natur –, begann ich auf die Sache zurückzulenken. – Also pass mal auf. Mich belastet diese verdammte Schiebung ganz gewaltig. Obgleich ich ja schon auf einiges gefasst war, habe ich es mir so dreckig auch nicht vorgestellt, mein Heber Toni, das kann ich dir versichern. Und wenn wir beide *diese* Voraussetzungen gekannt hätten, wären wir nicht zu dieser 'Mission' angetreten, trotz der Aufforderung der Armeeführung, die – wie du ja weißt – an mich ergangen ist. Doch hätte man uns bei Kenntnis dieser Sachlage auch gar nicht dazu aufgefordert, es sei denn als offizieller Spion unter Befehl. Aber das sind wir ja nicht –

– Ich werde es von heute ab sein! – fiel mir Weber ins Wort.
– Was diese Bande mit uns vorhat, darüber sind wir uns ja längst im Klaren. –

– Natürlich, aber komm mir jetzt nicht wieder damit! – Ich befürchtete, dass er wieder ins Poltern und Schimpfen käme.

– Die müssen mit Haut und Haar verr... –

– Schweig jetzt endlich damit! Das nützt uns gar nichts! Ich sage dir, du bist kein Spion und kannst es ohne Auftrag unseres Spionagedienstes auch gar nicht sein. Dazu sind wir beide übrigens auch viel zu dumm. Wir haben uns ausdrücklich verpflichtet, Erfahrungen in der Bluttransfusion zu sammeln, verstehst du? Das haben wir versprochen, das ist unsere Pflicht, und dieses Versprechen gegenüber der Heimat wird unter allen Umständen eingehalten, voll und ganz, selbst unter Preisgabe unseres Bedürfnisses nach politischer Sauberkeit. Mir brennt diese schamlose Verleugnung des Humanität.

tätsgedankens genügend auf dem Herzen, das darfst du mir glauben. Dass unsere Hilfe nicht allen Verwundeten gelten soll, dass wir sogar unter Drohung stehen, einen russischen Verwundeten liegenzulassen, falls wir einen sähen, da sträuben sich mir die Haare, das dürften wir nicht einmal, wenn es unser wirklicher Feind wäre! Aber Toni, solche – vorläufig theoretische – Überlegungen dürfen jetzt nicht den Ausschlag geben. Im Vordergrund steht jetzt unsere ärztliche Aufgabe, wie sie sich praktisch stellt, auch unter faulen Vorbedingungen. Es bleibt doch eine ärztliche Aufgabe, und als solche auch eine Art vaterländische Pflichterfüllung. Wir haben über der politischen Infamie zu stehen. Nun –, sagte ich nach einer kleinen Pause, – überleg dir noch einmal in Ruhe, ob du nicht doch lieber hier bleibst. –

Schweigend gingen wir den Weg zurück.

Ein weiss getünchtes, niederes Gebäude, da und dort dürftig ausgebessert, inmitten eines aufgelockerten Baumparkes harrte der unzähligen Verwundeten: Lazarett Nord. Die mit rotgrauen Kacheln gut ausgetäfelten Gänge öffneten sich weit. Früher war hier eine saubere, einfache Universitätsklinik. Urwyler kam uns entgegen. Er schien im Gegensatz zu sonst gar nicht in Form. Sein träfer Bernerwitz blieb aus.

– Ich zeige euch die Säle, wenn ihr wollt. – Er führte uns in einen grossen Raum. Entlang den Wänden standen in ziemlich weiten, freien Zwischenräumen gute weisse Eisenbetten. In ihnen lagen Kopfverletzte. Ein Bild unvorstellbaren Grauens bot sich dar. Sie lagen entweder in tiefen künstlichen Schlaf versunken oder stöhnten, sich dauernd hin und her werfend, Kopf und Gesicht oft gänzlich eingehüllt in dicke Kissen von Zellstoff, Watte und Verband.

– Alles Kopf- und Gehirnschüsse –, sagte Urwyler nachdenklich, fast bedrückt. In unartikulierten Lauten lallte dort einer vor sich hin. Und dort schien einer monoton und ohne Inhalt vor sich hin zu beten. Da wieder schrie ein Jüngling tobend auf und brüllte kreischend gleich einem angeschossenen Tier, dann wieder wie leblos in sich zusammensinkend. Dort drüben hielt ein Wärter mit letzter Kraft einen Soldaten nieder, der sich im Irresein den schützenden Verband vom schwerverletzten Kopf gerissen hatte und seine Krallenfinger in das blossliegende Hirn einbohrte. Wir eilten dem Wärter zu Hilfe, und Urwyler versprach, den Abteilungsarzt zu rufen. Doch da kam eine Schwester herbei und hatte die Beruhigungsspritze schon bereit. Leibhaftig ging der Wahnsinn um. Wir starteten wie versteinert in diese wahre Hölle menschlichen Elends und hatten alle Politik vergessen.

– Eine furchtbare Sisyphusarbeit! – fuhr Urwyler fort. – Wohl vermagst du oft den Splitter oder das Geschoss tief im Gehirn aufzufinden, doch was im Gehirn zertrümmert ist, lässt sich nie wiederherstellen. Man ist manchmal versucht zu denken, der Tod wäre für diese Burschen ein gnädigeres Schicksal gewesen. Denn die meisten der Verletzten, auch wenn wir Stümper sie physisch retten können, bleiben doch dem Wahnsinn verfallen. Und dann, die Gesichtsverletzungen! Was soll man mit diesen scheusslichen Verunstaltungen? Wie willst du eine Plastik anbringen, wenn das halbe Gesicht weggerissen ist? Und wie bodigst du die Wundinfektionen? Das sind Probleme, lieber Bucher –, sagte er mit tiefernstem Ausdruck in seinen sonst meist fröhlichen Augen, – ja, ja, da hast du es mit deiner Bluttransfusion verhältnismässig einfach. Doch auch hier könntest du mit deiner Wissenschaft ansetzen. –

Urwyler wuchs hinein in seine schwere Aufgabe. Auch ihm waren wahrscheinlich die politischen Machenschaften wieder völlig gleichgültig geworden angesichts solcher menschlicher Not.

Wir langten im Operationssaal an, wo der Soldat lag, an dem wir die Bluttransfusion vornehmen sollten. Urwyler zeigte mir die Röntgenbilder und erwog, wie man wohl am besten den Granatsplitter im Kleinhirn des Offiziers entfernen könnte, der vor Kurzem bewusstlos eingeliefert worden war. Das Raupenband eines Panzers hatte ihm überdies den linken Arm ausgerissen, wodurch ein grosser Blutverlust eingetreten war. Seine Hirnrinde stand unter Druckreiz, wodurch er wie epileptisch zuckte. Zwei Sanitäter hielten ihn fest. Nur mit Mühe konnte Weber die Blutnadel in der Armvene ruhig liegend halten. Doch gelang die Transfusion, die Operation konnte vorbereitet werden.

– Seit wann arbeitest du hier? – fragte ich Urwyler.

– Seit zehn Tagen. Ich hatte die verdammte Pflicht, hier eine sogenannte spanische Kapazität abzulösen. Der spanische Kollege wütete hier als Hirnspezialist, assistiert von zwei braunschwarzen, bis hinter die Ohren angemalten Schwestern. Unvorstellbar, hier im Osten, in dieser Hölle des Grauens. –

Urwyler lächelte maliziös. Ich fragte ihn, wo man jetzt dieses Trio bewundern könne.

– Sie haben ihn heimgeschickt. Es ist zwar kaum zu glauben, aber es hiess, er habe als Hirnspezialist mit ‘eigener Methode’ eingedrungene Splitter ganz einfach mittels Warmwasserstrahls aus dem Gehirn herauszuspülen versucht. –

– Also so eine Art Irrigator-Feuerwehrmethode? – gab ich zurück.

– Tatsächlich, eine Tortur ohnegleichen. Ein Exitus nach dem andern. Schlussendlich wussten sich die Deutschen nur noch dadurch zu helfen, dass sie dem Spanier erzählten, es gäbe in der letzten Zeit dank einem neuen Stahlhelm fast keine Gehirnschüsse mehr. Sein Wirken für das befreundete deutsche Volk sei daher nicht mehr notwendig, man werde ihn in Spanien sicher dringender benötigen. Darauf zog sich der Torero beruhigt nach Madrid in seine angestammte chirurgische Arena zurück. –

– Vielleicht spült er jetzt dort ganz gewisse Hirne aus, verstehst du, gratis und ‘franco’? – versetzte ich, noch empört von der Vorstellung dieser medizinischen Barbarei.

Urwyler musste mit seiner Arbeit beginnen, fragte nur noch kurz, ob ich nachher Zeit hätte.

– Dann komme ich hurtig auf deine Bude, wenn es dir recht ist.

–

Ich ahnte, warum er kommen wollte. Und wie erwartet, hub er dann auch an:

– Was gedenkst du zu tun, mein Lieber, angesichts dieser – hm, sagen wir einmal: neuen Sachlage? –

– Ich kann dir nur sagen: Ich bleibe. Natürlich könnte ich es dir genau begründen, denn du kennst ja meine Einstellung, und auch ich würde viel lieber einpacken. Aber dann, schau dir diese Burschen an in ihren Betten, das ist Rotkreuzaufgabe für uns Ärzte, ganz egal, was für Schweinereien sonst noch mit uns gekocht werden, politisch meine ich. Ich bleibe jedenfalls, aber ich kann nicht mehr darüber diskutieren, das wirst du verstehen. –

– Ich hab’ es mir gedacht, und ich verstehe dich. Dann werde ich also auch bleiben. Aber – es ist eine unverschämte, verdammte Zumutung, darüber sind wir uns einig, nicht? –

– Selbstverständlich, und du kannst sicher sein, was mich betrifft, ich halte die Augen offen und hoffe, wieder in die Heimat zurückzukommen. Da werde ich dann erst recht Lust haben, mit gewissen Herren zu diskutieren ... –

Die Offiziersmesse war beim Abendbrot voll besetzt. Ich nahm einem jungen Leutnant der Wehrmacht gegenüber Platz. Dieser war als Arzt der Fallschirmtruppen eben erst aus Kreta zurückgekehrt. Seine arroganten Züge wirkten primitiv.

– Na, Kollege, wie haben Sie sich eingelebt bei uns? – hub er mit einer unangebrachten Herablassung an.

– Danke, gut –, gab ich kurz zurück. Ich spürte, wie schon sein Tonfall den Zorn in mir reizte, wollte aber einen Wortwechsel auf alle Fälle vermeiden.

– Gilt das allgemein, oder melden Sie das nur von sich? – liess er aber nicht locker.

– Das gilt allgemein. – Streit lag in der Luft.

– Es ist nicht so leicht, sich hier einzupassen? –

– Es geht, es braucht eben alles seine Zeit –, versuchte ich auszuweichen.

– Ich meine, für Sie, für Sie als Schweizer nämlich, gibt es doch gewissermassen, hm, gewisse Schwierigkeiten? – bohrte der Germanenjüngling weiter.

– Nein, das könnte ich nicht behaupten. – Ich fragte absichtlich nicht, was er damit meine. Aber schon gab er ungefragt darüber Auskunft.

– Ich meine, die Schwierigkeiten liegen doch wohl klar zutage, ich meine, vor allem auf dem militärischen Sektor. –

– Wieso denn? Nein, keineswegs. Wir Schweizer sind ja auch militärdienstpflichtig. – Das hätte ich nicht sagen sollen, jetzt konnte er natürlich einhaken. Und schon kam's.

– Das ist es ja gerade. Dies hier ist doch ganz was anderes, so ein echter Krieg. –

– Sicher, sicher, echter Krieg ist etwas anderes. Aber man lebt sich ein, auch als Schweizer. –

– Trotzdem, Kollege, das Einleben muss – hm, ja, es muss gewissermassen eingelebt sein. –

Der Bursche wurde wirklich lästig! Ich tat, als hätte ich diese geistreiche Weisheit überhört, doch mein Gegenüber wollte sich noch weiter zur Geltung bringen:

– Äh, ich wollte sagen, man lebt sich gewissermassen nur über Jahrhunderte in den Krieg ein. –

Da ich den Intelligenzquotienten dieses Fallschirmarztes nicht allzu hoch einschätzte und er bei solch sturen Stereo-

typien wohl nicht als würdiger Diskussionsgegner zu betrachten war, versuchte ich wieder auszuweichen:

– Ganz richtig, Herr Kollege, das haben Sie ausgezeichnet formuliert. Man lernt das Kriegshandwerk nicht in einer einzigen Generation. Dazu gehört vielmehr eine lange Ahnenreihe, ausschliesslich nur auf Kriegführung eingestellt, das ist es. Die beste Erklärung, die mir je zu Ohren gekommen ist. –

Der Deutsche schwankte zwischen geschmeichelter Eitelkeit und Unsicherheit, ob nicht doch eine Kränkung in meiner Bemerkung versteckt sei. Der Augenblick schien mir günstig, mich zu verabschieden.

Es war zwei Uhr nachts. Die Karbidlampe warf ihr grelles Licht. Eine Schwester ordnete den Verbandstoff und sterilisierte die Instrumente. Weber kochte Konservenflaschen aus. Antoniolo und Pjotr trugen einen Schwerverletzten zur Tür herein. Es war ein Mann von etwa fünfunddreissig Jahren. Er klagte nicht. Mühsam lösten wir ihm den Waffenrock. Mit der Gipsschere zerschnitt ich das rechte Hosenbein. Ein schmutziger, blutbrauner Verband kam zum Vorschein. Der Verletzte lag im eigenen Kot bis zur Hüfte eingebacken. Der Gestank war dementsprechend. Weber flösste ihm Selterswasser ein. Die Schwester schälte mit zurückgekrempeelten Ärmeln das zertrümmerte Bein aus den verklebten Zellstoffschichten, wo ganze Heerscharen von Kleiderläusen und Flöhen davonhuschten. Mehr als zehn Tage hatte der Arme für den Transport von etwa hundert Kilometern zurück ins Lazarett gebraucht. Im Viehwagen mit sieben anderen Kameraden auf Stroh gebettet, hatte er, ohne besondere Zwischenverpflegung, nur mit ein wenig Brot und Wasser versehen, endlich den Bestimmungsort erreicht. Die Höllenqualen, welche die Helden deutscher Nation gelitten haben

im Namen dieses skrupellosen – Dritten Reiches –, schrien millionenfach zum Himmel. Die Lazarette wurden mehr und mehr zu überfüllten Tempeln eines bitteren Gebets wider diesen bestialischen Krieg.

Ich rüstete zur Narkose. Ein unentwirrbares Breifeld, eitrig-blutig, durchsetzt mit diesem aufdringlichen Ungeziefer, lag frei. In einer aufgerissenen Muskelbucht knetete es hin und her und blieb doch immer auf der gleichen Stelle: ein Klumpen Fleischmaden. Mit Holzspatel und Löffel versuchte die Schwester, den modernden Unrat zu entfernen. Erst nach einer längeren Vorbereitungszeit vermochte man die Verletzung in ihrem ganzen Ausmass zu überblicken. Der Verletzte selbst dämmerte im Halbschlaf dahin.

– Es ist umsonst! Da können wir nichts retten, alles totgequetscht. Hier und da Splitter und wieder Splitter. Die schwere Infektion hat sich bereits in die Tiefe vorgebohrt. Und hier hat der spitze Knochenbruch zu allem Überfluss noch verschontes, sauberes Gewebe angespiesst. Das hol doch der Teufel, das ist der Fluch solch mangelhafter Fixation. Man kann die Leute einfach nicht genug schulen, Festhalteverbände zu erlernen, zu üben und wieder zu üben! Schwester! Bitte geben Sie Starrkrampf- und Gasbrandserum. Man muss sicher amputieren. Rufen Sie Dr. Rieder. Weber, bestimme sofort die Blutgruppe. Wir müssen ihm zuerst Blut geben, sonst steht er es nicht durch. Sein Puls ist schwach. Bitte, Schwester, Kombetin 0,0005, Sympathol 0,06 und ein Kampferdepot 10 Kubikzentimeter –, gab ich als vorbereitende Anordnungen.

Der Verwundete schlief jetzt tief. Seine Züge blieben entspannt und friedlich. Qual und Angst waren gewichen. Weber, der als Laie die Transfusionstechnik sehr gut beherrschte, liess vorsichtig das Blut, mit einer Kochsalzlösung halb verdünnt, einlaufen. Bei diesem Verletzten war Wund- und Operationsschock mit Kreislauftod zu erwarten. Da kam Dr. Rieder. Ohne viel Worte, mit der zielsicheren, selbst-

verständlichen Ruhe eines guten Chirurgen traf er die Entscheidung: Amputation. Schon führte er das Messer mit scharfem Schnitt rundum, bis auf den Oberschenkelknochen, weit oben, im noch gesunden Teil. Dann verrichtete die schmale Knochensäge ihr Werk. Der Knochenstumpf und die Nervenenden wurden tief zurückgestutzt, die scharfen Sägekanten rund gemeißelt und die Gefäße dreistufig abgebunden. Der Amputationsstumpf blieb ohne Hautdecklappen offen. Das nackte Muskelfleisch blieb ungenäht, denn jede Wunde in diesem Krieg war von vornherein krank, war durch die Wucht des Splitterschlages mit Kleiderfetzen, Erde, Gras bis in die letzte Nische angereichert. Man hüllte den nackten Stumpf in sterile Gaze und deckte ihn mit Zellstoff und einer breiten Binde ein. Man musste sparsam mit diesem Material umgehen. Obwohl die Deutschen in Polen und Frankreich, auf dem Balkan und in Russland unendlich viel Verbandstoff als Beute eingebracht hatten, traten dennoch alle Zeichen eines kommenden Verbandstoffmangels drohend in Erscheinung. Die Kurve der Leicht- und Schwerverletzten stieg und stieg, und niemand konnte absehen, wann sie den Höhepunkt erreichen würde. Doch schwieg man, um das Menetekel nicht zu hören, und hoffte insgeheim auf eine Wunderwendung noch zur rechten Zeit.

Dr. Rieder untersuchte immer wieder das Herz. Es schlug kräftiger als zuvor. – Wieviel gaben Sie? – fragte er Weber.

– Nur 350 Kubikzentimeter. –

– Warum nicht mehr? – fragte Dr. Rieder, zu mir gewendet.

– In schockbedrohten Fällen müssen wir mit dem Auffüllen des Blutkreislaufs besonders vorsichtig sein. Schock ist in erster Linie Kreislaufkollaps und Blutplasmaabgang durch die Gefäßwände ins Gewebe. Wenn ich im Zustand solcher durch Wund- oder Verbrennungsschock bedingten pathologisch verminderten Anpassungsbreite von Herz- und Gefäßsystem auch nur ein wenig zuviel an neuer Blutmenge einlaufen liesse, dann bliebe dem Herzen nicht mehr genügend

Kraft, die vermehrte Blutmenge umzuwälzen. Es würde plötzlich – prall gefüllt – erlahmen. –

Unterdessen trug Pjotr, der russische Helfer, mit teilnahmsloser Miene das kalte, in Papier gehüllte Amputationsglied zum Verbrennungsofen. Es war spät geworden. Weber brühte etwas Schwarztee auf. Dies gelang nur mit dem Metakocher, in welchem er sonst seine Apparaturen auszukochen pflegte. Man war nicht mehr wählerisch hier. Dann schlürften wir den dünnen Tee. Dr. Rieder hatte sich zurückgezogen. Pjotr war draussen im finsternen Gang geblieben, Antoniolo in einer Ecke auf dem nackten Fussboden eingeschlafen. Sechs schwere Donnerschläge ertönten aus der Ferne durch die Regennacht. – Bomben –, bemerkte Weber kurz. Die Laterne schwankte.

Als ich müde den Schlafraum aufsuchen wollte – Weber musste noch seine Flaschen auskochen –, trat aus dem Dunkel des schlecht erleuchteten Flurs eine Gestalt auf mich zu.

– Sind Sie es, Leutnant Bucher? –

Der Lichtstrahl meiner Taschenlampe traf einen deutschen Unteroffizier. Er meldete sich stramm.

– Jawohl, was gib't's? –

– Sie möchten schnell ins Lazarett 612 mit Blut! –

– Sonst nichts? –

– Genaueres weiss die Wache dort. Passwort 'König' bis fünf Uhr früh. –

– Danke. –

Durch die frostige Nacht, auf finsternen Strassen, zwischen Kolonnen ächzender Panzer und hämmernder Motoren erreichten Weber und ich das Lazarett.

– Dombrik, Oberarzt –, stellte sich der Kollege kurz vor.

– Schwerer Fall, akut. Wollten hier die verbrannte Hand bei Nachblutung amputieren. Möller hier, unser junger Assistenzarzt, machte Evipanarkose. Jetzt ist er plötzlich infaust. Bewusstlosigkeit seit zehn Minuten. Vielleicht Embolie oder sonst was am Herzen. Ich dachte, vielleicht hilft eine Transfusion. –

– Zyanose, Kreislaufschwäche, Atemlähmung. Leider, er wird abgehen. Schnell, wir wollen es auf jeden Fall noch versuchen. Koramin 2 Kubikzentimeter, Koffein 0,25 intravenös! – gab ich der deutschen Schwester an. Dann setzte Weber die dicke Masininadel an und liess tief dunkelrotes Blut auslaufen.

– Gestatten Sie, Kollege, warum nehmen Sie dem Verwundeten das Blut? – fragte Dombrik.

– Entgiftungsaderlass, Kollege, nur 200 Kubikzentimeter. –

– Entgiftung? Wozu? –

Ich konnte jetzt nicht darauf eingehen, sondern wandte mich an den jungen Assistenzarzt:

– Erlauben Sie, Kollege, wieviel Evipan haben Sie denn gespritzt? –

– Nicht zuviel –, sagte Möller, – nur 20 Kubikzentimeter. –

– Gewiss, das sollte eigentlich nichts ausmachen. –

– Ich stand dabei –, ergänzte Dombrik.

– Liessen Sie es schnell einfliessen? – fragte ich zögernd.

– Ja natürlich, in weniger als einer halben Minute! – sagte darauf der junge Assistent voller Überzeugung.

– Um Gottes Willen, Möller, Sie sind ja verrückt – Verzeihung! Aber das verträgt doch keiner, niemals! – Meine Worte waren bitter zurechtweisend. – Jetzt ist die Sache vollkommen klar, Kollege Dombrik! Akute Evipanvergiftung mit Atmungs- und Kreislauf- lähmung. –

Der junge Möller erblasste.

– Es sieht verdammt nicht gut aus –, bemerkte Dombrik schwer besorgt, ohne seinen Blick von dem Verwundeten zu wenden.

– Es ist ja noch nicht alles verloren –, sagte ich wenig überzeugt.

– Er hat Gruppe AB –, meldete Weber. – Aber wir haben keine AB-Konserven. –

– Man sollte hier unbedingt gruppengleiches Blut geben –, sagte ich mit Nachdruck.

– Ich bin Gruppe AB – und schon zog Dombrik seinen Waffenrock aus und hielt seinen entblösten Arm hin. Kurz darauf floss das Blut des Arztes in die vergiftete Blutbahn des todkranken Soldaten. Die Lippen verloren ihre blass blaurote Farbe. Er atmete ruhiger und tiefer. Sein Puls aber blieb hastig und schwach.

– Noch mehr Koramin und Sympathol –, ordnete ich an.

Endlich, nach Stunden erst, ging es merklich besser.

– Sie haben ihn gerettet, Kollege Dombrik. –

Möller grübelte niedergeschlagen seinem Fehler nach. Am andern Morgen jedoch wollte das aufgepeitschte Herz des Verwundeten nicht mehr. Es versagte. Zuviel war es gewesen auf Marsch und Wacht, in aufreibendem Kampf, in ruheloser Not und Einsamkeit.

Knarr, knarr, Schritt vor Schritt, zögernd und vorsichtig schoben wir uns durch das Geröll. Webers Blenddynamo war defekt. Meine Batterielampe brannte nur noch schwach. Eine regnerische, stockdunkle Nacht. Es heulte und fegte um die toten Kamine.

– Wir gehen richtig –, bemerkte Weber. Es war kurz nach ein Uhr nachts.

Plötzlich glitt er auf den nassen Steinen aus und schlug hart hin.

– Gut, dass die Geräte unzerbrechlich sind, sonst Transfusion ade –, sagte er gelassen.

Der Regen sickerte in die Mantelritzen und durch die Mützen.

– Halt, Hände hoch! – gellte es plötzlich aus der Finsternis. Ich brüllte das Passwort gegen den Sturm: – Kiel, Kiel! –

Ein schussbereiter Gewehrlauf schob sich mir in die Lende.

– Kiel, Schweizer Arzt, Kiel! – schrie ich nochmals.

Ein greller Scheinwerfer blitzte auf und blendete uns.

– Anhalten! Stehenbleiben! Schweizer Ärzte? Wohin? – brüllte eine aufgeregte Stimme zurück.

– Nach Lazarett 610. Wir kennen den Weg nicht, wir gehen nach Kompass. –

– Sie können nicht hin! Warten! Licht weg! –

Ein Gewehrverschluss klirrte nebenan. Es musste die verstärkte Wachpatrouille sein. Weber hatte seinen schussbereiten Browning unauffällig wieder eingesteckt. Was war los? In unmittelbarer Nähe, aus einer Grube, stöhnte jemand in kurzen Stößen, ein Mann.

– Können Sie helfen? – rief jemand. – Sie sind doch Ärzte? –

– Ja, was ist los? – gab ich zurück.

– Hier nach rechts! Achtung! Fallgrube – Balken! –

Der Scheinwerfer huschte über eine Anzahl Helme. In einem weit offenen Kellerloch voll Schlamm röchelte mit entblösster Brust ein sterbender Soldat, anscheinend ein Wachposten. Sein Blut quoll breit und dick aus einer klaffenden Stichwunde über dem Herzen. Dann bäumte er sich zuckend auf und hauchte sein junges Leben aus. Regentropfen rieselten wie Tränen über sein fahl werdendes Antlitz.

– Je zwei Mann nach Ost, West, Nord und Süd auf fünf Meter! Posten vor, doch aufgepasst! Schweinerei, verfluchte! – schmetterte eine heisere Stimme, wohl eines Unteroffiziers.

– Er ist tot –, sagte ich, vor der Leiche kniend.

– Marke und Effekten abnehmen –, schnarrte die Stimme. Ein Kamerad des deutschen Gefallenen durchsuchte dessen Taschen und legte den Inhalt zu einem Bündel in das zerrissene Taschentuch.

– Einträgen: Hans Kilian, Soldat, 128. Infanterieregiment, 1920, Frankfurt an der Oder. 21.11.1941, morgens 1 Uhr 30. –

– 's war etwas früher, – bemerkte ein anderer dazwischen.

– Halt's Maul, 1 Uhr 30 – sage ich. Auf Wache erstochen. Stich durch die ganze Brust von hinten. Habt ihr die Bestie nicht bemerkt? Nun, raus mit der Sprache. Was ist denn los? – fragte der Unteroffizier gehässig.

– Es ging alles so schnell. Ich stand neben ihm. Auf einmal höre ich einen dumpfen Schlag und – schon ist der Kilian gegen mich gefallen. Wie ich Licht mache, liegt er schon am Boden, und weg! – gab einer zur Antwort.

– Verdammt nochmal, du hast doch einen weglaufen sehen? –

– Eben nicht, bei diesem Sausturm! –

– Verdammt nochmal! Dann aufgepasst! Wachposten stehenbleiben. Licht nach vorne, nach aussen. Wir andern absuchen. Hier jede Ecke, hört ihr? Hier nur im Kreis. Dann hier jeden Winkel, dass uns ja die Ratte nicht entwischt! –

Wir beiden Schweizer blieben bei dem Toten, Rücken gegen Rücken kniend, Pistolen und Browning entsichert. Irgendwo, ganz nah in der Finsternis, kippte verdächtig ein Stein zur Seite und blieb mit hohlem Aufschlag liegen. Jetzt steigerte sich die Spannung ins Unerträgliche. Der heulende Sturm schien den Mörder zu decken. Die Posten forschten nach, teils das Gewehr im Hüftanschlag vor sich auf den Schutt gerichtet, teils den Dolch stichbereit in der Hand. Da und dort brummte einer etwas Unverständliches vor sich hin, wie um die fiebrige Spannung zu durchbrechen.

Ein dumpfes Geräusch und ein Aufstöhnen.

– Du Hund, du verdammter Hund! Dich hab ich erwischt! –

Sekundenlang polterte ein zuckendes Scharren im Geröll.

– Ein Partisan, und wieder ausgerüstet wie der von gestern!
Kein Gefangener. –

– Lass die Bestie verrecken. Auszufragen gibt's da nichts mehr! Den Kilian betten wir bei Tag hier ein. Verstanden? – bellte die Schnarrstimme des Unteroffiziers.

– Jawohl, zu Befehl! –

– Ich gebe Ihnen einen Begleitmann mit –, sagte der Unteroffizier zu uns.

– Es könnte nichts schaden –, nahm ich dankend den Vorschlag an.

– Du, Schultze, gehst den Herren voran. –

– Zu Befehl, sehr gern! –

Wir gingen dicht hinter dem Deutschen, tappten schweigend und gespannt in die dunkle Ostnacht. Ohne weiteren Zwischenfall kamen wir in dem Aussenlazarett an.

In der engen Küche hing ein fader Geruch in der Luft. Russenfrauen mit den üblichen, um den Kopf geschlungenen weissen Tüchern bestrichen Brotscheiben mit Tomatenpüree und Sardinen aus Norwegen. Die deutsche Schwester – wie sie von sich selber sagte, – immer auf Draht – führte Regie in meisterhafter Weise, griff da und dort ein, sprach deutsch mit Kölner Akzent und wiederholte ihre kurzen Sätze immerfort. Sie schien anzunehmen, die Russenfrauen verstünden jedes Wort, doch taten jene wahrscheinlich nur, was ihnen ihr hausfraulicher Instinkt eingab. Durchnässt, wie wir angekommen waren, und voller Dreck bis hinter die Ohren, kauerten wir beiden Schweizer todmüde an einem rauhen Tisch. Die Schwester brachte breit ausladende Champagnergläser und füllte sie mit Wodka, Himbeersaft und Sekt. Wir tranken nicht eben bescheiden, und die Kölnerin füllte immer wieder nach. Es war fünf Uhr in der Frühe. Noch heulte der Sturm draussen in der stockdunklen Nacht. Wir mussten sofort an die Arbeit.

– Den ersten bringen wir nicht durch, die beiden andern sicher –, stellte ich nachher fest.

– Warum den ersten nicht? Es ging doch alles reibungslos? – fragte Weber.

– Du hast es selbst gesehen, diesen schweren psychischen Schock. Die Blutung an sich ist nicht schwer, die Verletzung jedoch schrecklich. –

– Was glaubst du, wenn wir statt des halbverdünnten Blutes unser Plasma verwenden würden? – fragte Weber. Er hatte mich nicht verstanden.

– Davon hängt's nicht ab. Das halbverdünnte Blut hat zwar den Schock gebessert, du hast gesehen, wie Ruhe und Gelassenheit über den Armen kamen. Auch das Herz und

der ganze Kreislauf haben sich sehr gut erholt. Doch ich meine nicht das –, versuchte ich zu erklären. – Wenn der arme Kerl sich einmal mit seinen eigenen Augen zu sehen vermag, verstehst du, sein eigenes Spiegelbild! Es ist furchtbar, es ist nicht auszudenken. Er wird sich töten. –

– Ach, das meinst du! Ja, das ist wahr, ich glaube, ich würde es tun –, gestand Weber erschüttert.

– Es ist unaussprechlich grauenhaft! Ohren, Nase, Zunge, Finger und dann – unten! Heiland, ist das nicht zum Verzweifeln? – Ich konnte plötzlich nicht mehr weitersprechen, es kam wie das heulende Elend über mich. Es war ein von Partisanen verstümelter Soldat.

– Auch mir weicht der Schaueranblick nicht von den Augen. Wie erklärst du dir so eine gemeine Tat? Ich kann mich nicht davon lösen, und runtersaufen kann ich es auch nicht. Es will mir nicht in den Kopf, dass so etwas möglich ist! – fing Weber später wieder davon an.

– Die Russen sind zum Teil wohl doch Asiaten – der Tod ist Erlösung von bitterer Erdenqual, also tötet man den Gegner nicht, sondern lässt ihn als schreckeinflössendes Sühnebild herumlaufen ... –

– Hör auf, um Gottes willen. –

– Aber du hast mich doch gefragt –, sagte ich gereizt. Wir waren beide noch voller Entsetzen.

– Pfui Teufel, es ist zum Kotzen –, fing Weber wieder an, – früher war der Krieg doch noch etwas anderes. –

– So? Glaubst du? Und früher die Horden des Dschingis-Khan? Und überhaupt, man braucht gar nicht so weit zurückzugehen. Es gibt keinen ritterlichen, 'menschlichen' Krieg, wie es manche Doppelmoralisten gerne haben möchten. Es gibt immer nur einen Krieg, mit gewissen Varianten vielleicht, aber dem Wesen nach ist es immer dasselbe: Krieg. Er ist immer unmenschlich, unvernünftig, gottlos. Sein Inhalt und sein Ziel sind stets Gewalt und tödliche Vernichtung im Dienste egozentrischer Machtausweitung, wie immer sie sich

auch tarnen mag. Keine Tierspezies führt Krieg gegen die eigene Art, diese Höllenmöglichkeit hat nur der Mensch ... Krieg ist immer Krieg, nur sein Stil wechselt, die Art des Mordens, entsprechend der Veränderung der kriegstechnischen Errungenschaften. Doch wann wird die gegenwärtige Apokalypse auch unsere Heimat erfassen? – Es war mehr ein Selbstgespräch, um den Schock zu überwinden. Weber starrte vor sich hin.

Später ging ich noch einmal zu dem Verstümmelten. Er schlief. Ein Offizier trat ein. Es war sein Vorgesetzter. Beim Anblick der Verletzungen zuckte er zusammen und wurde bleich, obschon das Schlimmste vom Verband verborgen war.

– Herr Oberleutnant, darf ich Sie etwas fragen? –

– Bitte, recht gern, Herr Doktor. –

– Wie kommt das eigentlich? Wie kommt ein Mensch eigentlich dazu, solche Scheusslichkeiten zu begehen? –

– Ich verstehe Ihre Frage, Doktor. Es ist schwer zu sagen. Das kommt wahrscheinlich erst allmählich. Am Anfang sind die Leute noch nicht so. Man schlittert langsam in das Zeug hinein, ohne dass man es richtig merkt und ohne dass man sich darüber Rechenschaft ablegt. Zuletzt wird das zur Gewohnheit, man tut's fast völlig unbeteiligt, gleichsam eiskalt, wie wenn man nicht selbst es täte, sondern ein anderer. Man würde es auch gar nicht aushalten, seelisch, meine ich. –

Ich war sympathisch berührt davon, dass der Oberleutnant meine aus einem inneren Überdruck eigentlich unüberlegt herausgeworfene Frage nicht mit einem Hassgesang auf die Russen beantwortete, sondern mit solchen alles und alle einschliessenden Erwägungen.

– Sie meinen – den Krieg aushalten? –

– Ja, das meine ich. Denken Sie sich, Doktor, in diese Situation hinein. Meist fängt es in der Nacht an. Da sassen wir oft tage-, ja wochenlang im gleichen Loch irgendwo im Gehölz am Rande der Steppe. Kein Vorwärts, kein Zurück.

Keine geschlossene Front. Keine Fühlung nach irgendeiner Seite. Und dann die langen, die furchtbar langen Nächte. Wie wird das erst, wenn der tiefe Winter kommt? Ein paar Mann auf sich selbst gestellt. Nicht viel Munition, wenig Notvorrat, kein Funkgerät, keine Nachricht von zu Hause und immer wieder ohne Befehl. Nein, Doktor, das ist zum Verrücktwerden, das werden Sie verstehen. Es war etwas anderes in Polen, in Frankreich, auf dem Balkan, vergleichsweise ein reines Vergnügen. Hier draussen aber hat man nichts, als immer nur marschieren und jetzt seit einiger Zeit nur hegen und liegen. Hier erleben Sie nichts von kämpferischer Betriebsamkeit. Nichts als eine ewige Lauer, eine Nervensäge ohnegleichen, und darin gedeiht der gemeine Meuchelmord. Tankfallen und Einmannlöcher finden Sie hier dicht gesät. Und da soll man mit seiner Truppe den Stützpunkt halten. Zu Anfang geht es, dann aber wird es schlimmer mit jedem Tag. Nach und nach werden die Jungen nervös, nicht ängstlich. Man fährt beim geringsten Geräusch zusammen. Und dann fehlt nur noch dieser gemeine heulende Steppensturm. Licht darf keines gemacht werden, sonst löscht der Russe dies im Handumdrehen aus, mitsamt dem, der es gemacht hat. So wird die ganze Mannschaft auf eine Art hysterisch erregt und unsagbar überempfindlich. Lassen Sie einen von den Jungen allein austreten, so sind Sie nicht sicher, ob er nicht schon ein paar Meter von Ihnen weg mit einem kalten Arsch liegenbleibt. Wenn in diesem Zustand Meldung kommt, dass der Gegner in der Nähe sei oder dass man selbst vor müsse in der stockdunklen Nacht, dann löst sich mit einemal diese dumpfe Überspannung. Kommt es dann zum Nahkampf – und das ist in der Nacht das Ekelhafteste! –, dann gibt es ein Gemetzel ohnegleichen. Es gibt ja dann nichts anderes als Zu- und Dreinschlagen, wie es grad geht, dort, wo man dem Gefühl nach einen Gegner vermutet. Denn wenn man nicht verdammt schnell ist, so ist's der andere zuerst. Da hauen sie blind zu, und der Hieb sitzt dann

vielleicht gerade mitten in der Fresse. Was man anrichtet, erkennt man erst später in der Dämmerung. Das ist dann allerdings schlimm genug, vor allem wenn man feststellt, dass sich im Eifer zwei der Unrigen gegenseitig abgewürgt und umgelegt haben. Im Lärm dieses Steppensturmes bleibt in solchen Augenblicken jede Verständigung ausgeschlossen. So ist der russische Krieg! –

Er blickte wieder auf den Verstümmelten und fuhr dann mit einem tiefen Seufzer fort:

– Verflucht ist dann der Eindruck, den das auf die andern macht! Da braucht es dann allerhand Künste – so ein Lied vielleicht, ein paar Schlager aus dem Lautsprecher, aber dann kriegen einige erst recht das heulende Elend. –

– So ist der Rundfunk hier vorn doch sehr wichtig? –

– Ja, sogar unentbehrlich. Er hält oft, meistens möchte ich sagen, die Stimmung der Truppen besser in Form als gutes Fressen und Saufen. Es gibt immer ein paar Burschen, die dann selber anfangen zu singen und damit die andern wieder aufmontieren. Aber dennoch – naja – Mit einem weiteren Blick auf den schlafenden Verwundeten verstummte er, reichte mir dann, für die Hilfe dankend, die Hand und verabschiedete sich.

Ich blieb noch bei dem Verstümmelten. Sein Schicksal liess mich nicht los. Oh, könntest du doch ewig schlafen oder blind sein, du Armer. Und deine junge Frau? Deine Frau? –

Auf dem kleinen Brett neben der Bettstelle lagen Briefe, auf allen dieselbe zierliche Handschrift. Briefe? Briefe? Briefe?grübelte ich. Was ist besser, tot – oder so leben müssen?

Die deutsche Schwester trat ein.

– Kann ich etwas tun, Herr Doktor? Soll ich bei dem Verwundeten bleiben? –

– Ist nicht nötig, Schwester, er schläft, das ist gut so! –

– Es muss ein fürchterlicher Fall sein. Ich sah ihn nicht. Ich könnte das auch kaum mit ansehen. Kann ich seine Personalien aufschreiben? – fragte sie.

– Weber hat sein Soldbuch aus Versehen eingesteckt. Aber ich kenne seinen Namen ... Jahrgang 1920, aus Köln. –

Mit entsetzt aufgerissenen Augen starrte mich die Schwester an und wiederholte fragend den Namen.

– Ja, er steht ja auch hier auf den Briefen. –

Sie nahm einen Brief zur Hand und besah die Adresse.

– Von seiner Frau – es ist mein Bruder! – Sie schrie auf und brach zusammen.

Das ist der Krieg, und solche – Zufälle – bringt er zustande der Krieg, der schrecklichste – Vater aller Dinge – !

Am Molotowplatz hatte die Wehrmacht eine riesige schwarze Tafel aufgerichtet. In klarer, schematischer Zeichnung stach die dicke schwarze Linie des Frontverlaufs um Moskau aufdringlich in die Runde. Die Tafel diente der psychologischen Bearbeitung der russischen Bevölkerung. Zu Dutzenden standen alte Männer und Frauen, auch junge Mädchen ausgehungert und dicht gedrängt vor dieser unheimlichen Offenbarung. Der schwarze Strich bedrohte Moskau mit zwei vorgeschobenen Frontbacken bei Kalinin und Tula; das Herz Sowjetrusslands stand unheilbedroht vorder Einkreisung. Täglich schoben sich die Backen der Zange mehr und mehr vor. Schweigsamer und bedächtiger wurden die russischen Beschauer. Keiner verriet seine quälenden Fragen dem andern, denn unter ihnen lauschten die getarnten Häscher, und Provokateure machten vielleicht eine abfällige Bemerkung. Die Leute mieden jeden Seitenblick beim Kommen und beim Gehen. Dann gingen sie – und kamen wieder. Die Steppe trug den ersten weissen Schleier aus Schnee. Erst schmolz ihn die Mittagssonne jeden Tag wieder fort, dann aber, am 19. November, brach grimmige Kälte ein und hielt an, und der aufgeweichte Boden wurde glashart. Mit der langen Nacht im Bunde schlich der Winterfrost auch in

den Nachschub und fror die Räder und Getriebe der Wagen ein, die wie von harten Krallen festgehalten wurden. Die Pioniere pickelten und schaufelten die Karren frei, doch ging es nur zäh und langsam, sie schienen wie an den Erdgrund gefesselt. So füllten sich die Strassen mehr und mehr, der Tross lief sich auf. Dann liess der Wind nach. Vom Himmel fielen schwere, nasse Flocken. Sie fielen träge, scheinbar harmlos in die Trümmerstadt und deckten manchen blutbefleckten Ort und die verwesenden Leichen schweigend zu. Die durchmarschierenden Truppen schienen missgelaunt, sie stapften nach vorn gebeugt, mit dampfendem Atem. Die überlasteten Motoren kreischten, viele hörten plötzlich auf. Im Schlepptau versuchten die Soldaten, sie wieder loszureissen, doch oft war alle Mühe vergebens. Man legte Feuer an auf offener Strasse, um das zäh gewordene Öl wieder flüssig zu machen. Doch dann konnte es vorkommen, dass plötzlich der Vergaser brannte oder dass der Motor Feuerschwaden in den Bauch des Fahrwerkes schlug, und schon frassen hungrige Flammen die Nachschublast und auch den Proviant. Die Deutschen suchten jetzt mit allen Händen in verzweifelter Kleinarbeit die Gefahr zu bannen und der Stockung Herr zu werden. Vorn, vor den Toren Moskaus, wartete man auf den Befehl zum Sturmangriff. Jetzt musste er kommen, wenn es nicht zu spät werden sollte. Noch war man allenthalben voller Optimismus und stolzer Siegeszuversicht.

Schon war es Dezember geworden. Der Himmel hellte sich plötzlich auf. Es fielen keine Flocken mehr. Doch eisig hart erstarrte jetzt der nasse Schnee. Das Thermometer zeigte erstmals achtundzwanzig Grad unter Null. Man zog die schweren Mäntel über und schlug die Kragen hoch. Handschuhe und auch Ohrenwärmer sah man selten. Die Russen hüllten sich in braune oder graue Lumpen. Am Himmel

zogen dröhnend und rastlos Tag und Nacht ganze Armaden von Schleppflugzeugen dicht aufgeschlossen Richtung Moskau. Im Kasino war die Stimmung ernst, aber doch bei den meisten noch zuversichtlich und des nahen Sieges gewiss.

– Moskau wird fallen – fallen in den nächsten vierzehn Tagen –, verkündete der Lazarettchef. – Deutsche Vorhutten haben bereits die Busstationen der Aussenstadt in Besitz genommen! – Lauter als sonst bellte der Wehrmichtsbericht. Die Offiziere lachten spöttisch, als wieder einmal einer vom Holz sammeln redete.

Ich sass dem jungen katholischen Pfarrer Maas gegenüber. Er war mein Freund geworden im Kampf gegen den Tod. Dieser Priester war wie ein Born, aus dem mit jedem Wort die reiche Fülle unermesslicher Güte und Lebensweisheit floss. Was die Pfarrer, evangelische und katholische, hier an der Front an Selbstaufopferung und inbrünstiger Hingabe ohne Unterschied der Konfession aus vollem Herzen gaben, ist ein Heldenlied christlichen Bekenntnisses. Pfarrer Maas sprach über Franz von Assisi, den er über alles verehrte. Manchmal drehte sich unser Gespräch auch um Niklaus von Flüe. Hier waren wir geteilter Meinung, da ich die Preisgabe von Frau und Kindern nicht billigen konnte. Pfarrer Maas hielt dagegen, dass man die Handlungsweise durch die innere Berufung erleuchtet sehen müsse und nicht verallgemeinern dürfe. Über die politische Bedeutung Niklaus von Flües waren wir uns wieder einig.

Der kleine, schmalbrüstige Meier, ein unfähiger Assistent, hörte uns aufmerksam zu und mischte sich schliesslich ganz unaufgefordert ins Gespräch.

– Wir Nationalsozialisten machen heute Geschichte, nicht mehr Ihre Schweizer Heiligen. Wir brauchen keine lächerlichen ‚Urvorbilder‘, wir haben unsern Führer! –

– Aber der Führer hat Vorbilder! – warf Pfarrer Maas mit viel-sagendem Blick zu mir dazwischen.

– Kommt nicht in Frage! –

– Immerhin den alten Bismarck. –

– Ja, aber das ist was anderes, der war nicht ein Vorbild, sondern nur ein Vorläufer des Führers! – trumpfte Meier auf.

– Sehen Sie, das nenne ich Geschichtsschreibung! – warf ich spöttisch ein.

Meier, dem das Sensorium für Ironie fehlte, fühlte sich anerkannt und wurde frech.

– Immerhin etwas ganz anderes als Ihr Franz von Assisi oder wie der heisst, das war ja sicher auch nur so ein lahmer Pfaffe. –

– Er war sogar ein grosser Philosoph –, entgegnete Maas ruhig, fast mit einem Unterton von Mitleid.

– Quatsch, Philosoph! Wo sind wir denn mit all der blödsinnigen Philosophie hingekommen? Mit der Philosophie des Versailler Vertrags zum Beispiel? –

– Darin lag wenig Philosophie –, gab Maas lächelnd zu.

– Zu wenig? Und was war dann das mit dem Dollfuss? Diesem Pfaffensohn aus Wien? War das vielleicht Philosophie? Dem hat's der Herr gegeben! –

– Der Herr hat ihn erlöst von allen Übeln –, entgegnete Maas gelassen.

– Wie meinen Sie das? –

– Nun, Dollfuss war doch schwer verletzt – durch irgenjemanden – schwer verletzt. So meine ich das, Herr Meier. –

– Dem hat's der Führer ganz schön gegeben, dem Pfaffenhund. Überhaupt ihr Pfaffen, ihr kommt noch alle dran, wenn mal die Schose hier vorbei ist. Wartet nur, euch besorgen wir es – wie den Juden! –

– Wie alt sind Sie eigentlich, Kollege? – fragte ich gedehnt, um diese Unverschämtheiten zu bremsen.

– Dreiundzwanzig. –

– Sie waren bei der Hitlerjugend? – fragte ich weiter.

– Na selbstverständlich! Mit sechzehn trat ich ein, kurz nach der Machtergreifung! Woran haben Sie das gemerkt? –

– Ich finde die Jungen von heute zwar nicht sehr dezent,

dafür umso – hm – umso dezidierter. Man muss schon sagen, diese staatliche Erziehung trägt recht reife Früchte – um nicht zu sagen: Früchtchen! –

Pfarrer Maas wandte sich ab, um sein Lachen zu verbergen, und ich liess den Antiphilosophen verdutzt stehen.

Die Russen trugen einen Schwerverbrannten durch die Tür. Er heulte wie wahnsinnig vor Schmerzen. Sein linkes Bein war schwarz verkohlt, mit braunroten und gelben Brandblasen und ausgekochtem grauem Muskelfleisch dazwischen.

– Schwester, schnell, Morphium, eine doppelte Spritze bitte! Weber, Kochsalzlösung zur Infusion bereitstellen, ein bis zwei Liter intravenös. Mit unserer Apparatur –, befahl ich.

– Keine Konserve? –

– Nein, du weisst doch, das wäre ein Fehler hier. Dieses Herz verträgt das nicht. Ohnehin zu grosse Arbeit, das eingedickte Blut vorwärtszupumpen. Hier braucht es Verdünnung und Ersatz des Blutsaftes, der durch Wunden und ins Gewebe ausgetropft ist. Und Verdünnung der Verbrennungsgifte –, erklärte ich Weber, der aufmerksam zuhörte.

– Hör zu, Toni, gib, solange er nicht schläft, viel Tee und Kaffee. Ausserdem Koffein und Kampfer. – Zu dem Verletzten sagte ich, um ihn zu beruhigen: – Bald wird es besser gehen, jetzt versuch ein wenig zu schlafen, Kamerad! Die Schmerzen sind bald vorbei. Schwester, Narkose bitte. –

Dann entfernten wir mit grossen Schnitten die zerstörten Wundteile, um durch die Ausschneidungen Übersicht und besseren Schutz vor Infektion zu gewinnen. Schwester Alice kam heute nicht recht mit. Als alles fertig war, bat ich sie zur Seite.

– Was ist mit Ihnen, Schwester Alice? –

– Ich weiss nicht, Herr Doktor, ich bin so grässlich müde. Ich fürchte, ich werde krank. –

– Was haben Sie für Beschwerden, und wie lange schon? –
– Eigentlich nichts Besonderes, Herr Doktor, nur so allgemein, so zerschlagen fühle ich mich. Es wird wohl wieder vorübergehen. –

– Ist es all das Schwere hier? Der dünn gesäte Schlaf? Sie sind in diesen Wochen ziemlich abgemagert. –

– Wir alle, lieber Doktor! Man kann nicht alle Tage Melasse, 'Butter' und Fleischkonserven essen und dabei blühend aussehen. Uns allen fehlen die Vitamine und auch das Frischfleisch. Weber und ich haben es ausprobiert. Wenn wir acht Tage kein Benerva und Redoxon nehmen, dann sind wir schwach, vor allem in den Beinen. –

– Sie haben sich zu stark ausgegeben. Und dann haben Sie beim letzten Notfall Blut gespendet, wenn es auch nur wenig war.

–

– Das hat doch nichts zu sagen. Glauben Sie mir, Doktor. Das sind ja schliesslich alles arme Menschen, die gerne weiterleben möchten, weiterleben wie wir. –

– So ist es, liebe Schwester Alice. Aber jetzt legen Sie sich bitte hin. Sie bleiben mal einen ganzen Tag im Bett. Schwester Hedi wird Sie verpflegen – und wir Ärzte werden Sie besuchen. Schwester, es ist ein Befehl! – fügte ich ernst hinzu, als ich ihren aufkeimenden Widerspruch spürte.

Schwester Alice Müller, die sonst so lebensfrohe Baslerin, blieb im Bett länger als erwartet, viele Tage und Nächte. Ihre Stimme wurde belegt, der Hals schwoll an. Eine schwere Diphtherie hatte sie überfallen. Trotz dem Serum wollte die Seuche nicht mehr von ihr weichen. Ihre Kräfte schwanden, und all die heisse Sehnsucht nach der Heimat erwürgte ohne Gnade ihr junges, hoffnungsvolles Herz. Ihr sehnlicher Wunsch war es, in der Heimatstadt sterben zu dürfen. Er wurde ihr erfüllt. Als die Todesnachricht aus der Heimat kam, die Nachricht, dass diese tapfere Frau im Dienste der Menschlichkeit ihr Leben geopfert hatte, da hatte sich die weisse Seuche schon in alle Lazarette dieses Frontabschnittes eingeschlichen.

Auch viele Schwestern und Ärzte wurden von ihrem unheilvollen Gift fast erdrosselt. Auch vor den vielen Wunden hielt die Diphtherie nicht an. Sie wurden grüngrau und glasig, schmierig ausgelegt und rochen wie der Mund der Diphtheriekranken. Ein grosses Sterben ging um. Es war zu viel für den schwachen Widerstand der Lebenskräfte, die kaum das Wundfieber überwinden konnten. Drüben auf dem alten Sportplatz sprengten Pioniere früh am Morgen in der Dunkelheit weithin geplante Gruben – die Zahl der Kreuze wuchs im Feldfriedhof schnell und schneller an. Für Einzelgräber blieb keine Zeit.

Herr Doktor, schauen Sie sich das mal an! Ein solcher Unsinn! Was soll das? Das kann ich nicht verstehen. Ihr Schweizer seid doch alle gut zu uns. Ihr gebt euch alle Mühe, und euren Schwestern ist nichts zuviel. –

Der verwundete Offizier, dem beide Beine fehlten, vermochte sich nicht aufzurichten, doch schaute er zuversichtlich aus den harten Kissen. Die magere Hand wies auf die deutsche Frontzeitung – Der Kampf – . Ich las:

– Die Schweiz, das kleine Drecksvolk in den Alpen, wie faule Drohnen auf einer Friedensinsel ... – Ich schaute nach rechts und links. Auf allen Krankenbetten lag ein Exemplar dieser hetzerischen Propagandazeitung. Mich packte die Wut. Mit lauter Stimme rief ich durch den Saal:

– Deutsche Kameraden! Auf euren Betten liegt eine Zeitung. Auf Seite 3 steht etwas Gemeines über die Schweiz, das ist meine Heimat. Ich schäme mich für euch, dass man euch so etwas zu lesen gibt. Nach meiner Ansicht ist dies auch für euch eine infame Beleidigung. Urteilt selbst, ob das, was hier geschrieben steht, der Wirklichkeit entspricht. Wir Schweizer sind freiwillig hier und kämpfen Tag und Nacht für eure Wiederherstellung, für euer Wohlergehen. Kein

Mensch zwingt uns dazu. Wir alle haben Familien und liebe Angehörige in der Heimat. Ist es nicht genug an Gift und Ungeziefer, was ihr am Leib habt? Muss denn zu allem Elend noch dieses schmutzige und verantwortungslose Propagandagift euch anständigen Menschen und Soldaten eingeträufelt werden? –

Die Kranken waren zuerst erstaunt, dann verstanden sie.

– Sauerei! – rief der eine, – Gemeinheit! – ein anderer.

– Es ist wahr, das verdienen unsere Schweizer nicht, dafür stehen wir ein –, rief ein alter Fliegeroffizier.

Stabsarzt Lund, der meine – Ansprache – mit stummer Zustimmung begleitet hatte, kommandierte:

– Achtung, aufgepasst! Diese Zeitungen werden sofort eingesammelt! Landser, an die Arbeit. –

In wenigen Minuten schon war der Befehl ausgeführt, und viele Augen strahlten dankbar, und mancher drückte einem Schweizer Pfleger herzlich die Hand. In diesen armen Verwundeten hatte sich der gute Mensch, die alte deutsche Sauberkeit durch die aufgezwungene Schicht systembefohlener Geisteshaltung wieder freigemacht. Beim Mittagessen in der Messe beschwerte sich Stabsarzt Lund vor allen Offizieren:

– Taktlosigkeit ist hier kein Ausdruck, meine Herren, so was dürfte nicht vorkommen. Ich könnte es meinen Schweizer Kollegen nicht Übelnehmen, wenn sie daraufhin die Arbeit niederlegen würden. –

Dummdreist fragte der kleine Meier:

– Nicht wahr, Kollege Bucher, das hat doch für Sie nichts zu bedeuten? –

– Doch, Kollege, leider sehr viel! Die Sache stimmt mich ernst, sehr ernst sogar. Es ist genau so, wie Stabsarzt Lund bemerkte. –

– Das kann ich aber nicht verstehen, das richtet sich doch gar nicht gegen Sie persönlich. Das richtet sich ja nur gegen Ihre Regierung –, schwatzte Meier weiter.

– Wir selbst sind bei uns ‘Regierung’, das Volk heisst bei uns ‘der Souverän’, wenn Sie wissen, was das bedeutet! – gab ich gereizt zurück.

– Zum Lachen, es kann doch nur einer regieren. –

– Wir brauchen jetzt gar nicht über Regierungsformen zu diskutieren, Herr Meier, Sie sollten jedenfalls als Arzt wissen: Die Kranken behandeln und pflegen heisst ihr Vertrauen besitzen. Wer das nicht hat, kann einpacken oder schneeschaufeln gehen. Und solche Schreibereien untergraben jedes Vertrauen, das wir hier in den Lazaretten uns gegenüber voraussetzen müssen. –

– Das Vertrauen besitzen Sie doch, jeder einzelne von Ihnen! Der Zeitungsartikel hat mit Ihrer Mission hier rein gar nichts zu tun. Sondern, wie gesagt, gemeint ist damit Ihre Regierung –, insistierte er.

– Und wenn ich Ihnen sagen würde, Herr Meier, was ich zwar nicht tue, verstehen Sie, wenn ich Ihnen sagen würde, dass diese Schreibung für mich persönlich höchst saudumm und perfide ist und dass, wer solches schreibt, verstehen Sie mich, in völliger Unkenntnis der Sachlage als Esel zu gelten hat, richtet sich das gegen den Schreiber oder gegen Ihre Regierung? –

– Gegen den Schreiber natürlich –, sagte Meier, offensichtlich im Unklaren, worauf ich hinauswollte.

– Auf der letzten Seite dieser Zeitung aber steht: ‘Frontzeitung, herausgegeben vom Oberkommando der deutschen Wehrmacht’.

–

– Kollege Bucher, wo denken Sie denn hin! Das Oberkommando verfasst doch nur Wehrmachtsberichte. Es hat doch keine Zeit, sich mit Artikeln eines kleinen Propagandisten zu befassen –, entgegnete Meier, – unser Führer würde das niemals dulden. –

– Dann ginge die Sache zwar in Ordnung. Aber dann hat die Führung, wie mir scheint, nicht den vollständigen Überblick, oder sagen wir – dann hat die Führung eben nicht die

ganze Führung? Oder vielleicht doch? – begann ich ihn zu foppen.

– Na ja, alles kann man natürlich nicht in der Hand haben. –

– ‘Natürlich’ ist gut. Vielleicht sogar richtig. Dann ist dies aber eine verdammte Disziplinlosigkeit, die zu bestrafen wäre, Herr Meier! Oder etwa nicht? –

– Wird auch bestraft werden –, wich Meier aus.

Doch jetzt warf sich der Fallschirmoffizier, mit dem ich schon den Strauss wegen der Kriegserfahrung der Schweiz hatte, in die Diskussion.

– Schadet nichts! Die Schweizer sollen sich anschliessen, dann hört solcher Quatsch von selber auf. Die Schweiz hat ohnehin gar keine Existenzberechtigung. Sie ist, von uns aus gesehen, ein bedeutungsloser Zwergstaat. Es geht den Schweizern viel besser, wenn sie zum Grossdeutschen Reich gehören. Sie sind ja deutschstämmig, und diese Unabhängigkeit ist lächerliches Geflunker. Für uns ist die Schweiz ein Problem, das wir in sechs Tagen glatt erledigen. Übrigens schon beschlossene Sache. Es gibt genug Nationalsozialisten in der Schweiz – und es werden von Tag zu Tag mehr. Gott sei Dank! – Der Fallschirmjäger hatte seine Revanche geritten.

Da griff Lund, der inzwischen geschwiegen hatte, wieder ein: – Herr Leutnant, Sie sollten einmal einen kleinen Kuraufenthalt in der Schweiz beantragen, um dort, im Hinblick auf die Alpenwelt – eine natürliche Befestigungsanlage – Ihre Kurzsichtigkeit zu kurieren ... –

Die andern lachten, worauf sich der Fallschirmjäger gekränkt davonmachte.

Wir waren zu dritt im kleinen Schwesternzimmer. Sœur Manon sah abgearbeitet aus. In ihrem emsigen Fleiss blieb sie zäh und unentwegt. Sie bot Weber etwas Schokolade an und wärmte dünnen Tee.

– Ce n’est pas facile – das eine tun und das andere nicht lassen –, meinte sie lächelnd.

– Durchhalten, Sœur, es geht alles vorüber. Dies singen sie ja täglich im Radio. Die Einstellung gegen uns ist schlecht, man versucht uns bei jeder Gelegenheit auszunehmen. –

– Und man schafft diese Gelegenheit, so oft es geht. Gestern Nacht war ich wieder allein Gast im Hauptquartier, draussen im Wald, in den Weekendhäusern. Sie leben gut und trinken viel, diese Herren. Gebratene Gänse, Hühnchen und Champagner. Und überdies alle erdenklichen Schnäpse Frankreichs und auch Hollands! Es wird einem schlecht, wenn – man dabei an die armen Burschen denkt, die dafür ihre Haut zu Markte tragen müssen! Die stehen auf Wache in der Kälte und werden von Partisanen umgelegt, die andern stehn vorn im Höllenfeuer, und das Hauptquartier hier im Walde feiert im Alkoholrausch bereits den Sieg in Russland. Es ist ekelhaft, nicht wahr, Weber? –

– Aber wie steht's damit tatsächlich, ich meine mit dem Sieg?
– fragte Weber, denn Sœur Manon war meist gut informiert.

– Gewiss, sie sind nicht mehr so überaus zuversichtlich wie noch vor Wochen. Ich weiss nur, dass der Nachschub nicht nach Wunsch verläuft, seit dieser metertiefe Schnee die weiten Strecken sperrt. Die Züge kämen nicht mehr durch, so sagten sie, und vorher waren die Geleise streckenweise eingesunken. Die Lokomotiven würden oft infolge Wassermangels mitten in den Steppen steckenbleiben. Man fürchtet Überfälle durch die Partisanen aus den ausgebauten Waldverstecken. Es soll in den letzten Tagen vor Moskau allerhand Schlimmes vorgefallen sein. –

Ich hob warnend den Finger an den Mund:

– Ist hier nicht ein Mikrophon? –

– Nein, ich habe überall nachgeschaut –, antwortete Weber.

– Aber wir sind tatsächlich überall bespitzelt –, berichtete Sœur Manon, – Dr. Gericke, der Internist bei uns, der immer unter Alkohol steht, hat es mir verraten. Über jeden von

uns wird wöchentlich Bericht erstattet, vom Unteroffizier, von den Schwestern und den deutschen Ärzten. Einer meldet über militärisches Gebaren, einer über politische Gesinnung und der dritte über medizinische Fähigkeiten. –

– Das wundert mich nicht, ich spüre das schon lange und habe auch schon einiges beobachtet, was darauf hinweist. Wir wissen, Gott sei Dank, Bescheid –, sagte ich.

– Manchmal zuviel Bescheid, cher docteur! Übrigens soll der Nachschub jetzt erst recht forciert werden. Die zweite grosse Welle setzt heute Abend ein, bei jeder Witterung. Sie seien nachschubmässig noch zu schwach, hiess es. Die neuen grossen, weissen Panzer tragen breitere Raupenbänder als die alten. Sie sinken nicht mehr ein. An weissen Tarnmänteln herrscht Mangel, und mit dem Gehen auf Skiern hapert's anscheinend bedenklich. –

Da wurden Weber und ich zur Arbeit gerufen, und Sœur Manon musste auch ihren Dienst antreten. Das Gespräch war abgebrochen.

Smolensk erstarrte mehr und mehr in Schnee und Eis. Polarwinde kreisten grimmig pfeifend über das weite Land und zwängten sich bis in die letzten Schlupfwinkel. Die Feuer schienen nur noch Licht, keine Wärme mehr zu spenden. Das Holz war grün und nass. Die Brunnen und Zisternen froren bis zum Grund ein. Schwarze Raben strichen lärmend um die Siechenhäuser und frassen Blut aus den Verbänden, die in den Gruben lagen. War das Gewitterschlag in weiter Ferne? Warfen russische Flugzeuge ihre Bombenlast auf deutsche Ziele? Die Offiziere waren schweigsamer als früher. Die Radiogeräte wurden häufig abgedreht. Die lustige Musik mit Tanz und Marsch und sentimental Liedern ging plötzlich auf die Nerven. Doch wenn das Oberkommando der Wehrmacht Berichte hämmerte, mit siegsugerierenden Fanfaren-

stössen eingeleitet, dann legte auch der letzte seine Gabel hin und lauschte der fragwürdigen Botschaft. So verstrichen Tage zwischen Zaudern und Zuversicht. Doch das grosse Wort vom Durchbruch, vom Einschluss und vom Einmarsch in Moskau blieb aus. Es kamen nur Meldungen von versenktem Schiffsraum, von Hungertod in England, und solche Meldungen wiederholten sich in hundert Variationen. Zum Trost lief der Bericht vom Sieg in der Cyrenaika und von den Erfolgen in Tobruk. Die hier Sitzenden aber wussten, dass der letzte grosse Schicksalssturm jetzt ausgetragen wurde, in diesen Stunden, dort vorne in der russischen Kälte, wo viele Hunderttausende jetzt bis zum Äussersten siegverbissen den Panthersprung auf Moskaus Zitadellen mit Stahl und Feuer erzwingen sollten – weil der Führer es befahl!

– Führer befiehl, wir folgen dir! – sang eine Gruppe, die gerade aus der Biscaya angekommen war, zum Weitertransport nach vorn. Doch die Etappe schwieg sich aus – man trank schlechten Wodka und rieb verlegen die blauen, kalten Hände.

– Zeichen endgültiger Auflösung bei den Sowjets –, meldete der Rundfunk schon wieder.

– Endlich! Wir werden's schaffen –, raunte einer, und die andern schienen auch vorübergehend aufzuatmen.

Am Molotowplatz wuchs die Russenmenge vor der schwarzen Tafel. Die Frontlinie um Moskau hatte sich seit vielen Tagen nicht mehr verändert.

Als Weber und ich, wie so oft des Nachts, noch unserer mühsamen Arbeit nachgingen, fiel uns auf, dass die Betriebssamkeit auf den Strassen zu erlahmen schien. Die Geschütze, die Panzer und Packkolonnen erstarrten bei fünfzig Grad Kälte Bauch an Bauch und schienen auf Befehle zu warten – doch umsonst, das Weiterrollen blieb aus. Es war der 5. Dezember 1941, ein geschichtliches Datum. Die russische Gegenoffensive vor Moskau war mit ungeahnter Wucht angelaufen.

An einem der folgenden Tage während des Mittagessens in der Offiziersmesse erklärte der alte Oberstabsarzt kurz:

– Die Feldmarschälle von Brauchitsch und von Bock sind vom Führer versetzt worden. –

Man raunte: – Versetzt? – Oder abgesetzt? – Oder nur ein anderes Kommando? – Niemand wusste etwas Genaueres. Es hiess, Generalfeldmarschall von Kluge hätte das Kommando der Heeresgruppe Mitte übernommen. Man kam, man ging, – Heil Hitler – und sonst nichts. Die meisten schwiegen, da jeder Fragen fürchtete und höchstens im vertrauten Kreis laut werden lassen wollte.

Das Ende des Jahres 1941 entschied über den Krieg in Russland. Vor den Toren Moskaus zerbrach der Weltherrschaftsanspruch des Dritten Reichs. Mit Lastenseglern waren neue Divisionen mit leichten Panzern im nordöstlichen Halbkreis um Moskau in den Zangenarmen von Kalinin und Tula abgesetzt worden. So erzählte es der Chef des Lazarettts. Von vorne und auf den Flanken stürmten eine Million deutscher Männer gegen die Mauern Moskaus vor. Umsonst. Stalin und seine Berater hatten längst den Plan durchschaut. Sie warteten den Ansturm und die Erschöpfung und Erstarrung der deutschen Armee ab und hielten ihre Truppen auf der Lauer, mit neuen schweren Panzern und Mörsern ausgerüstet. Sie stürzten sich im Bunde mit dem altbewährten, alles vereisenden Winter auf den siegberauschten, nur schlecht geschützten Feind. Gleich Wölfen bissen sie sich in die soeben gelandeten Nachschubglieder und vereitelten den schlecht geplanten Zusammenschluss durch die Panzer. Bei den Deutschen schwanden Brotvorrat, Munition und Hoffnung und zuletzt auch das Leben Tausender von Falschgeführten, sinnlos Hingeopferten. Sturmwände trieben wühlende Schneesäulen im Orkan heran. Flugzeuge irrten und strandeten tödlich in der heulenden Öde, und ihre Last an Nahrung und Munition stürzte in die Hand der Partisanen. Der Massentod erwürgte selbst die Hiobsbotschaft, und der Nachschub

schleppte sich weit zurückhängend in das unbekannte Wintergrab hinein. Jetzt brach von da und dort doch eine Funkmeldung durch Nacht und Sturm, und dann blieb alles liegen in eisiger Verendung. Der Prozess der inneren Auflösung griff mehr und mehr um sich. Die Front fing da und dort zu wanken an, wich zurück oder brach in sich zusammen. Und nur die schlechte Aufklärung der Russen machte es möglich, dass die einst so stolze Wehrmacht der Frontmitte in wilder Flucht, ja zum Teil in auswegloser Panik nach Westen entrichten konnte. Generalfeldmarschall von Kluge trat zusammen mit dem Führer auf den Plan. Sie griffen durch mit Schwert und Kugel und mit unerhörter Grausamkeit. Trotzdem sickerten die Russen durch die zurückweichende deutsche Front. Fort war die Stimmung stolzer Zuversicht, verfolgten die siegessichere Überlegenheit und der gute Ton der Kameradschaft. Ein aufgeregtes Hin und Her, oft planlos hastig, oft verkehrt, viel Leer- und Kreislauf in beschränkten Zielen. Gehässigkeit und Überreiztheit nahmen überhand. Man schrie, wo vorher ruhiger Befehl gegolten hatte. Die Nahrung blieb eintönig, und die Portionen schrumpften zusammen. Noch half der gute Wein die Kalorien ergänzen. Auf allen Strassen stand SS in kleinen Gruppen. Selbst die Kraftwagen der Schweizer Ärzte wurden täglich mehrmals misstrauisch durchleuchtet. Im Stroh der Panjeschlitten und in Kellerlöchern versteckten sich deutsche Deserteure, die oft allein, manchmal auch in Gruppen ohne Führung der Etappe zu flohen. Sie wollten vorne all das nicht mehr tun, was noch vor Tagen selbstverständlich war.

In leeren Lastwagen, auf abgeschleppten Lafetten und havarierten Panzerwagen versuchten die Geschlagenen und Enttäuschten als Verwundete getarnt gegen Westen bis nach Polen durchzukommen. Man fing sie dutzendweise ab und schoss sie oft ohne Kriegsgericht nieder. Vom GPU-Gefängnis bellte Salvenschlag auf Salvenschlag der unausgesetzten Exekutionen. Die Flut wuchs an, wenn auch noch scheinbar

geordnet und kanalisiert. Dann wurde sie nochmals aufgefangen. Doch frass sich die kalte Ungewissheit und Beklemmung einer finsternen Ahnung in die durch Nachtwachen wirren Sinne der Soldaten. Das inhaltlose Warten in der Winteröde ohne Ende trieb zum Wahnsinn. Die schwarze Tafel am Molotowplatz verschwand. Drüben neben dem Lazarett ging ein Schuppen in Flammen auf. Er diente zur Aufbewahrung von Flugzeug-Ersatzmaterial. Trotz stärkster Bewachung war er von Partisanen angezündet worden. Daraufhin verstärkte man die Wachposten überall. Ein Trainzug wurde kurz vor der Stadt durch eine wie vom Himmel gefallene Schnee- und Eisbarriere aufgehalten und restlos ausgeraubt. Es fiel kein Schuss, und doch gelangte von der Besatzung keiner in die Stadt. Am Molotowplatz sauste aus der niederen Wolkendecke ein angeschossener Russenbomber mitten in eine parkierende Artilleriekolonne, und während des kurzen Durcheinanders fielen, vom Abschleppen und Hilfelärm übertönt, zwei Schüsse hinter einer Bretterwand. Zwei Postenmänner lagen im Schnee. Am andern Morgen rückten von der Bäckerkompagnie drei Leute nicht mehr ein. Sie waren zuletzt im Frontkino gesehen worden, an einem Samstag mit viel Betrieb und langem Ausgang. So ging der Meuchelmord der Partisanen durch die Ruinen, unheimlich, unsichtbar. Unruhe wurde zu Angst, aus Angst wuchs Spannung und nach Entladung drängender Hass. Die Russenfrauen in der Küche hantierten eifriger denn je und sangen öfters leise Melodien. Sie blickten nicht mehr auf, wenn es auch noch so krachte ringsumher vor Widerwärtigkeit und Ostfrontkoller. Die Weiber taten, als verstünden sie kein Wort, obschon sie jede Silbe ins Gedächtnis schrieben, um sie insgeheim den eigenen Leuten zu melden.

Seit Tagen fehlten zwei junge deutsche Ärzte, aber keiner wagte nach ihnen zu fragen. Doch Teller und Besteck wurden an ihren Plätzen nicht mehr aufgelegt. Dann sickerte durch, dass sie zum zweitenmal versucht hätten, Frischwunden

gänzlich zuzunähen, um so die Heilung schneller herbeizuführen.

– Das ist allerdings ein schwerer Kunstfehler. Im Krieg ist doch jede Wunde dermassen verunreinigt, dass sie unfehlbar eitern muss. Wir haben ja bereits darüber gesprochen –, bemerkte ich dazu.

– Man hat die beiden mehrmals verwarnt, weil dieser Kunstfehler zur tödlichen Blutvergiftung führe. Trotzdem taten sie es wieder. Sie waren blutjung und frisch vom Examen aus der Heimat angekommen. Schluss – füsiliert –, sagte mit gedämpfter Stimme der rothaarige Unteroffizier.

Stabsarzt Lund und ich standen am Fenster und sahen hinunter in den Hof. Dort hatte der kleine, fette Feldwebel wieder einmal sechs Russen, Hilfsträger des Lazarett, wegen einer Kleinigkeit sich splitternackt ausziehen lassen. Der Schnee lag hoch, die Kälte pendelte um minus dreissig Grad. Der Kerl trieb die ausgehungerten, nackten Russen mit einer langen Hundepeitsche im Kreis herum. Er schmetterte mit Fluchen und geilem Hohngeschrei die Peitsche über die Leiber, bis sie blau anliefen. Mit jedem Schlag zuckten die Wehrlosen zusammen, ohne den geringsten Ton von sich zu geben. Oft sogar versuchten sie ein spöttisches Grinsen, was den Peiniger gänzlich aus der Fassung brachte. Zufällig trat Weber in den Hof. Nach einem kurzen, verblüfften Anhalten sprang er mit einem Wutschrei auf den Menschenschinder zu. Dieser nahm wohl an, Weber wolle sich an dem schändlichen Spiel beteiligen und reichte ihm, wie zur Ablösung, die Peitsche hin. Flugs packte Weber zu und schlug sie mit sausendem Knall dem Feldwebel links und rechts um die Ohren, dass dessen Mütze in die Gegend stob. Lund schaute mich an und sagte dann ernst:

– Ich müsste dies zur Anzeige bringen. Doch will ich versuchen, den Feldwebel zu beschwichtigen. Obwohl er ob seiner Gemeinheit nichts zu fürchten hat, gelingt es mir vielleicht, die Sache abzubremesen, ehe ein Skandal vom Stapel läuft. –

Ich suchte Weber und fand ihn in unserem gemeinsamen Schlafraum.

– Du bist fürwahr ein toller Hund! Das kann dich etwas kosten. Die Suppe darf wahrscheinlich ich wieder ausfressen. Gut, dass der Obmann nicht mehr da ist! – Leiser fügte ich hinzu, da er so betreten dreinschaute: – Ich hätte es zwar auch getan; ich war geradezu erleichtert, als ich die Peitsche sausen sah! –

Der Feldwebel versah am folgenden Tag den Dienst mit eingebundenem Genick. Dr. Lund hatte die Sache wieder eingefädelt, mit drei Flaschen Wodka war der Kerl getröstet und der Rapport gestoppt. Von diesem Tag an ging der plumpe Feldwebel vor Weber in stramme Achtungstellung, wo und wann dieser gerade vorüberging. Weber salutierte gnädig, wie ein frontgesottener General. Was hatte Lund wohl von unserem Rang erzählt?

Pfarrer Thomas? –

Eine Ordonnanz überbrachte in der Offiziersmesse dem protestantischen Pfarrer einen verschlossenen Befehl.

– Danke. – Thomas erkannte sofort, worum es ging. Er öffnete das Schreiben und las. Die Kameraden rechts und links unterbrachen die Unterhaltung. Pfarrer Thomas steckte den Befehl in seine Rocktasche, erhob sich und bedeutete mir mitzukommen. Auf seiner Bude sagte der Pfarrer ohne Umschweife:

– Lieber Bucher, Sie haben es gesehen. Man brachte mir den Befehl, sofort nach vorn zu gehen. Um zwei Uhr Start

mit dem Fieseler Storch. Sie wissen, was das bedeutet: von den Russen eingekesselt – Igelstellung. Vorn ist alles verloren. Wenn es dem Ende zugeht, ruft man uns. Ich habe eine grosse Bitte an Sie. Hier meine Effekten, Briefe und Bilder meiner Frau und meiner beiden Kinder. –

Er betrachtete sie noch einmal lange mit einem tieftraurigen Ausdruck in seinen gütigen Augen. Dann kam ein bitteres Lächeln in sein Gesicht, und er sagte:

– Schicken Sie alles den Meinen, wenn ich nicht wieder zurückkomme, und schreiben Sie dann bitte meinen Lieben, die ich verlassen muss, einen tröstlichen Brief. Ich werde hier noch einige kurze Zeilen beifügen, wenn Sie so lange warten können. Jetzt über meinen Abschied zu berichten ist mir unmöglich, bitte tun Sie es dann. Und noch eins, lieber Freund, worum ich Sie bitte! Wenn Sie dereinst heimkehren in Ihre Heimat, dann gehen Sie womöglich vorbei bei den Meinen, besuchen Sie meine Familie und erzählen Sie ihnen alles, nicht wahr! Alles, Herr Doktor! Ich weiss nicht, was dieser Krieg bedeuten soll. Es ist im Augenblick auch ganz nebensächlich, ob ich es weiss oder nicht. Doch jetzt in dieser Stunde fühle ich, dass auch dieser Krieg einen höheren Sinn haben muss. Welchen, vermag ich nicht zu sagen, sicher aber einen ganz anderen, als ihn dieser 'Führer' vorzugeben versucht. Ich fühle nur, wenn ich jetzt fallen muss, dass durch meinen Tod meinen geliebten Geschöpfen zu Hause vielleicht doch der Weg in eine bessere Zukunft geebnet und gesegnet wird. Wie oft führt doch der Weg zum Glück der Kinder über Schmerz und Tod ihrer Eltern. Doch für meine Frau wird es schrecklich sein. Vielleicht kann ich sie aus der andern Welt liebend und schützend umgeben. Sie ist ganz mein, und ich ganz ihr Lebensinhalt. Sie hat für uns alle so unvorstellbar viel Gutes und Liebes getan. Vielleicht macht dieser Krieg doch durch die Opfer, die gebracht werden, den Weg frei zu einem besseren Leben, in dem der Glaube des Einzelnen wieder frei und die Liebe aller zu aller Wahrheit werden wird.

Und nun, mein Lieber, danke ich Ihnen herzlich für die vielen Stunden der Kameradschaft in Not und Einsamkeit. Kehren Sie gut zurück in Ihr gesegnetes, freies Vaterland, möge es erhalten bleiben! Leben Sie wohl! –

Ich packte seine Hand: – Das verspreche ich Ihnen! – Mehr brachte ich nicht über die Lippen.

Pfarrer Thomas hatte sein Schicksal vorausgeahnt: Er kehrte nicht mehr zurück. So ging es Tausenden und aber Tausenden. – Im gleichen Schritt und Tritt... – So schmolzen die Igelstellungen dahin. Sie harnten darin aus, zehn und mehr Tage ohne Nahrung, dann erlagen sie zuletzt unentrinnbar dem Hungertod, der Kälte oder einer Kugel. Auf schmalkufigen, im tiefen Schnee versinkenden Schlitten, in unheizbaren Viehwagen und eiskalten Ambulanzen strömten die Opfer dieser blutsaugenden Niederlage nach hinten. Die Lazarette füllten sich bis in die Keller. Auf Treppen und in den Korridoren stellte man alles auf, was irgendwie als Bett oder Liegepritsche dienen konnte. Doch fehlte es an Bettwäsche. Matratzen suchte man umsonst. Drei schmale Holzbretter und zwei Emballagesäcke mussten da und dort genügen. So lagen viele wund in wenigen Tagen, denn man musste sie in ihren Uniformen, zum Teil auf den Tragbahnen, liegen lassen. Die Ernährung war ungenügend. Das Ungeziefer musste übersehen werden. In Sonderflugzeugen, oft nur in wenigen Metern Flughöhe, raste eilige Hilfe nach vorn. Man rettete, wo immer man nur konnte, doch trug man auch den Hunger, die Erschöpfung und die Seuche mit zurück.

Im Nordspital standen von Wytttenbach und Schwester Elisabeth Schwarz im gemeinsamen Kampf um Leben und Tod. Die beiden gaben her, was noch an letzter Energie, an Kraft und Können in ihnen steckte. In vierzig Stunden bewältigten sie einmal sechsendneunzig Amputationen im frostkalten Operationsraum. Dann brach von Wytttenbach erschöpft zusammen. Die Gänge füllten sich erneut mit dichten

Reihen von Verwundeten, die allzu lange der dringendsten Not-
hilfe harren mussten.

In einem kleinen Zimmer lagen drei der unrettbar Verlore-
nen. Der widerliche Süßgeruch des Gasbrandes legte sich
würgend auf die Atmung. Nur noch einer war bei Sinnen und
voller Glauben an seine Rettung. Bei den andern beiden hatte
das tödliche Gift bereits das Bewusstsein zerstört. Sie phanta-
sierten, stammelten Befehle oder sangen unheimlich monoton
immer dieselben Bruchstücke von Marschliedern. Dann wie-
der schnellte einer gegen die kahle Wand und schlug tobend
mit dem Kopf dagegen, als wollte er sich aus einem schwar-
zen, verschütteten Keller befreien. Dem ersten gaben wir
noch Blut, obwohl es mir zu spät zur Operation und daher
nutzlos schien. Er sagte, dass es ihm wohl täte, er spüre neue
Kraft. Sein Bein war graublau aufgebläht vom Gas. Es knisterte,
wenn er es leicht bewegte.

– Ist es Schweizer Blut? – fragte der Todgeweihte mit leiser
Stimme. – Das soll besonders wirksam sein, sagen sie hier im
Lazarett. –

– Das freut uns, ja gewiss, frisches Schweizer Blut. Es ist
zwar nicht so schlimm mit der besonderen Wirksamkeit, aber
gesund macht es sicher –, sagte Weber tröstend.

In den dunklen Augen des Verwundeten spiegelte sich ein
letzter Fieberglanz. Armer Kerl, schon morgen um diese Zeit
wird dein Grabkreuz unten stehen! In diesem Augenblick
gurgelte es in kurzen Atemstößen auf dem Krankenlager ne-
benan. Der Tod war dort eingetreten. Der junge Landser erschrak.

– Das habe ich mir gedacht, schon heute Morgen –, lispelte er
dann zu mir, – er war viel schwerer dran als ich, sagten mir die
Schwestern heute Morgen. –

Ich versuchte, den Jungen über seinen hoffnungslosen Zustand
hinwegzutäuschen, mit Worten der Hoffnung, bis auch bei ihm
der Todeskampf begann.

Du sollst sofort nach Roslawl, dort erwartet dich Dr. Nicole –, gab ich Order an Weber. – Ich muss heute dringend nach Wjasma. Habe dort zu tun. Jeder nimmt ein Transfusionsgefäss und Konserven mit. –

In Roslawl hatte Dr. Nicole ein weit vorgeschobenes Lazarett übernommen. Bei seiner Ankunft fand er den leitenden Arzt und die Assistenten schwer betrunken vor. Die Verwundeten klagten, sie wären unsagbar vernachlässigt. Ihre Verbände würden tagelang nicht erneuert. Nicole griff durch. Den andern versagten die Nerven. Sie hatten es aufgegeben und sofften sich in Trost und Vergessenheit und waren nur noch übler dran. Unsere Schwester Hedi lag schwerkrank darnieder: Bleibenzinvergiftung durch undichten Primuskocher. Mit grosser Mühe gelang es Dr. Nicole, sie dem Tode zu entreissen. Er sparte nicht mit harten Befehlen. Unerschütterlich, wie er nun einmal war, operierte und pflegte er auch die schwer- und leichtverletzten Russenkinder von der Strasse weg. Er tat das so, dass keine deutschen Späher dieses verbotene Hilfswerk beobachten konnten. Er tat es noch, als bereits die ersten russischen Spähtrupps in Roslawl eindrangten.

Mein Wagen holperte Richtung Wjasma mühsam und klopfend durch die Nacht. Dichte Schneeflocken tanzten im Abendlicht. Drei schwerbewaffnete Soldaten waren mir zum Schutze vor Überfällen mitgegeben worden; doch fehlte mir Webers Gegenwart. Fünf Stunden schon dauerte die Winterfahrt durch die froststarre Einöde. Dann ging's nicht mehr. Wir blieben im Schnee stecken.

– Herr Leutnant, hier nach unserer Karte, in etwa einer halben Marschstunde muss ein Blockhaus stehen, der Stützpunkt eines Regiments. Wir führen Sie dorthin. –

Ich überlegte: – Heute bin ich zum erstenmal ohne Weber auf weiter Fahrt, und nun dies, wider den Befehl, nach Wjasma zu gehen? Steckt da vielleicht etwas dahinter? –

– Gehen Sie voran mit den beiden Maschinenpistolen, der

Wagenführer mit mir hinterher. Ich entsichere meine Pistole –, bemerkte ich wie zum Scherz.

– Ja bitte, das kann nichts schaden. Es ist schon allerhand hier vorgekommen. –

So schritten wir im Taschenlampenlicht und mit Kompass durch den Schnee. Der Wagen blieb zurück. Nach einer knappen halben Stunde schimmerte vor uns ein mattes Licht.

– Hindenburg –, rief einer der Begleiter.

– Hindenburg –, kam es zurück. Das Blockhaus war bewacht. Wir traten ein. Ein Hauptmann nahm die Meldung ab. Dann setzte sich ein Offizier ans Funkgerät.

– Ich lasse melden, dass ein Schlepper von Wjasma herkommt. Sie beide und der Lenker gehen sofort zurück zum Wagen. – Und dann zu mir gewendet:

– Wie ist doch Ihr Name? Bucher? –

– Jawohl; Bucher. –

– Goldener – Steinemann – Walder – stellten sich die deutschen Offiziere vor.

– Herr Leutnant Bucher, ich bringe Sie morgen früh nach Wjasma, ich muss auch hin –, sagte Hauptmann Goldener.

Die Begleiter nahmen Stellung an und meldeten sich ab.

– Verzeihen Sie unsere Bärte, schlecht rasiert, Seife ist eine Kostbarkeit. –

– Macht nichts, ich selber bin auch nicht gerade salonfähig –, gab ich zurück.

– Dafür haben wir es uns hier umso gemütlicher eingerichtet. –

Er wies auf die bequemen Strohstühle, die drei Liegepritschen mit Decken, den breiten Holztisch, auf dem Gläser und Flaschen standen. An den Wänden waren Tablare mit Geschirr und in der Ecke ein Teppich als Wandbehang. Das meiste stamme aus dem Haus eines russischen Kommissars, erklärte der Hauptmann, der das Wort führte. Der jüngste der drei Offiziere legte im glühendroten Rundofen Holz nach. Der andere holte Schnaps und englische Cakes aus irgend-

einer Reserve hervor. Dazu gab es Pressfleisch aus der Büchse, Sardellen und Brot, anschliessend dicke, kurze Frontzigarren. Ich hatte ordentlich viel gegessen, so etwas gab es im Lazarett nicht alle Tage. Unter den dreien schien gut eingespielte Harmonie zu herrschen, das spürte ich sofort an dem freundschaftlich-rauhen Ton, den sie untereinander hatten.

– Ich habe von Ihnen schon gehört –, sagte Hauptmann Goldener.

– Die Schweizer Ärztemission soll ja ausgezeichnet arbeiten. Die Landser jedenfalls sind hell begeistert. –

– Und Sie, die Herren Offiziere? Sie hoffentlich auch? – fragte ich nicht gerade bescheiden.

– Na klar, wir schon! Aber wir wären es bestimmt noch mehr, wenn wir selbst öfters mit Ihnen sein könnten. Es ist verdammt eintönig hier draussen. Aber wir sind leider nicht so massgebend wie die Bonzen! Sie haben Ihre Instrumente mit? –

Ich war etwas erstaunt über diese merkwürdige Frage und zeigte mein Gerät.

– Ich verstehe zwar nicht viel von Medizin. Ich bin Ingenieur. Er da ist Schriftsteller – war es wenigstens bis zum Krieg, und Leutnant Walder hier war früher Lehrer an der Volksschule. –

– Na warte, du Aas! Jeden Tag machst du mich ein Stück kleiner, beim nächstenmal bin ich dann Lehrer an der Kinderschule gewesen, nicht wahr? –

– Also – der Wahrheit die Ehre; er hat bereits sein Lehrerexamen fürs Gymnasium gebaut, hat nur noch keine 'Praxis' erwerben können! –

Goldener hatte während des Gesprächs mein Gerät interessiert gemustert. Nun sagte er:

– Famos sieht dieses Ding aus! Was sagen Sie? Nicht mehr direkt, zuerst in diesen Beutel – und dann nichts wie los? Oder wie?

–

– Ja, so etwa –, gab ich lächelnd zurück.

– Ich habe manchen schon verbluten sehen, weil kein Blutspender zu finden war. Was sagen unsere Koryphäen? Wollen die das Ding nicht kaufen? –

– Davon hat man bis heute nicht gesprochen. –

– Wird wohl noch kommen! Na prost denn – ! Auf gut Glück und auf den vielzitierten Sieg – in weiter Ferne! – Der Hauptmann hob sein Glas. – Was sagen Sie zu dieser Scheisse vorne, Doktor?

–

Ich war überrascht von dieser Wendung. Und obwohl mir mein Instinkt sagte, dass dies nicht ein Provokateur sein könne, blieb ich noch auf der Hut:

– Nicht viel, Herr Hauptmann. Es wird anscheinend länger dauern. –

– Und ob das länger dauern wird – ! Das Dauern ginge ja noch, aber das übrige! –

Die beiden andern nickten dem Hauptmann zu. Meine Anwesenheit schien nicht zu stören, im Gegenteil, sie schienen es als eine willkommene Abwechslung zu genießen. Doch die Schnelligkeit, mit der sie mich ins Vertrauen zogen, befremdete mich etwas. Oder hatte ich bereits einen entsprechenden – Ruf –? Der Hauptmann fuhr fort:

– Passen Sie schön auf, Doktor, wir drei – es hört uns niemand – mit uns kann man nämlich reden. Wir alle wissen ganz genau, bei uns im Dritten Reich, und erst recht an den Kriegsfrenten, geht es jedes Jahr schlechter, jedoch unsere verehrte Führung merkt es nicht. –

– will es nicht wahrhaben! – verbesserte Walder.

– Haben will sie zwar schon, aber können – das ist hier die Frage! Aber einbrocken heisst auslöffeln. Und wir sind mit an der Suppe! –

Walder legte los:

– Das ist der reine Unfug, was mit uns getrieben wird! Ein Wunder, dass wir noch nicht vor die Hunde gingen. Unsere Verluste sind unglaublich hoch. Keine Winterausrüstung! Aber neulich, drüben in Wjasma, haben wir sie in einer

Wochenschau mit einer Pelzsammlung für die Wehrmacht starten sehen. Ha, ha! –

– Damenpelze! – wie neckisch! –

– Pelze, damit wir die Hiebe besser vertragen können –, grinste der Hauptmann.

– Und überdies versimpelt man hier draussen total, mit oder ohne Pelze! Man wird allmählich blöde, saublöde sogar. Und alles, was man einst gelernt, versinkt in die Vergessenheit. Dem Landser passt dieses Leben, wenigstens so, wie er es lebte in Frankreich und anderswo. Hier hat er allerdings auch bereits genug. Aber der Landser, das ist die Stärke unserer Bonzen. Der Landser braucht nämlich hier rein nichts zu denken. Er geht und tut, was ihm befohlen wird. Fürs Fressen ist so weit gesorgt, auch für den Schlaf. Und saufen kann er auch genug, solange es in Frankreich, Spanien und Jugoslawien Reben gibt. Die Weiber fehlen hier, doch dafür hat er sich schon anderswo den Tripper zum Andenken zugelegt. –

– Die einen werden homosexuell, die andern kann man nicht kastrieren. –

– Heil! Das wär's! Frontpaarung mit den Russen – und für den Führer einen Eunuchenchor, den er in seinem Gladiatorenspiel nach Lust und Laune und bei passender Gelegenheit, wie zu Zeiten seines Busenfreundes Röhm, kurzfristig umlegen kann, um seine eigene Versuchung zu verdrängen! Kinder, das wäre der Friede! –

– Soldatenleben, ja, das heisst lustig sein! –

Der bittere Zynismus dieser Männer war echt, das war mir jetzt völlig klar. Und ich begann mich beinahe wohlfühlen.

– Auf diese alte Weisheit, die der tolle Wallenstein schon rausgefunden hat, ist hier das ganze billige System aufgebaut –, nahm Walder den Faden vom – Soldatenleben – wieder auf. – Nicht denken, nur nicht denken! Der Führer tut's! Die Führung tut's. Sie organisiert alles, und die zu Hause kriegen sogar mehr Geld, als wenn der Alte rackern würde.

Was wir hier betreiben, ist nichts anderes als eine deutsche Sonderform des Kommunismus. Und dabei behaupten sie, den Kommunismus zu bekämpfen! Ich drehe da die Hand nicht rum. –

– Da hast du es! Ich sag's ja immer wieder: Blut und Boden! – warf da Steinemann, der Schweigsamere, ein. – Vielleicht liegt dieser Wehrmachtskommunismus doch an Russlands Erde? –

Walder lachte spöttisch: – Jeder klaut dem andern, was ihm fehlt, und wenn es dann dem andern fehlt, so schnappt dieser den ganzen Ramsch wieder zurück. Wie das bloss später wird, wenn's mal wieder auf die eigene Verantwortung zu Buche steht? –

– Wie wär's mit einem Skat zu viert? – schlug der Hauptmann vor.

Ich war erleichtert. Das Gespräch war mir doch etwas zu – forsch –, zu schnodderig geworden, bei allem Verständnis für die Lage, aus der es entsprang. Ich dachte an die armen Kerle in den Lazaretten, für die das schaurige Kriegsspiel blutige Folgen hatte. Doch war der Spott dieser Männer ja ein verständlicher Selbstschutz gegen das verzweifelte Elend.

– Gut, sehr gern –, ging ich auf den Vorschlag ein. – Ich bin zwar ein schlechter Skater. –

– Sie sehen, Bucher, wir bleiben stets die Alten und geben uns nicht preis. Denken Sie bloss nicht, dass wir unser Deutschland verraten, wenn wir so vom Leder ziehen. Die Verratenen sind nämlich wir! Wir kennen nämlich noch ein anderes 'deutsches Wesen', auch wenn wir nicht gerade der Meinung sind, dass daran die Welt genesen müsste. Vor allem nicht an dem gegenwärtig herrschenden deutschen Unwesen! – sagte Hauptmann Goldener.

Donnerwetter! Das war nun deutlich genug! Oder doch eine Finte? Nein, hier musste es sich um echte Opposition handeln. Doch blieb ich weiterhin zurückhaltend.

Sie hatten die vier Wenzel ihres Spieles umgetauft: Karo

war Goebbels, Herz war Göring, Schaufel Hitler und Kreuzwenzel war Himmler.

– Wie kommen Sie bloss darauf, meine Herren? – fragte ich belustigt.

Der Hauptmann legte die vier Wenzel auf den Tisch.

– Karo, die eckige Schnauze des Herrn Propagandaministers, Herz die herzige Gemütlichkeit des Herrn Reichsforstmeisters, Schaufel das geeignete Instrument zum Grufbau des tausendsassajährigen Reiches, und Kreuz das Emblem des 'post caedem requiescat in pace' (nach dem Morden ruhe in Frieden). –

– Stark aufgelegt –, dachte ich, – das kann nicht erst in diesem Augenblick erfunden sein. Also doch wohl keine Finte oder Falle für mich. –

Nach ein, zwei Stunden tranken wir bereits auf Deutschlands Zukunft, auf den Sieg von Humanität und Demokratie.

– Hier, lieber Bucher, ein Beweis der vielbesungenen alten deutschen Treue, der Treue zu der grossen Überlieferung deutscher Grösse und Kultur, die gegenwärtig mit Füßen getreten wird. – Walder rief es laut und schwang ein kleines weisses Büchlein: Gedichte von Heinrich Heine.

– Und hier –, sagte stolz der Hauptmann und schob einen kleinen roten Vorhang zur Seite; – hier: Thomas Mann, 'Der Zauberberg', Stefan Zweig, 'Sternstunden der Menschheit' und einiges andere in unserer geheimen Hausapotheke! Sie sehen, wie wir Ihnen vertrauen! Wenn Sie uns anzeigen, mit allem, was wir sagen und hier haben, dann kommen wir um Kopf und Kragen wegen subversiver Tätigkeit. –

Es schwanden meine letzten Zweifel. Das konnte nicht mir – zuliebe – arrangiert sein!

– Nun, lieber Bucher, da Sie schon mal das Schicksal in unsere Einöde verschlagen hat, lesen Sie uns bitte etwas daraus vor. Schon allzulange ist es her, dass wir alle drei zuhören konnten. –

– Gut, ich will's probieren. – Ah, da sehe ich etwas, das sich auf Sie, meine Herren, bezieht oder besser, auf uns alle. – Und ich begann aus dem Heine-Band vorzulesen:

– Anfangs wollt' ich fast verzagen,
und ich glaubt', ich trüg' es nie;
und ich hab es doch getragen –
aber fragt mich nur nicht, wie. –

Die drei Deutschen schmunzelten. Ich fuhr fort:

– Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich
gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch so wohnlich,
und ruhig lebten hin die Leut'!

Doch jetzt ist alles wie verschoben,
das ist ein Drängen, eine Not!
Gestorben ist der Herrgott oben
und unten ist der Teufel tot. –

– Das möchte ich bezweifeln! Heute möcht man sagen: der Teufel los! – warf der jüngste der Offiziere ein. Er war schon leicht beschwipst.

– Und alles schaut so grämlich trübe,
so kraus verwirrt und morsch und kalt,
und wäre nicht das bisschen Liebe,
so gäb' es nirgends einen Halt. –

– Sagen wir lieber: 'Halt ein!' Halt ein, Adolf Hitler, mit deinem Sieg Unheil! –

Wieder war es Walder, der mich unterbrochen hatte.

– Doch nun zum Trost, meine Herren Kameraden –, ging ich wieder zu Heine zurück:

– Ich hab' dich geliebt und liebe dich noch,
und fiele die Welt zusammen.
Aus ihren Trümmern stiege doch
hervor meiner Liebe Flammen. –

– Bravo, Doktor, gut gewählt! – Goldener schlug mir auf die Schultern. – Gut gelesen auch. Sind Sie ursprünglich Deutscher? –

– Nein, meine Herren, ich bin Schweizer, aus einem alleingesessenen Geschlecht –, gab ich zurück.

– Es lebe die Schweiz, die freie Schweiz! Sie lebe hoch, sie lebe frei. Muss das ein gesegnetes Land sein! – riefen die drei durcheinander.

Da gab plötzlich der elektrische Melder Signal. Schnell setzte Walder den Kopfhörer auf, lauschte und stenographierte dann auf einen kleinen weissen Block. Dann wandte er den Kopf halb fragend, halb herausfordernd dem Hauptmann zu. Dieser schaute auf den Block und sagte dann zu mir:

– Man erwartet Sie. Ihr Wagen wurde bereits geholt, weil Wjasma Sie vermisste. Die Patrouille holt Sie in wenigen Minuten ab. Sie seien schon ziemlich lange unterwegs, hiess es. –

– Schade, recht schade –, bedauerte ich.

– Verdammtes Pech –, meinten die andern.

– Gehen Sie bitte für einige Augenblicke raus, meine Herren. Ich habe noch etwas rein Dienstliches mit dem Doktor zu besprechen –, befahl plötzlich der Hauptmann. Als die beiden andern sich entfernt hatten, beugte sich der Hauptmann tief über den Tisch und flüsterte mir zu:

– Ich muss Ihnen etwas anvertrauen, Doktor. So ohne weiteres lasse ich Sie nicht einfach ziehen. Die Meldung vorhin

ist nichts anderes als eine haarscharfe Überwachung von Ihnen. Meine Leute und die Wachen hier sind mir sicher, aber die Gestapo, die Marterhunde, die sind gegen uns genau so scharf wie gegen die Sowjets. –

Er atmete tief auf und fuhr fort:

– Also, im Vertrauen, Doktor, ich weiss da genau Bescheid. Sie werden bespitzelt. Nicht Sie alle, nicht alle Schweizer im gleichen Masse. Ich weiss von einem befreundeten Nachrichtendienstoffizier, der hier im Abschnitt arbeitet, dass einige von Ihnen, lieber Bucher, auch Nichtärzte, als besonders verdächtig überwacht werden. Und Ihnen im Vertrauen, man schaut auch Ihnen verdammt auf die Finger. Man hat uns Ihren Abgang in Smolensk per Funk bis in die Einzelheiten durchgegeben, obwohl man ja Ihre Panne – und damit Ihr Eintreffen bei uns – nicht voraussehen konnte. Doch was das Schönste an all dem ist: Man hat uns ausdrücklich nur dienstliche Unterhaltung mit Ihnen befohlen, falls Sie hier einträfen. –

– Was soll ich dazu sagen, Herr Hauptmann? Es wundert mich keineswegs, was Sie mir da sagen. –

– War das eigentlich eine richtige Panne, ich meine, eine regelrechte Panne da draussen? Oder war das nicht vielleicht? – fragte der Hauptmann vielsagend und gespannt.

– Ich glaube nicht. Der Schnee war zu tief. Wir blieben regelrecht stecken. –

– Die Gegend hier ist nicht ungefährlich – was wollten die Henker bloss von Ihnen, das möchte ich wissen! – sagte er, halb zu sich selbst.

– Das weiss der liebe Gott – oder vielleicht der Herr Himmler. Einer von beiden müsste es doch wissen, scheint mir, bei dem System –, gab ich recht ärgerlich zurück. Ich fühlte mich im Dunkeln tappend.

– Bei dem System, Herr Doktor – ! Erlauben Sie, dass ich Ihnen noch etwas sage. Ich kenne Ihre Heimat aus meiner Studienzeit am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich.

Ein sehr schönes Land, die Schweiz. Ich bitte Sie, Doktor, gehen Sie nach Hause und sagen Sie allen, was Ihrer Heimat droht, wenn wir hier siegen. Ich glaube es zwar nicht mehr, denn dieses geistumnachtete System reitet Deutschland in das tiefste Elend hinein, in die tiefste Schande auf Jahrhunderte hinaus. Ich bitte Sie und alle Ihre Schweizer Kameraden, warnen Sie Ihre Heimat. –

Die andern beiden traten ein. Dann gab es einen kleinen warmen Dank und einen kurzen militärischen Abschied.

Erst gegen Morgen traf ich in Wjasma ein. Die kleine Stadt schien im Ansturm von Verwundeten und Kranken zu ertrinken. In zusammengewürfelten Gruppen schleppten sie sich von Lazarett zu Lazarett, konnten aber nirgends Quartier, Verpflegung und die längst ersehnte Hilfe finden. Die Notverbände waren blutverklebt, die Glieder ohne Tast- und Schmerzgefühl vor Erstarrung. Ich machte gleich nach meiner Ankunft drei dringend nötige Transfusionen. Für die letzte fehlte eine B-Konserve. Da liess ich mich vom assistierenden Arzt – anzapfen – .

– Wir sind zur Ohnmacht verurteilt, Herr Kollege, mit dieser veralteten Tschankschen Spritze, die immer wieder versagt. Zu allem Überfluss ist bei manchen die Blutgruppe falsch eingetragen; man kann sich nicht darauf verlassen –, klagte der Lazarettarzt.

– Ich weiss es, leider. Bis jetzt stellte ich in etwa sechs Prozent der Fälle falsche Blutgruppenbestimmung fest. Auch fehlen in manchen Lazaretten die Testseren –, entgegnete ich ohne Scheu.

– Das ist es eben. Wir haben hier nie Testseren gehabt. Wir sind restlos auf die Verwundetenmarke angewiesen –, fuhr der Arzt fort, – es ist furchtbar, diese Zustände – ich habe noch einen Fall, der unbedingt Blut braucht ... –

Gemeinsam mit einem jungen deutschen Arzt machte ich die Transfusion. Es war ein schwerverwundeter Offizier. Eine Granate hatte ihm die untere Hälfte des Gesichts bis zur

Nase weggerissen. Der blutigrote, fetzig aufgeplatzte Rachen gähnte ohne Unterkiefer. Welch gespenstische Verstümmelung. Welch furchtbar unergründliches Schicksal! O Krieg, du erbarmungsloser Dämon, schöpfungsfluchender, du schamloser Widerpart der kosmischen Vernunft! Du machtbesoffener Schänder der heiligen Absicht unseres Seins und Werdens!

Mit letzter Kraft riss ich mich zusammen. Doch der junge Kollege fiel in Ohnmacht. Ich musste mich seiner annehmen. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, umrandet von einem grauen Kranz des Schreckens. Als er erwachte, begann er zu weinen. Der Verwundete war auf der Bahre weggetragen worden.

– Wir sind allein – es ist vorbei. Sie und ich, wir zwei haben ihn gerettet. –

Ich wollte dem jungen Kollegen beruhigend zusprechen. Doch er richtete sich angstverwirrt auf und brach dann in einen schweren Schreikrampf aus:

– Gerettet! Gerettet! Wozu? Ich bitte Sie, ich bitte Sie! Gerettet, um als Gespenst seiner selbst herumzulaufen? Wozu? Können Sie es mir sagen? Ich bitte Sie! Ich halte es einfach nicht mehr aus! Ich kann nicht mehr! Was hat dies alles für einen Sinn! Was hat es denn für einen Sinn, dass wir, Sie und ich und alle Ärzte hier in dieser Hölle, alle, die hier pflegen und helfen, endlos schufteten? Was hat das denn für einen Sinn? Was hat das denn für einen Sinn? Lieber gleich alle sterben lassen, es ist ihnen damit besser gedient! – Er stöhnte verzweifelt und fing dann wieder an:

– Was hat das denn für einen Sinn, dass ich studierte, viele Jahre mit Hingabe und Begeisterung! Dass meine Eltern, die kürzlich in einem Bombenangriff umgekommen sind, alles auf sich nahmen, nur für mich, dass sie hart sparten und opferten, damit ich, ihr einziger Sohn, studiere? – Dann fuhr er fort, allmählich etwas ruhiger werdend, nochmals zu fragen: – Können Sie mir sagen, Herr Kollege, ob das überhaupt

noch irgendeinen Sinn hat, wenn alle zwanzig Jahre ein Besessener daherkommen darf, um eine ganze Welt der Vernichtung preiszugeben? Ist dies die ganze Macht der weltlenkenden Allmacht – oder Gottes –, dass solchen Schurken freie Bahn zu Brand und Mord offiziell genehmigt wird? –
– Passen Sie auf, dass solches niemand hört. Sonst könnte es noch übler kommen für Sie. Ich will Ihnen gern antworten, lieber junger Freund. Ich will versuchen, Ihnen zu sagen, was ich fühle und wie ich darüber denke. Verzweifeln gilt hier nicht, auf keinen Fall. Wir, Sie und ich und hundert, tausend andere, die Priester und die Ärzte, wir sind der letzte Halt in diesem Untergang. Trotz alledem! Es hat doch einen tiefen Sinn, einen unendlich wahren Sinn sogar, wenn wir studieren und dann Ärzte sind. Wer sonst denn als wir, Priester und Ärzte, trägt mehr und stärker jenes wunderbare Wissen um den tiefen Sinn des Lebens in seinem Herzen? Wir wissen doch, dass die Menschheit nach vorwärts und nach oben wachsen soll in die Sphäre letzter Weisheit und Glückhaftigkeit. Und wir glauben daran, auch wenn man hier scheinbar das Gegenteil erleben muss. Noch trennen uns Unendlichkeiten von diesem Schauen, doch aus der Daseinswelt unseres persönlichen Erlebens lächelt wissend eine wundersame Ahnung, die uns zum Streben und zum Bauen und zum Hoffen auffordert ... –

– Meinen Sie? – sagte er ganz kindlich. Er schien sich zu fassen, und ich spürte mit Erleichterung, dass er irgendwie Trost fand.

– Darum helfen wir, lieber Kollege! Das ist es, was uns verpflichtet gegenüber allen! So wird der Glaube und das Wissen um die innere Mission mit der höheren Vernunft zu einer Einheit, und beides formt sich so nach Jahren zur Weisheit reifer Menschen. Dies ist die Religion, der Glaube des wahren Arztes, das glaubende Erkennen seiner Aufgabe: dem Leben zu dienen, den Tod zu bekämpfen, ohne zu fragen. –

– Und der arme Krüppel, den wir vorhin ‘gerettet’ haben? Was wird der noch mit seinem Leben anfangen können? –

– Darüber haben wir nicht zu befinden, lieber Freund! Das ist geradezu eine Versuchung, solche Fragen zu stellen. Über das Leben selbst entscheidet eine höhere Macht, wie sie auch heissen mag, was sie auch sei. Wir haben ihm nur zu dienen ... –

– Kollege, ich danke Ihnen –, entgegnete aufatmend der junge Deutsche. In sein Gesicht kehrte das Blut zurück, sein Mund bekam einen harten Zug, seine Lippen wurden schmal und entschlossen. Er schien fürs erste seine Selbstbeherrschung zurückgewonnen zu haben. Als ich mich zur Rückkehr nach Smolensk bereitmachte, eilte er zum Abschied herbei.

– Kollege, ich möchte nochmals herzlich danken – wofür brauche ich wohl nicht zu sagen. Und verzeihen Sie meine Schwäche ... Aber eben, gestern, erhielt ich die Nachricht von zu Hause. So werden Sie mich verstehen. Leben Sie wohl! –

In diesem Augenblick fuhr eine Ambulanz vor. Drei Kopfverletzte wurden ausgeladen.

– Was gibt’s denn? – fragte der deutsche Arzt.

Zur Seite gewendet, rapportierte der Begleitmann. Sie wurden ihrer vier in einem tief eingeschneiten Gehölz aufgefunden. Partisanen hatten ihnen den Kiefer durchbohrt und mittels eines Drahtseiles Mann an Mann zu viert, Gesicht an Gesicht, am Unterkiefer zusammengehängt. Damit sie sich aus dieser qualvollen Lage nicht befreien konnten, hackten sie ihnen die Finger ab. So blieben sie, ein drahtverschnürter Menschenknäuel, in unvorstellbaren Schmerzen Tag und Nacht vereinsamt liegen. Der vierte erlag dem Frost, und die drei andern mussten Auge an Auge sein Sterben miterleben! O Mensch, kennt deine Grausamkeit überhaupt keine Grenzen? Wie wird der junge Arzt nun diesen neuen Schock ertragen? Ich konnte ihm nicht mehr beistehen, ich musste zurück zu meinem Standortlazarett.

Um neuen Raum zu schaffen, leerte man die Baracken der gefangenen kranken und verwundeten Russen. In langen, unübersehbaren Kolonnen schlepten sie sich zu Tode erschöpft, ausgehungert und frierend, vorwärts. Von weitem sah man nicht, ob sich dieser Elendszug überhaupt bewegte. Nur wenn man für Minuten den Blick abwendete, gewahrte man ein leicht verschobenes Bild. Es war zum Heulen! Auf selbstgebauten Krücken tasteten sie sich übers Eis und stürzten hin. Der Kolbenschlag eines SS-Mannes blieb ohne Wirkung. Sie schleiften ihre amputierten Stümpfe, verbandslos, nur mit Fetzen von Emballage umwickelt. Da half einer dem andern auf, dort brach einer zusammen, ohne dass sich sein Nebenmann darum kümmerte. Und immer wieder kamen neue Schlangenzüge dieser Todesherden. Sie gaben keinen Laut, es war nur noch ein letzter Lebenstrieb in ihnen, zum Schreien oder Sprechen hatten sie wohl keine Kraft mehr. Man führte sie in offene Sammellager, wo sie in der Kälte bald zugrunde gehen mussten.

Weber und ich hatten zufällig den Operationsraum betreten. – Es ist aus! – Der Schwerverletzte, dem die Granate den rechten Arm weggerissen und die Schulter bis zum Hals gespalten hatte, fiel ausgeblutet nach hinten auf den Operationstisch. Sein Gesicht war kreideweiss.

– Es ist aus! – wiederholte Dr. von Wyttenbach resigniert. Da sah er uns beide und rief:

– Sie sind hier! Wie gut! Wir geben nicht auf, schnell, versuchen wir es! – Rasch legte Weber die Einlaufnadel in die Vene des linken Arms. Das Blut floss ein. Ich stiess die lange, dünne Nadel durch die linke Brustseite ins Herz des bereits Pulslosen.

Mit kurzem Druck presste ich Koramin und Adrenalin in die rechte Herzkammer. Der Sterbende zuckte auf. Ein tiefer Atemzug, noch einer. Das Herz begann zu schlagen. Weber füllte behende Blut nach. Von Wyttenbach stemmte seine starke Faust, umwickelt mit Verbandstoff, unter das rechte Schulterblatt. Dort spritzte von Neuem die schwer zu fassende Schlagader hoch. Doch von Wyttenbach gab den Kampf jetzt

nicht mehr auf. Schnell drang er in die Tiefe der Wundbucht vor, und es gelang ihm, die mörderische Blutung abzuklemmen. Das Spiel um Tod und Leben war gewonnen.

– Zwölfhundert Kubikzentimeter –, meldete Weber.

Als die Konserven nicht mehr ausreichten, gab ein Russlandschweizer, ein Dolmetscher der Mission, sein Blut.

– Vierzehnhundertfünfzig Kubik –, meldete Weber weiter.

– Der Puls steht gut und regelmässig! – rapportierte ich, während von Wyttenbach die Wunde gut versorgt wurde. Der Verwundete schlief scheinbar noch in tiefer Ohnmacht. Doch seine Lippen und seine Wangen färbten sich wieder rot. Plötzlich schlug er die Augen auf, äugte wirr um sich, wie von einem bösen Traum erwacht, und raunte:

– Mir ist verdammt wohl, was ist denn los? –

Ein heiteres Lachen löst die Spannung. Todmüde, doch glücklich ob dieses schönen Erfolges der Kameradschaftsarbeit krochen wir alle auf unsere Lager. Schon nach einer Stunde rief man von Wyttenbach aus bleiernem Schlaf wieder zu Hilfe, wie uns später die Schwester erzählte. Auch dieser Schweizer Arzt ging immer wieder, wenn er gerufen wurde, ob er auch vor Schwäche fast am Zusammenbrechen war.

Unaufhaltsam schlich sich der weisse Tod aus der eissteifen Steppe weiter und tiefer herein in die Dörfer und Städte aus klagenden Ruinen. Es war, wie wenn jeder Stein noch einmal auf dem andern hingestorben wäre. Dort vor dem Hohlweg, der ins düstere Gehölz zum Russenfriedhof führte, wo statt Grabkreuzen hohe, schmale, oben abgerundete Totenbretter in verschiedenen Farben in den kalten Himmel ragten, harrte Schultze, der zuversichtlich brave Grenadier, in Erfüllung seiner gefährlichen Pflicht.

Wie oft wir ihn auch trafen im Vorübergehen, stets wechselten wir aufmunternd ein paar fröhliche Worte. Der blonde

Junge summte immer wieder das Lied von der grünen Heide, das ihn zu trösten und ihm freundlichere Bilder von einem Gehöft im flimmernden Birkenlicht, von seinem Mädchen, dem er duftende Blumen schenkte, vor seine Seele zu zaubern schien. Wie trostlos war es hier! Das Thermometer sank oft auf mehr als fünfzig Grad unter Null. Und bei solcher Kälte im Freien Wache zu stehen war eigentlich jeweils mit Todesgefahr verbunden. Schultze hatte weder eine Mauernische noch einen Unterstand, in den er sich hätte verkriechen können. So stapfte er unermüdlich den exponierten Schleichweg auf und ab. Der beissende Frostwind grub sich wie Nadeln zum Aufschreien schmerzhaft in die Stirn, wenn wir dort vorbeigingen. Manchmal stellte sich Schultze schutzsuchend hinter einen zersplitterten dicken Baum zwischen eingesunkenen Gräbern. Armer Kerl. Uns reichte es vollauf, wenn wir jeweils nur kurze Zeit diesen Weg zu gehen hatten. Wie entsetzlich lang mussten für ihn die Minuten sich dehnen bis zur endlichen Wachtablösung. Als Weber und ich in dieser Nacht vorbeikamen, sprach uns ein fremder Posten an.

– Schönen Gruss auch an den guten Schultze! – sagten wir noch.

– Den kann ich leider nicht mehr bestellen. Der Schultze – hm, der Schultze, er wurde gestern Nacht hier abgemeuchelt! – Der Bursche klapperte mit den Zähnen, ob vor Kälte, ob vor Furcht, war nicht zu unterscheiden.

– Herrgott, der arme Kerl! – rief Weber aus, – hört doch endlich auf mit diesem verdammten Krieg! –

– Ich für meinen Teil hätte auch nichts dagegen –, schlotterte die Wache.

Ich grübelte im Weitergehen vor mich hin: – Du guter Schultze, wie hast du dich auf deine Heimkehr, auf dein geliebtes Mädchen und auf deine blühende Heide gefreut! Du Armer! Nun werden beide vergeblich auf dich warten. Dein einsames Grab wird ohne Blumen versinken und vergessen werden. –

Das Eis des Bodens reichte über einen Meter in die Tiefe. Die Zahl der Erfrorenen stieg verheerend an. An ein und demselben Verwundeten fanden sich neuerdings auch oft ein Dutzend und mehr Verletzungen. Die Granaten drangen nicht mehr in den Erdgrund ein, schleuderten keine Schuttfontänen mehr zur Höhe. Nein, die eisgepanzerte Scholle wich der Stahlbrisanz nicht. Die platzenden Geschosse prallten flach wegspritzend mit teuflisch dichter Streuung satt über die Fläche dahin, und die ungezählten Splitter fanden ihre Opfer leichter als zuvor. Die Russen verschossen unerwartet neuartige Munition mit Sprengstoff stärkerer Durchschlagskraft. Die Schwungkraft und der Drall sogar der kleinsten Splitter wuchs ins Ungeheure. Sie schlugen spielend leicht durch Helm und Panzer und rissen alles in Stücke, was sie auf ihrer Bahn trafen. Schon ging der Verbandstoff da und dort zur Neige. Vorne munkelte man das magische Wort der Stalinorgel: Achtundvierzig Granaten, schachbrettartig angeordnet, brausten mit einem Schlag gleich Meteorenschwall elektrisch entladen auf, um wie ein schlagendes Wetter jedes Leben zu zerschmettern. Und wen die Stahlsplitter nicht trafen, dem riss der Druck die Lungen auseinander. Dort trugen sie einen Grenadier mit toten Ohren, einen andern mit schneeweissen, erfrorenen Händen. Der Kältetod ging um. Hunderttausende blieben in den Steppen vor den Städten liegen. Ihr Schuhwerk war zu eng, zu undicht. Sie sanken bauchtief ein und kamen nicht mehr hoch. Man lernte sie auf Skiern eiligst an – umsonst. Sie fielen hilflos hin wie kleine Kinder, dann gaben sie es auf. So taten sie's den Kommunisten gleich und tranken Schnaps, bis sie statt der längst vermissten Wärme im Halbschlaf und im Dusel die kälteerstarteten Glieder nicht mehr spürten. Irgendwo auf endlos weiten Strecken hängten russische und polnische Lokomotivführer den Rückschubzügen die Maschinen ab, angeblich um in greifbarer Nähe das Wasser zu erneuern. Sie verschwanden und blieben stunden-, ja tagelang, wenn nicht

für immer verschollen. So lagen dampflose Züge, überfüllt mit Verwundeten, wehrlos ausgeliefert, froren ein, und im Erstarren näherte sich das Verhängnis: Aus ungezählten Schlupfwinkeln schlichen nachts die Partisanen heran, rissen die Geleise auf und sprengten die bereits vom Tod Gezeichneten im Racherausch in den kalten Schneestaub. Auch wer sich zu retten suchte und aus dem Zug sprang, verschwand ausgeraubt und nackt im kalten Wintergrab. Und kam ein Zug doch endlich durch, so hatten die Verwundeten darin bereits abgestorbene Glieder. Die Posten harrten aus, mit steifen Fäusten am Maschinengewehr, oft beide Hände an- und abgefroren. Doch sie verliessen ihre Posten niemals vor der Zeit, damit nicht ihre Kameraden umso länger auszuharren hatten. Wem so die Stunde schlug, dem blieb meist nur die Wahl zwischen Wahnsinn und Vereisung. Wenn je die Welt nach diesem infernalischsten aller Kriege ihr Urteil über Gut und Böse erhalten wird, hier wird sie sich verneigen müssen vor einer stummen Heldenhaltung, vor opfernder Menschengrösse der deutschen und der russischen Soldaten. Es könnte ein Heldenepos für den Frieden werden, wenn man auf beiden Seiten den gleichen Mut im Kampf für die Vernunft wider den Kriegsmord finden würde. Ist nicht der Mut zum Frieden der erste Willensausdruck menschlicher Kultur?

Die Wehrmacht suchte zu retten, was noch zu retten war. Man baute kleine Rundöfen mit Blechkaminen in die Güterwagen. Die frierenden Soldaten drosselten die Abzugsklappe, um das Entweichen kostbarer Wärme zu verhindern. Oft schliefen die zu Tode Erschöpften ein, und wenn man ihnen auf den Zwischenhalten Hilfe bringen wollte, fand man sie im Kohlengas erstickt. Eine lange Kolonne Leichtverwundeter bewegte sich krank und hilflos zu den Verteilungsstellen. Die dezimierte Kämpferschar unterschied sich nur durch die fahlgrünen Mäntel von den russischen Gefangenen. Sie wateten bei zwanzig bis dreissig Grad unter Null im tiefen Schnee zum Teil barfuss mit marmorweissen Beinen zum letz-

ten Opfergang. Die Armen wussten noch nicht, dass es für ihre Glieder keine Rettung geben konnte. Die Zahl der Amputationen stieg ins Gigantische. Der Sanitätsdienst musste dem tausendfachen Ansturm allmählich erliegen. Man schleppte Verwundete mit schwerer Schlagaderblutung heran, nicht etwa ausgeblutet, nein, ihre angeschossenen Glieder waren rechtzeitig abgebunden worden. Doch allzu oft, mehr als drei Stunden lang, ja oft tagelang, blieb die Unterbindung vergessen, weil sie nicht mit genauer Zeitangabe versehen war. Wie sollte es der Streckenposten wissen, wenn zudem der Verwundete vor Erschöpfung eingeschlafen war, so dass sein Zeitgefühl verlorenging. Zu spät, viel zu spät war es dann, im Lazarett die Unterbindung zu lösen. Das angeschossene Glied war abgestorben, ohne Lebenssaft.

– Herr Doktor, kommen Sie bitte zu dem jungen Panke. Er weint so fürchterlich, die andern kommen nicht zur Ruhe –, bat mich die Nachtschwester. Es war zwei Uhr nachts. Ich eilte hin. Dem kleinen Münchner hatte man am Tage zuvor beide Hände und beide Füße amputiert, weil alles abgefroren gewesen war. Regungslos lag Panke da mit seinen abgebundenen Stummeln und schluchzte laut. Mit siebzehn Jahren war er als Freiwilliger der SS nach Russland gezogen.

– Beruhige dich, mein Junge! Es ist ja nicht so schlimm. Sei froh, dass du wenigstens für dich die Schweinerei hier draussen hinter dir hast. Du fährst bald nach Hause, in wenigen Wochen. Und dann werden sie dir in der Heimat tadellose künstliche Glieder anpassen, das ist heute eine Kleinigkeit, und du wirst dich wieder wohlfühlen und vergnügt sein. Und dann erlernst du einen guten Beruf. Das wird sich ohne grosse Mühe machen lassen. Du bist ja noch so jung, mein Lieber, bedenke doch. Deine Mutter wird sich freuen, dich endlich wiederzusehen. Weisst du, Panke, ich hab' eine nette Idee. Wir schreiben ihr morgen einen lieben Brief, nicht wahr? –

– Aber Herr Doktor, ich weine, ich weine doch nicht des-

halb. Ich weine ja bloss, weil ich meiner Mutter versprochen habe, mit dem Führer nach England zu fliegen –, stammelte heulend der arme, hilflose Junge.

Ich schüttelte schweigend den Kopf. Unglaublich, so etwas! So also sah es in den deutschen Bubenherzen aus. Das war der Segen, der auf diesen Hitlerjungen ruhte! Ist aber eine Mutter, die sich so ein Versprechen geben lässt, nicht auch etwas Seltsames? Das also war die Quintessenz nationalsozialistischer Erziehung! Ein Gefühl ohnmächtigen Zorns erfasste mich. Das Eis schleicht sich in die Glieder, aber das Gift sitzt tiefer, es sitzt in den verführten Herzen!

Ich blieb allein an der Seite des Verwundeten, der allmählich zur Ruhe kam, und brütete wachend über diesen Problemen vaterländischer Erziehung. Da war es mir plötzlich, als bewege sich ein unbekanntes Gesicht in dem finsternen Spalt der leicht geöffneten Türe. Leise erhob ich mich, um nach dem Unbekannten zu sehen, vermochte jedoch niemanden zu entdecken. Hatte ich mich getäuscht? Dann ging ich in den Verbandraum und versuchte etwas zu lesen. Aufmerksam trat ab und zu der Russe Pjotr ein, um nachzuschauen, ob ihn der Doktor brauche. Ich bedeutete ihm dazubleiben. Der Russe setzte sich in einer Ecke auf die Holzbank. Ich reichte ihm ein Stück Schokolade und einen Stumpen. Der andere getraute sich erst nicht, es zu nehmen, doch ich bedeutete ihm, dass nichts zu fürchten sei. Nach einer Weile hörte ich Schritte im Gang, worauf ich dem Russen den brennenden Stumpen aus dem Munde riss und ihn mir selber in den Mund steckte. In diesem Augenblick trat der sadistische Feldwebel, den Weber mit der Peitsche traktiert hatte, mürrisch ein. Was wollte er um diese Zeit? Angeblich suchte er Pjotr. Vor mir ging er respektvoll in Haltung. Ich hatte Mühe, mein Lachen zu verbergen. Und doch war es mir besonders unsympathisch, ihn hier herumschleichen zu sehen. Er gehörte allem Anschein nach zu den mit unserer Überwachung Beauftragten.

Am andern Tag, als Weber und ich hinaufgingen zu der am ehemaligen Vergnügungspark vorbeiführenden Strasse, sahen wir sechs jüngere Frauen, teils in Stöckelschuhen, teils in Pelzmäntel gehüllt, mit wunden Händen die vereiste Erde aufpickeln. Sie taten es unbeholfen, wie gelähmt. Der Unteroffizier, der sie bewachte, sah verdriesslich aus. Wir beiden Schweizer erlaubten uns, anzuhalten und zu fragen, was es hier gäbe.

– Jüdinnen! Ein Transport aus Polen, eben frisch angekommen. Jetzt hat man sie verteilt. Das fällt weniger auf. Sie wissen ja –, und er schaute wie sichernd um sich, – Sie wissen ja –, ach die armen Teufel, mir ist das Ding schon längst zuwider. Von mir aus könnten die gern am Leben bleiben, doch ich – ich habe gar nichts zu bestellen. Wer ist schon unsereiner – hach! Befehl ist halt Befehl! Wir haben einfach zu gehorchen, ob wir wollen oder nicht. –

Die Frauen hatten unterdessen weitergepickelt, ohne aufzuschauen. Wussten sie, was ihnen bevorstand?

– Mensch, hau doch ab, schmeiss deine Flinte fort! Aber das bringst du doch nicht fertig – lieber mit einem Menschen – ruck, zuck, Schluss. Pfui Teufel, das ist ja kein Krieg mehr, das ist ja Mord! – schnauzte Weber.

– Oh, leck mir doch –, dann komm ja nur ich vor die Flinte! – sagte der Deutsche, schickte sich aber doch zum Weglaufen an.

– Grauenhaft, entsetzlich! –

Wir schritten weiter, ohne uns umzusehen. Als wir nach Tagen wieder an dieser Stelle vorüber mussten, sahen wir die zugedeckten Gruben mit der gebröckelten Erde darauf. Der Neuschnee setzte sich nur schlecht. Er wollte hier nicht liegenbleiben. Lag hier auch der deutsche Landser begraben?

Kollege Meier, der deutsche Nazi, eilte erregt über die Treppe. Was war geschehen? Der Tumult erfasste schnell das Grüne Haus. Nur Urwyler kam behäbig-ruhig und gar nicht gehetzt über den finsternen Gang. Er grinste breit.

– Nein, diesmal helfe ich nicht. Um keinen Preis. –

– Was gibt es denn? – fragte ich den Berner.

– Ein Russe, der hier Trägerdienste versieht, hat eine deutsche Handgranate organisiert und sie dem dicken Feldwebel, der die armen Hunde Tag und Nacht schikanieren, direkt in die verdutzte Fresse geschmissen. –

– Hoppla! Und jetzt? –

– Der Deutsche sei schwer verletzt –, fuhr Urwyler fort. – Verletzt – verletzt? – fragte ich erstaunt, denn soeben kam der Feldwebel zornschnaubend und unverseht den Gang herauf.

– Da kommt er ja dahergelaufen! –

– Verflucht nochmal! Dann habe ich falsch verstanden – und der Russe ist verletzt! – Urwyler kehrte um und lief fort, um zu helfen. Doch kaum war er weg, nahte wiederum der deutsche Kollege Meier. Er fluchte, was das Zeug hielt.

– Die Bestie wird erschossen, und zwar sofort! Dem wird nicht geholfen! Schade, dass ihm nicht beide Hände abgerissen wurden! So eine Frechheit. Handgranaten werfen, mitten im Lazarett! So ein Unfug! – Meier bebte am ganzen Leib. Dann blieb er vor mir stehen.

Mir kam das gerade recht. Ich hatte soeben in einer Frontzeitung gelesen: – Die Schweiz, der überalterte Rentnerstaat, die Schweiz, der Judenhort – und dergleichen, und hielt das Schmierblatt noch in den Händen. Ich wusste, dass es jetzt für mich keine subtile Diskussion mehr geben konnte. Gehauen oder gestochen! Und diesmal griff ich an:

– Was heisst hier Frechheit, Herr Kollege? Kommen Sie mal bitte mit, hier ins Verbandzimmer, aber rasch! –

– Was wollen Sie? Was meinen Sie, Kollege Bucher? –

– Ich meine, dass Sie endlich einmal links und rechts eine

saftige Ohrfeige in Ihre blöde Fresse in Empfang zu nehmen hätten! Sie reden in grossen Tönen von Frechheit und geben bei jeder Gelegenheit hoch an, Sie und noch ein paar andere. Was Frechheit ist, das können Sie vielleicht einmal hier erfassen, falls für Sie die eigene Heldensprache noch verständlich ist. Da, lesen Sie! – Und ich hielt ihm wutschnaubend die Blätter der Frontzeitung unter die Nase.

Ich hatte den deutschen Assistenten so laut angeschrien, dass es sicher durch die Wände drang. Dem andern gelang es kaum, das Zeitungsblatt in den zitternden Händen zu halten.

– Judenhort! Lesen Sie es doch bitte laut! Judenhort! Wann endlich ist es genug mit diesen Gemeinheiten gegen unser Schweizerland! Glaubt ihr vielleicht, wir Schweizer hier lassen uns das so ohne Weiteres gefallen? So einfach hinnehmen – diese Frechheit – das würde Ihnen so passen! –

– Dafür kann ich doch nichts! – wimmerte Meier.

– Nein, allerdings, dafür können Sie nichts. Aber bei jeder unpassenden Gelegenheit mischen Sie sich ungefragt ein und beleidigen anständige Leute, wie Pfarrer Maas zum Beispiel. Es wäre vielmehr Ihre und Ihrer Kollegen Pflicht, hier bei diesem Frontzeitungsgeschmier einzugreifen, aber die völkischen Herren haben ihre Hosen voll bis zum Nabel, wenn die SS nur hustet! –

Dr. Dombrik trat unvermittelt herzu, wahrscheinlich angelockt von dem Lärm. – Was ist denn los, Kollege Bucher? –

– Herr Kollege – hier bitte, diese neue Infamie gegen unser Land! Ich wiederhole Ihnen Wort für Wort, was ich dem Herrn Meier hier soeben erzählt habe! – Und ich wiederholte, immer noch wütend, den ganzen Monolog. Irgendwo in der Tiefe meines Bewusstseins hatte ich das Gefühl: Zeit gewinnen für Urwyler und den Russen! Halt den Meier nur noch länger fest und mach ihn fertig!

Nach einer sekundenlangen, verlegenen Pause sagte Kollege Dombrik ruhig zu Meier:

– Herr Kollege Meier, ich verbiete Ihnen, über das, was

hier vorgefallen ist, auch nur eine einzige Silbe verlauten zu lassen. Wir wollen unsere Schweizer Helfer nicht verlieren! Sie können gehen! – Energisch klang der Befehl. Nachher sagte er besänftigend zu mir:

– Lieber Kollege, die Liebe und der Hass, die beiden hören nimmer auf. Man will euch Schweizer, die ihr hier seid, ganz sicher nicht direkt kränken. Die gelenkte Absicht dieser Zeitungsschreiber ist ja sonnenklar! Stimmung gegen die Schweiz, die alte Taktik. Auf so was kennen die sich aus. Unaufhörlich viele kleine Stiche, die der Landser vorerst gar nicht merkt. Später aber, wenn es einmal sein muss, hat er bereits die ganze Spritze in den Knochen! So verhält sich die Sache, Bucher. Leider! Nun regen Sie sich bitte nicht weiter auf. Im Übrigen – das mit den Juden geht ganz in Ordnung. Wir haben diese raffinierten Burschen satt gekriegt bis da hinauf. Überall sassen sie an vorderster Stelle und liessen keinen andern hin. Das wird in der Schweiz nicht anders sein? –

– Sie irren, Herr Kollege, und gestatten Sie, dass ich als Schweizer die Verhältnisse besser beurteilen kann. –

Jetzt trat Urwyler ein und schaute mich bedeutsam an.

– Komm, setz dich hier! – lud ich ihn ein, froh um die Unterbrechung. – Wie geht's? –

– Gut. Ganz ordentlich. – Aber bitte, lasst euch nicht stören in eurem Gespräch. –

– Wir sind an der Judenfrage. Die Judenfrage, Herr Kollege Dombrik, existiert für einen normalen Schweizer nicht. In unserer Verfassung ist die Glaubens- und Gewissensfreiheit klipp und klar verankert. Es gibt bei uns keinen genuinen Antisemitismus. Wir Schweizer haben im Kulturkampf des letzten Jahrhunderts die Trennung von Kirche und Staat erreicht, uns selbst abgerungen. Das war eine kulturschöpferische Tat ersten Ranges. Alle Konfessionen leben bei uns ihr vom Staat unbehelligtes, ja beschütztes Dasein nebeneinander. Die Sphäre des Religiös-Konfessionellen ist jedem persönlich freigestellt und gilt als unantastbares Recht der

freien Persönlichkeit. Unsere Juden sind genau so gute Eidgenossen wie die andern. Sie kennen genau so wie die andern Schweizer die Vaterlandsliebe, das heisst die Liebe zum Land des Vaters. In unserem Heimatland ist für Intoleranz kein Platz. Übrigens sind, soviel mir bekannt ist, im ersten Weltkrieg auch viele Juden für ihr deutsches Vaterland gefallen, oder etwa nicht? –

Ich war immer noch zornig. Dombrik hatte ruhig zugehört und sagte nun:

– In unseren Zeitungen las ich, dass vor allem die intellektuellen Kreise in der Schweiz, ganz besonders aber die Ärzte, systematisch für die Ausschliessung der Juden eintreten. –

– Das stimmt keineswegs! Die antisemitischen Strömungen in unserer Heimat wurden durch die nationalsozialistische fünfte Kolonne in unser Volk hineingetragen, allerdings nur versuchsweise –, entgegnete ich abweisend. – Der schweizerische Ärztestand ist durch und durch schweizerisch und umschliesst nach wie vor auch die jüdischen Kollegen. –

– Sehr interessant, gewiss. Man müsste sich das genauer überlegen. –

– Das könnte nichts schaden. Ich stehe gern zu Ihren Diensten – am besten aber – nach dem Krieg! – sagte ich unhöflich. Daraufhin verabschiedete sich Dombrik, leicht verlegen.

Der Russe, ein Hilfsträger des Lazarets, war dank Urwylers Fürsorge in wenigen Tagen gerettet. Als jedoch unser Berner Arzt einen Tag Urlaub hatte, führte man den Russen ab – und er wurde nie mehr gesehen.

Seit Tagen herrschte Mangel an Wasser. Der Frost hatte die Hauptleitung zerrissen. Weber kochte seine Geräte in Selterswasser oder sogar in Weisswein aus. Die schwere Arbeit peitschte das Tempo hoch. Die Schweizer pulverten sich mit

– Ovosport – auf; anfangs für jeden täglich einen Becher voll, dann nur noch löffelweise nach der Uhr. Ihre schlafhungrigen Blicke kamen aus müden Augen, die Wangen fielen ein wie bei den Frontsoldaten.

Stabsarzt Lund lud zu einem kleinen Hock. Man traf sich gegen Mitternacht, fünf deutsche Ärzte und wir zwei Schweizer, Weber und ich. Auf einem Dauerbrenner braute der Glühwein in einer alten Emailschiüssel. Man löffelte ihn wie die Milchsuppe zu Kappel, mit Feldbecher oder was auch immer griff jeder in die burgunderrote Brühe. Dann plauschten die Deutschen vom Sieg, vom lendenlahmen italienischen Achsenpartner, von Rommel in der Wüste, von Coventry und dem baldigen Zusammenbruch Grossbritanniens dank der erfolgreichen Hungerblockade, von Pearl Harbor und der Torpedierung der – Prince of Wales – als untrüglichen Symptom der todsicheren Schicksalswende. Doch über den deutschen Frontzusammenbruch vor Moskau schwiegen sie sich aus. Ganz zuletzt orakelten sie von Hitlers geheimen Waffen. Dann kam, im Ton der Frage, der Anschluss der Schweiz aufs Tapet, der nur durch die entkommenen Juden verhindert werde. Die Schweizer selbst würden ihn ja ersehen wie einst die Österreicher. Es kamen auch Zoten und Witze über Göring, über Ribbentrop aufs Programm. Doch der Name Adolf Hitler blieb ungenannt, wahrscheinlich um immerhin dem Schirmherrn selbst die Ehre zu zollen. Sie tranken viel, ihre Selbstkontrolle liess nach, und auch die Zuversicht bröckelte ab. Man rügte die schlechte Schmiere in den Maschinengewehren. Man wunderte sich über das kälteresistente Öl der Russen. Auch über den so unverständlichen Austausch Zeisscher Optik gegen sowjetisches Wolfram zeigten sie trübe Mienen. Die Russen hätten sich hinter dem Ural eine eigene optische Industrie in amerikanischem Ausmass aufgebaut und seien jetzt mit guten Zielfernrohren ausgerüstet. Die Präzision und die Bestückungsdichte ihrer Infanterie mit automatischen Waffen sei ins Unermessliche gestie-

gen. Auf sechshundert Meter Distanz gezielte Punktsschüsse seien keine Seltenheit. Daher die vielen Kopfschüsse und der hohe Ausfall. Nicht mehr nur die Kampfunfähigmachung, nein, die Tötung des Gegners sei die russische Parole. Sie machen auch keine Gefangenen. Die Russen liefen schneeweiss getarnt an – so wusste einer zu erzählen –, im Zickzack wie die Hasen auf zehn und fünf Meter Distanz. Mit Druckpunktfassen sei es aus. Damit sei man hier draussen glatt verloren. Was allein hier taue, sei der blitzartige Schnappschuss, was unbedingt der ganzen Wehrmacht beizubringen sei. Zu viele Stützpunkte seien bis auf den letzten Mann liquidiert worden, weil ihre Führer bis zum bitteren Ende aushielten, im Glauben, der ausgebliebene Rückruf sei verlängertes Befehl zum Ausharren. Die deutsche Wehrmacht erfriere in Gehorsam! Die Winterausrüstung habe total versagt. Und mit der Skikunst sei es Essig. Der sibirische Russe tarnte sich, wie man es sich nicht vorstellen könne. Er sei von naturstarkem, zähem Jägerblut und durchaus nicht so dumm und stur, wie es das Oberkommando gerne wahrhaben möchte. Die lähmende Furcht der langen Nächte habe der Truppe die Initiative aus der Hand geschlagen. Der Russe kenne kein Erbarmen, und wenn er keine Waffe mehr besitze, so beisse er im Überfall dem Gegner kurzerhand die Kehle durch.

Auf einmal erinnerten sie sich unserer Anwesenheit, und das Gespräch nahm wieder eine andere Färbung an. Wir Schweizer könnten froh und dankbar sein, dass das Dritte Reich den Asiatensturm für alle Zeiten abgeschlagen habe. Wir sollten uns beeilen, einige Divisionen herzuschicken. Es sei doch einmal die Rede davon gewesen. Sie wüssten das ganz bestimmt. Einige weitsichtige Schweizer hätten das geplant. Dann sei es leider nur bei dieser, allerdings sehr anerkennenswerten Ärztemission geblieben. Es seien zwar noch weitere geplant, dann gäbe sich die Hilfe der schweizerischen Divisionen mit der Zeit doch noch. Dies sei nicht mehr als

recht und billig, sonst hätte die kleine Schweiz am Ende nichts mehr zu lachen, auf keinen Fall später etwas mitzureden. Jeder Widerstand gegen den Führer sei zwecklos. Es lebten ja mehr deutsche und germanisch gesinnte Schweizer in der Schweiz als verräterische Plutokraten und Geldjuden. Das blödsinnige Geschwätz nahm provozierende Akzente an. Nur Dr. Lund schwieg sich aus und blickte tiefsinnig in den aufbrodelnden Weindampf. Weber und ich pafften unsere Pfeifen und hörten keineswegs überrascht zu. Mancher plumpen Frage wichen wir mit Nachsicht aus.

Allmählich liess der Alkohol den einen und den andern Repräsentanten des vielgepriesenen Herrenvolkes erst in die weichen Knie, dann in den säuerlichen Dauervomitus und endlich in die tröstliche Alkoholnarkose versinken. Der kleine dicke Leutnant sackte bleischwer hin. Sie kleideten ihn aus und trugen ihn splinternackt eilends in die beissende Kälte hinaus. Dort rieb man ihn eisig ab, von Kopf bis Fuss auf Schneebad eingestellt, und die Kollegen waren bass erstaunt, dass anderntags bei ihm eine fiebrige Pneumonie im Anzug war.

Als wir beide heimwärts schlenderten, glitten auch wir des öfters aus, und wenn der eine dem andern auf die Ferse trat, schob er es dem nicht vorhandenen Sturmwind in die Schuhe. Wir – auch nicht mehr nüchtern – illusionierten uns die geliebte Schweizer Heimat in den allerhellsten Farben vor und sangen und jodelten so schön und laut, dass uns keine deutsche Wache mehr das Passwort ab verlangte.

Der zweite der total Betrunknen der letzten Nacht, ein junger Arzt, hatte Befehl, am andern Morgen einen toten Gasbrandverletzten vorschriftsmässig zu obduzieren. Der Tote lag schon vorbereitet. Ich war zugegen.

– Es ist mir verdammt nicht ordentlich zumute. Ein Schädelbrummen – gleich einem alten Bomber –, entschuldigte sich der junge Kollege.

– Sie demonstrierten heute Nacht keinen schlechten Zug. Waren Sie mal aktiv? – fragte ich ihn.

– Nein, das habe ich hier gelernt. Was bleibt einem denn schon anderes übrig? –

Der Deutsche sah ziemlich käsig aus. Er arbeitete sichtlich mühsam. Die Brust- und Baueingeweide des Toten lagen endlich frei. Jetzt versuchte der Deutsche, das Darmrohr von der Gekrösewurzel abzutrennen. Jedoch seine Messerführung wurde immer schlapper. Dann hielt seine rechte Hand inne, und ganz plötzlich fiel der junge Arzt, Gesicht voran, in den offenen Bauch der Gasbrandleiche. Ich erschrak und packte den Ohnmächtigen sofort am Kragen, riss ihn nach hinten und setzte ihn kurzerhand auf den Boden. Der Gehilfe hielt ihn fest, während ich ihm mit Mullstoff und eiskaltem Wasser sein verschmiertes Gesicht von dem todbringenden Blut reinigte. Wie durch ein Wunder war der Deutsche durch das im Bauch liegende Messer nicht verletzt worden, sonst wäre auch er unentrinnbar dem Gasbrand erlegen.

Vortragsabend der schweizerischen Ärztemission im Lazarett 581 –, hiess es auf einer kurzen Einladung. Der noch gut erhaltene Hörsaal der ehemaligen Universitätsklinik bot in den steil ansteigenden Bankreihen etwa zweihundert Hörern Platz. Frühzeitig füllte sich der Saal bis auf die letzte Sitzgelegenheit. Aus allen Lazaretten strömte hier zusammen, was Rang und Namen hatte. Gemäss althergebrachter Überlieferung sassen die Hochchargierten und die ärztliche Prominenz in den ersten Reihen, dann kam der Nachwuchs, und weiter oben folgten viele Schwestern und mehr neugieriges als wissensdurstiges Personal. Was mochten die Schweizer hier erzählen? Die Schweizer, die der deutschen Sprache vielleicht im Stil, aber nicht dem Klange nach gerecht zu werden wussten? Wie stand es mit ihrem medizinisch-wissenschaftlichen Niveau? Gab's denn da überhaupt besondere Neuig-

keiten oder sonst Gescheites zu vernehmen? Die Luft roch nach Kongress. Von Wyttenbach hielt seine Trümpfe in der Hand. Es gab keinen Zweifel: Hier wollten die Deutschen wissen, ob die Schweizer tatsächlich ernst zu nehmen seien. Hier stand der Ruf der Schweizer Ärzte und damit der Heimat zur Diskussion. Zwar war's den Deutschen längst durch die exakte und hingebungsvolle Arbeit der Schweizer Schwestern und Ärzte in allen Lazaretten klar genug geworden, doch hier ging es um wissenschaftlichen Vergleich und um sachliche Kritik.

Oberstabsarzt Lieschke sprach die Begrüßungsworte. Er zauberte akademisch-missgünstige Spannung in die Runde. Als erster sprach der Schweizer Arzt Dr. Fritz Koller über die infektiösen Erkrankungen an der Front, von den Seuchen, dann von den Avitaminosen dieses Winterkrieges. Er fügte seine Darlegungen zu einem eindrucksvollen, klaren Bild. Nach ihm hatte ich die Frage der Bluttransfusion im Felde zu beleuchten, die vielen Aspekte und die neuen Errungenschaften. Ich stellte die Notwendigkeit der Blutkonservierung und des startbereiten Blutersatzes, die moderne Plasma-gewinnung heraus und zeigte neue Richtlinien der Anwendung. Dabei hielt ich nicht zurück, die Mangelhaftigkeit der deutschen Ausrüstung in diesem wichtigen Punkte der ersten Hilfeleistung rückhaltlos zu erwähnen. Und dann konnte ich es mir nicht versagen, mit folgenden Worten zu schliessen:

– Wir Schweizer versuchen hier im weiten Osten, getreu unserer vaterländischen Tradition und dem humanitären Gedanken des Roten Kreuzes, unser bescheidenes ärztliches und samariterisches Können im Dienst an den Schwergeprüften einzusetzen. Wir taten es bisher aus eigener Hingebung, weil wir erwarten und auch wissen, dass nach wie vor unser Schweizerland in seiner ihm eigenen helvetischen Kultur, in Würde und Ehre, als ein freies, unabhängiges Land neben Ihrem deutschen Reich weiterbestehen wird. –

Das Auditorium blieb einige Augenblicke lang stumm.

Dann brach rauschender Beifall los. Der Oberstabsarzt erhob sich. Seine Stimme zitterte deutlich, als er sagte:

– Meine Herren, es ist mir ein Bedürfnis, hier Worte des Dankes und der Anerkennung zu sagen. Sie selbst sind Zeugen des hohen Niveaus dieser Vorträge. Ich spreche wohl im Namen aller, wenn ich den Herren Koller und Bucher meine volle Anerkennung ausspreche. –

Nochmals brach der Beifall los. Es war für uns Schweizer ein Erlebnis des Triumphes. Sogar jene, die längst im Takt und Gleichschritt der nationalsozialistischen Zukunftsmusik den Schweizer Takt verloren hatten, klatschten in die Hände, wenn auch vielleicht nur deshalb, weil es die andern und auch die Deutschen taten.

Es kamen weitere Vorträge, die alle stark applaudiert wurden. Als letzter sprach der Schweizer Arzt Dr. Arnold Furtwängler. Er referierte über Japan, wo er viele Jahre erfolgreich als Chirurg tätig gewesen war. Er bot einen hochinteressanten Überblick über das unbekannte Wunderland im Fernen Osten. Man spürte, hier sprach einer von Selbsterlebtem, seine Darlegungen verliefen nicht in den ausgetretenen Geleisen. Doch leider beendete Furtwängler seinen sonst so ausgewogenen und bedeutenden Vortrag mit einer Lobpreisung des Dreimächtepaktes, und zum Schluss glitt er mit einem lauten Hoch auf Japan ins Peinliche ab. Man applaudierte, doch auch viele deutsche Herren zeigten unverhohlen ihr Erstaunen.

Später trank man in der Offiziersmesse einen Rum und zog dann heimwärts über frisch verschneite Strassen. Die Honorationen verloren sich in gut gesicherten Personenwagen in der Dunkelheit.

Am andern Morgen rief mich schon früh Dr. Lund in den unteren Verbandraum.

– Eben ist ein neuer Transport angekommen. Können Sie mir helfen? – Während die Schwester geschäftig hin und her eilte und wir noch auf Weber warteten, meinte er:

– Übrigens, mein lieber Bucher, wegen gestern Abend wollte ich Ihnen noch herzlich gratulieren! Ich fühlte Ihren Stolz aufs eigene Vaterland so überzeugend. Es riss mich ehrlich mit und viele andere deutsche Kollegen auch. Meine aufrichtige Hochachtung! –

Weber trat eilends ein, und wir wandten uns dem auf dem Schrägen liegenden Verletzten zu.

– Ich weiss noch nicht, woran es fehlt –, sagte Lund, – totale Lähmung beider Beine, der Blase und des Mastdarms. –

Der blutig durchtränkte Waffenrock des Schwerverwundeten hatte über den ganzen Rücken verlaufend einen langen Schlitz. Vorsichtig versuchten wir ihn zu entkleiden und hoben seinen Oberkörper behutsam hoch. Plötzlich ein gelender Aufschrei – und dann brach der Mann wie vom Schlag getroffen zusammen und starb. Schnell rissen wir den Waffenrock und das verlauste Schmutzhemd auf. Kaltes Entsetzen packte uns alle: Das Rückgrat des Soldaten war zerschmettert. Die Russen hatten ihm das Hufeisen eines Panjepferdchens gleich einem Bundhaken tief in den Rücken eingerammt. Am Bügel hing ein Draht, mit dem, wie wir später erfuhren, der Gemarterte an einen Baum gefesselt worden war.

– Diese Bestien, man muss sie restlos austilgen, sonst gibt es keine Ruhe! – rief Lund verzweifelt. – Schreiben Sie es den Angehörigen nicht! – befahl er dumpf der Oberschwester.

Antonolo und Pjotr hatten Witterung, als sie den Toten aus dem Raum trugen. Die junge, blonde Hilfsschwester spuckte ihnen im Vorbeigehen ins Gesicht. Ich konnte es ihr diesmal nicht verübeln.

Einige Tage später stand ich vor Oberstabsarzt Blum im Hauptquartier Front Mitte. Ein halbes Dutzend höherer Offiziere gingen aus und ein. Andere sassen hinter Papier und Tinte oder bedienten Fernschreiber. Vor allen Türen standen

Wachposten. Blum hatte ein unscheinbares Aussehen, wie ein biederer Landarzt, mit frischrotem Gesicht; eine kurze Pfeife im Mund, bequem und lässig, sass er da.

Er informierte mich über die Anfrage des Oberkommandos der Wehrmacht, ob ich bereit sei, den deutschen Sanitätstruppen das schweizerische Feldtransfusionsgerät zu überlassen und sie in der schweizerischen Blutkonservierungsmethode zu instruieren.

– Sie meinen, die Konservierungsmethode der schweizerischen Armee? – fügte ich korrigierend hinzu.

– Ja, das wollte ich sagen. –

– Wir haben für unsere Bluttransfusionsmethode nur fünf Apparaturen hier. Serienmässig werden diese noch nicht hergestellt und sie sind auch in unserer Armee noch keineswegs eingeführt. –

– Ich weiss; doch das wird sich geben, sobald Sie heimgekehrt sind, nehme ich an. Sie sind doch Chef des Bluttransfusionsdienstes Ihrer Armee? –

Ich wich aus: – Meine Apparate kann ich leider nicht hier lassen, Herr Oberstabsarzt. Das wäre Sache der Verhandlung mit der ärztlichen Leitung der Mission. Es fällt nicht in meine Kompetenz. –

– Gut, wir werden sehen. Dann noch etwas, Herr Leutnant Bucher. Könnten Sie mir einen Plan aufstellen, wie die Konservierungsversorgung der Front Mitte nach vorne spielen sollte? – fragte Blum weiter.

– Ich kann Ihnen den Plan, den ich für die Schweizer Armee vorgesehen habe, für die hiesigen Verhältnisse umarbeiten, falls es Bern gestattet. Das muss beim Eidgenössischen Militärdepartement vorher angefragt werden. –

– Überflüssig. Von Wyttenbach hat dessen Einverständnis bereits telephonisch eingeholt. –

Darüber war ich allerdings höchst erstaunt. Offenbar spielte einiges rascher, als ich unter den gegebenen Umständen hätte annehmen können.

– Dann ist es gut. Sie werden den Plan bis übermorgen haben.

–

– Ich danke Ihnen! –

Ich wandte mich zum Gehen, doch Blum hielt mich zurück und offerierte eine englische Zigarette. Ich qualmte fest drauflos, in gelassener Erwartung, was jetzt noch kommen würde. Da fragte Blum mit einem Lächeln:

– Sie haben da neulich telegraphisch aus Basel weitere Transfusionsnadeln angefordert, Nadeln mit Bajonettansatz? Ihr Telegramm wurde in Berlin zurückgehalten. Es wird nicht durchgelassen, denn ‘Bajonettansatz’ ist ein waffentechnischer Ausdruck. – Blum lachte herzlich auf. – Naja, wahrscheinlich vermuten sie Spionage – das kann man den Berlinern nicht verübeln. Doch würden Sie dann wohl das Wort recht harmlos verschlüsseln, denke ich, kein Spion wird wohl ‘Bajonett’ schreiben, wenn er es meint, sondern eher Kochlöffel oder so etwas! –

Blum war sichtlich guter Stimmung, doch mir ging der Puls schneller. Also doch! Überall und stündlich überwacht! Ich versuchte das Gespräch noch etwas auszudehnen. Mein Blick schweifte zwischen den Rauchschwaden hindurch zu der grossen Landkarte, die an der Wand hinter Blums Schreibtisch befestigt war. Ich vermochte jedes Detail ausgezeichnet zu erkennen. Die Demarkationslinie des geplanten deutschen Vormarsches in Russland verlief von Astrachan am Kaspischen Meer ungefähr der Wolga entlang aufwärts Richtung Gorki, dann weiter nördlich bis Archangelsk am Weissen Meer, und hoch oben gegen den nördlichen Polarkreis. Viele kleine Fähnchen steckten an den grossen Knotenpunkten. Dort, wo auf der Karte Gorki lag, konnte ich auf dem Fähnchen angeschrieben lesen: 5. November. Man hatte also hochgespannte Ziele gehabt und war durchaus nicht – planmässig – zurückgeblieben. Denn Gorki (Nischninowgorod) lag wohl noch gut fünfhundert Kilometer hinter der jetzigen russischen Front. Daneben hing im gleichen Ausmass eine Teilkarte des

Stillen Ozeans mit Sumatra bis Neuguinea. Sumatra (ohne Malakka), Celebes und Mindanao waren mit roten Linien umfasst und daneben fand sich die verheissungsvolle Aufschrift: – Deutsch ... –

Doch Blum hörte auf zu reden, so dass ich nicht mehr, ohne dass es ihm auffallen musste, die Karten betrachten konnte. Auf der Heimfahrt grübelte ich, was das alles wohl bedeuten sollte. War es richtig, dass ich diesen Planungsauftrag angenommen hatte? Gewiss, das war eine rein humanitäre Angelegenheit, da gab es eigentlich keinen Zweifel. Auch freute es mich, dass unsere Schweizer Methode so eindeutig als überlegen anerkannt wurde. Unsere kleine Schweiz! Ein Fleck nur auf der Weltkarte hinter Blum, auf der die Welt schon verteilt war nach den Plänen des Grossdeutschen Reiches. Die Zeichen kalt abgewogener, aber doch wohl utopischer Berechnung, einer Zug um Zug geplanten Unterwerfung – ob die zu Hause sie wohl ahnen, die düstere Möglichkeit, die grosse Bedrohung? Doch die Deutschen werden diese lange Linie niemals erreichen, sagte mir meine innere Stimme. Die Schlacht um Moskau hat zum Glück der ganzen Menschheit wohl das Schicksal gewendet, die deutschen Welteroberungspläne durchkreuzt.

Die Kurse über Blutkonservierung und Bluttransfusion begannen. Wir waren stolz, dass wir den Deutschen einmal etwas Schweizerisches klar und deutlich als zuverlässig und bisher unerreicht demonstrieren konnten. Trotz der grossen Belastung durch die enorme Mehrarbeit, die daraus für Weber und mich entstand, waren wir nun erst recht ganz bei der Sache.

Weihnachten rückte näher. Man hatte kaum Zeit, daran zu denken. Bei diesem tausendfältigen Elend traten zum Überfluss die Folgen der fortschreitenden Desorganisierung wie eine schleichende Seuche auf. Um in den überfüllten

Sälen endlich Luft zu schaffen, stellte die Wehrmacht behelfsmässige Lazarettzüge für den Rücktransport in die Heimat zusammen. Man leitete die – Transportfähigen –, die oft in unendlich mühevolem pflegerischem und ärztlichem Einsatz dem Tod entrissen worden waren, in allen möglichen Gefährten zur Bahnrampe von Smolensk. Jedoch welch teuflisches Verhängnis, welch grausame seelische Belastung für diese Menschen und welch unvorgesehene Wiederbelastung für das Lazarett – nach Ablauf vieler Stunden lieferte man die halb Erfrorenen wieder ein, da der geplante Zug schon längst bis auf den letzten Platz besetzt war! Dieses marternde Hin und Her konnte sich mehrfach wiederholen. Enttäuschung und Verzweiflung griffen rasch um sich. Die völlig unzureichenden Vehikel, in denen die Wundversorgten nun brutal gerüttelt wurden, vernichteten oft den in zäher Arbeit errungenen Erfolg. So wurde die Infektion der Wundstümpfe wieder akut, und das höllische Kreisspiel begann von vorn.

Ich hatte mich soeben in meinen Schlafsack verkrochen und erledigte im Licht meiner Taschenlampe die unvermeidliche Lausparade. Weber schrieb einen Brief. Die Nacht war ruhig, klar und grimmig kalt. Da pochte einer an die Tür. Es war ein Melder. – Die Rampe Smolensk wünscht Blut – ein grosser Lazarettzug von der Front eben eingetroffen. –

Auf dem öden Geleiseareal lag der Lazarettzug, eine schwarze, reglose Silhouette. Vorn verbreitete die Dampflokomotive einen schwachen roten Feuerschein. Die Sterne flimmerten zum Greifen nah durch die Dezembernaut, sie schienen die Einsamkeit erträglicher zu machen.

– Das muss der gemeldete Lazarettzug sein, doch mir scheint, er ist bereits leer – es rührt sich nichts –, sagte ich zu Weber.

– Komm, lass uns mal zur Lokomotive gehen –, schlug Weber vor.

Weit und breit keine Seele. Merkwürdig.

– Warte hier zur Seite. –

Weber stellte sich mit entsichertem Browning neben die eiserne Klettertreppe, während ich die Maschine erstieg. Der Feuerschlot stand offen, aus der roten Glut strömte Hitze aus. Doch niemand war zu sehen.

– Wahrscheinlich hat der polnische Lokomotivführer seine Maschine schon längst im Stich gelassen –, sagte ich im Heruntersteigen.

– Aber die Leute, die uns holen liessen? – fragte Weber.

– Das muss doch unser Lazarettzug sein? –

Wir schritten zurück, dem Zug entlang. Ein deutscher Bahnsoldat lief wie verloren und entgeistert über die Geleise. Weber rief ihn an. Er reagierte nicht; doch irgendetwas fluchte er leise vor sich hin und verschwand in der Dunkelheit.

– Ich schau mal nach –, erklärte Weber. Er zog sich auf das schmale, vereiste Trittbrett eines Wagens hoch und versuchte die Türe aufzureissen. Umsonst. Die Wagen waren von einem faustdicken Eispanzer umkrallt, dessen Zapfen wie dicke Arme drohend herabhingen. Weber klopfte mit harten Schlägen eine Treppe frei, dann ein Ruck, ein Reissen, der vereiste Rahmenpanzer barst klirrend entzwei. Die Wagentüre schnellte auf – welch Entsetzen! Ein Toter, ein klotzig steifgefrorener Krieger, stürzte vornüber aus dem Wagen, Weber direkt in die Arme. Dieser stiess die Leiche ins Abteil zurück und schmetterte die Türe zu Tod erschrocken zu. Ich drang in ein anderes Abteil ein. Was sich hier meinen Augen darbot, war mehr als ein gespenstisches Leichenhaus! Es war der letzte stumme Aufschrei des Erfrierungsmordes. Im Dämmerlicht der Sternennacht erhoben sich lautlos anklagend, vornüber, rücklings, nebeneinanderliegend ungezählte Totenschatten mit frostig spitzen Nasen und ausgegähntem Mund. Ich stand wie gelähmt in Verzweiflung, als wäre ich selbst vom Eistod erfasst. Kein Atemzug, kein Pulsschlag mehr. In diesen eingeeisten Massensärgen schliefen zweiundfünfzig Leicht- und Schwerverwundete den letzten Schlaf ihrer kalten Erlösung!

Wir schritten niedergeschmettert durch die Winternacht und kamen erst nach Stunden ins Quartier zurück. Das grauenerregende Erlebnis dieses Totenzuges lähmte uns auf Tage hinaus.

Ein sonniger Winternachmittag spendete ausser Kälte einen strahlendblauen Himmel. Die weihnachtsbereiten Herzen empfanden den Tag wie eine Verheissung glücklicher Heimkehr. Es fielen keine bitteren Worte. Aber unerwartet gellte ein Gewehrschuss. Weber riss das kleine Fenster auf. Unten an der Ecke des Lazarett lag der Russe Antoniolo im Schnee, und über seine Stirn rann Blut. Der sadistische Feldwebel, Webers besonderer – Freund –, hatte ihn erschossen – wie sich nachher herausstellte, weil er den Stummel einer liegengelassenen Zigarette im Abort hatte zu Ende rauchen wollen. Ich schritt wortlos mit beiden Händen in den Hosentaschen ruhig die Treppe hinunter zum Tatort. Die erschrocken herumstehenden Russen grüssten mich. Der Mörder schickte sich soeben an, den geröteten Schnee von den Schuhen zu putzen.

– Feldwebel, nehmen Sie Stellung an! – und schon zuckte ich ihm die Faust unter die Kinnlade. Des Feldwebels Achtungstellung verwandelte sich in eine recht tiefe Kniebeuge. Ich meldete den Vorfall Hauptmann Lund. Dieser nickte mir mit offensichtlicher Zustimmung zu, schüttelte aber dann bedenklich den Kopf und schritt eiligst davon. Man sprach dann nicht weiter über diese makabre Geschichte. Doch wurde Oberstleutnant von Wytttenbach darüber informiert, der mich zu sich kommen liess.

– Das hätten Sie niemals tun dürfen, Bucher. Das kann Unannehmlichkeiten nach sich ziehen, zu denen ich nicht mehr viel zu sagen hätte, falls – . Er sah besorgt aus.

– Falls was? – fragte ich.

– Falls gegen Sie ein Disziplinarverfahren eingeleitet werden sollte. Wir hatten schon damals allerhand Mühe im Fall Weber-Bircher. Doch war das noch etwas unter Schweizern. –

– Na und? Schliesslich bin auch ich Schweizer! Nur her mit dem Disziplinarverfahren, dann wird diese verdammte Unmenschlichkeit publik, und zweitens – ich zögerte etwas – würde es sich dann erweisen, wie freiwillig wir Schweizer eigentlich hier sind. Das interessiert mich schon lange. –

Von Wytttenbach war offensichtlich betroffen und schwieg. Dann reichte er mir die Hand und sagte:

– Sie können in Ihr Lazarett zurückkehren. Auf Wiedersehen.

–

Wo stand dieser von Wytttenbach eigentlich? Auf welcher Seite? Anfänglich schien er mit Bircher, mit Knapp, überhaupt mit den Kollegen der braunen Phalanx befreundet zu sein. Und dennoch hatte er nie etwas vaterländisch Anstössiges gesagt oder durch seine Haltung ausgedrückt. Im Gegenteil, es schien fast, als werde er gegen diese Herren immer zurückhaltender. Und von Anfang an war er ein prächtiges Vorbild chirurgischen Einsatzes. Ich schätzte seine überaus vornehme und sympathische Bernerart. Wo also stand er? Eines schien mir untrüglich: Je deutlicher das wahre Gesicht dieser Hitleratmosphäre zutage trat, desto militärisch straffer und unverbindlicher wurde sein Auftreten gegenüber seinem Adjutanten Knapp, der braunen – Brille – .

Weisst du was? – schlug Weber vor, – für die meisten der Unsrigen sind in den letzten Tagen bereits die Weihnachtspakete aus der Heimat eingetroffen. Wir könnten auch mal auf die Zentralpoststelle gehen und nachschauen. Vielleicht findet sich dort auch etwas für uns. –

– Ist das nicht sehr weit von hier? – fragte ich.

– Durchaus nicht. Ich habe mich erkundigt. Etwa eine Stunde, wenn wir geradewegs am GPU-Gefängnis vorbei über die Steppe den einen Stadtarm umgehen. Man soll gut durchkommen. Es sei alles flach und völlig übersichtlich. –

Frohgelaunt und erwartungsvoll – Weber hatte mich angesteckt – gingen wir bald darauf über die blendendweisse Ebene. Feine Nadeln des Polarschnees rieselten vom Himmel. Der Weg schien ins Unendliche zu führen. Wir tappten schweigend hintereinander. Die Einsamkeit in der klaren Sonne wirkte wohltuend, befreiend.

– Hier ist es wie im Frieden; zum erstenmal vergisst man hier den Krieg –, sagte Weber.

Meine Gedanken weilten auf früheren Skitouren im unvergesslichen Pilatusgebiet. Heimweh überkam mich. Ob wohl ein Zeichen aus der Heimat den Weg bis hierher in diese Ferne gefunden hatte? Weber neben mir piff wieder einmal– Lilly Marlen – . Plötzlich hielt er inne.

– Was gibt es? –

– Schau, dort drüben! –

Weber hielt die eine Hand über die Augen, weil die Sonne blendete, und wies mit der andern in südliche Richtung.

– Was kann das sein? –

– Ein Mauerrest, gewiss, aber es regt sich doch etwas am Boden, etwas Braunes? Du, es bewegt sich. Schau mal lange genug hin! –

– Ach was denn! –

Ich war missmutig wegen der Unterbrechung. Doch starrte ich wie Weber auf den in ziemlicher Entfernung aus der Schneefläche emporragenden Schatten. Es war nichts. Wir schritten weiter. Ein Spuk.

– Doch – ! Halt ein! Jetzt seh' ich's wieder. – Weber zeigte erregt in die Gegend. – Sieh doch! Schau genau hin. Es bewegt sich tatsächlich irgendetwas am Boden. –

– Bei Gott, was mag das wieder sein! Gehen wir weiter! – schlug ich vor.

– Ein Tier, ein braunes Tier! – Weber kam nicht los davon.

– Quatsch, ein Tier. Tiere hier draussen in dieser baumlosen Schneewüste gibt es doch nicht. Hier gibt es – ausser vielleicht Krähen – überhaupt keine Tiere mehr, nicht einmal Hunde und Wölfe. –

Weber starrte wie gebannt auf den sich bewegenden Schatten.

– Ein Tier bewegt sich doch fort. Ein Tier flieht doch vor den Menschen. Prüf doch die Windrichtung. Ein Tier hätte bei diesem Nordwind längst von uns Witterung. Das dort bewegt sich immer gleich und am gleichen Ort, fast wie mechanisch. Es wird irgendein loser Stoffetzen im Wind sein. –

– Der Wind ist es nicht. Er ist ja kaum zu spüren. Was zum Teufel ist es denn? –

Weber liess nicht locker und schlug vorsichtig die Richtung dorthin ein. Ich folgte ihm, und langsam gingen wir auf den merkwürdigen Schatten zu. Dann blieben wir wieder stehen. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr: Es lebte, das Ding, es bewegte sich. Wir machten die Schusswaffen bereit und traten vorsichtig, Schritt für Schritt, näher. Es war ein Mensch, nein, es waren – zwei Menschen. Wir nahmen seitlichen Abstand voneinander.

– Ich gehe vorerst allein hin. Halte dich hier bereit und decke mich! – befahl ich jetzt Weber und ging mit vorgehaltener Pistole näher auf die im Schnee kauernden Menschen zu.

Was war denn das? Russische Gefangene, ausser Zweifel! Doch warum flohen sie nicht? Der eine schlief anscheinend. Der andere hockte über ihm und bewegte sich wie ein Pendel hin und her. Dann blieb er auf einmal wieder ruhig. Wir sahen ihn nur halb von hinten. Jetzt hob er wieder den rechten Arm zum Kopf. Das unheimliche Getue wiederholte sich in einem fort. Was hatten denn die beiden vor? Es mussten doch entwichene Gefangene sein? Obwohl ich nun auf zwölf bis zehn Meter Entfernung herangekommen war, schienen sie mich nicht zu bemerken. Ich rief Weber heran.

– Schau, Toni, dem hat man die rechte Hand abgeschossen. Siehst du den blutigen Armstummel? – Ich wies in höchster Spannung auf den sich Bewegenden. Weber schaute im Nähertreten auf den seltsamen Vorgang.

– Ja, es scheint so, und im Gesicht ist er auch schwer verletzt. Seine ganze untere Gesichtshälfte ist blutig zerschlagen. –

Der Russe aber führte wieder und wieder seinen Blutstummel zum Gesicht, wie zum Munde. Sein Kamerad blieb regungslos an seiner Seite liegen.

– Da muss etwas getan werden, vorwärts! Wir müssen sofort helfen. – Wir gingen vorsichtig auf die beiden zu.

– Halt! Herrgott im Himmel! – entfuhr es mir wie ein Schrei. Und Weber erleichte. Auch er hatte es gesehen, das Entsetzliche: Ein toter Russe lag auf dem Rücken mit geöffnetem Rock. Seine schmutzige, blutverschmierte Brust lag frei. Drei linke Rippen ragten steil, wie aufgerissen, empor. Die offene Brusthöhle verlor sich dunkelrot. Der andere Russe aber bewegte sich weiter und weiter, ohne uns zu bemerken, bewegte sich hin und her, weiter und weiter, wie eine grosse braune Raupe.

– Um Gottes Willen! Der Himmel erbarme sich seiner! – schrie nun auch Weber. Die rechte Hand des Russen war nicht abgeschossen, nein, und sein Gesicht war nicht verletzt! Nein, nein! Viel Grässlicheres ging hier vor! Der Irre hielt das tote Herz seines erstarrten Kameraden in der rechten Hand und frass gierig an dem Kadaver, wahrscheinlich vom drohenden Hungertod in den Wahnsinn gepeitscht. Sein Angesicht glich der blutigen Fratze eines verhexten Fabeltieres. Wir glaubten, die Erde weiche unter unseren Füßen, um uns vollends in die Hölle zu stürzen. Wir wankten schwer angeschlagen, stumpf und stumm, den langen, kalten Weg zurück. Die Weihnachtspakete blieben für Tage vergessen.

Ich habe mich nach vorn gemeldet –, sagte Dr. Lund. – Ich kann das einfach nicht mehr mit ansehen, was hier geschieht. Immer scheusslicher werden die Wunden und die Arzneimittel immer spärlicher, je länger die Schlächterei andauert! – Lund war ein tüchtiger Arzt. Er operierte mit akrobatischer Behendigkeit.

– Da, ich hab' es gefunden! Endlich! Da schaun Sie her, Kollege Bucher! – Zwischen den Fingern hielt er das geplatze Projektil eines russischen Infanteriegeschosses.

– Explosivgeschoss! – rief er entrüstet aus. – Die Russen setzen neuerdings diese verheerende Munition ein. Das in den Körper eingedrungene Geschoss krepitiert erst in der Tiefe und zerreisst aufwühlend das ganze Gewebe! –

Verbissen arbeitete er weiter, und ich bewunderte seine Sicherheit, die er auch bei stärksten Gefühlsspannungen nicht verlor.

Nach getaner Arbeit braute Lund auf seiner Bude schwarzen Tee und lud mich, wie so manches Mal, dazu ein. Dort konnte er sich Luft machen.

– Die Explosivgeschosse seien der letzte Verzweiflungsakt der Russen vor ihrem endgültigen Zusammenbruch, behauptet die deutsche Propaganda. Und diese widerliche Munition sei der schlagendste Beweis für die Bestialität der Russen. Aber was machen wir? Kann man sich da noch aufs Völkerrecht berufen? Wir Deutschen haben unsere Dum-dum-Munition bereits im spanischen Bürgerkrieg auf Francos Seite ausprobiert. Acht Wochen später schickte Sowjetrussland seine Explosivmunition den Truppen an der roten Front –, sagte dieser ehrliche Deutsche.

Bereits fünf Tage nach diesem Gespräch wurde, wie mir Lund dann anvertraute, auch deutsche Explosivmunition an der russischen Front eingesetzt, doch in den Lazaretten offiziell verschwiegen.

Erkennen Sie mich nicht mehr, Herr Doktor? –

– Verzeihen Sie mir, doch ich hätte Sie nicht wieder erkannt. –
Ich verbarg mein Erstaunen.

Der zum Skelett abgemagerte und völlig entkräftete, soeben eingelieferte Panzergrenadier hatte vor etwa drei Wochen zusammen mit seinem jüngeren Bruder während eines kurzen Zwischenhalts in Smolensk Blut gespendet.

– Sie sind ohne Verwundung? – fragte ich ihn.

– Jawohl. –

Er berichtete dann, dass sein Bruder unterdessen einem russischen Flammenangriff zum Opfer gefallen sei. Er und einige andere waren umzingelt liegengeblieben, in Igelstellung vor Moskau, zehn Tage ohne Nahrung. Endlich gelang es einem Fieseler Storch, sie herauszuholen.

– Noch zwanzig Prozent Blutfarbstoff –, meldete die Schwester besorgt.

– Und Sie haben auch keine anderweitigen Blutverluste gehabt? Vielleicht durch den Darm? Vielleicht die Ruhr? –

– Nein, Herr Doktor, ich bin einfach zusammengeklappt. Jetzt fehlt mir jede Lust zu essen, und auch der Durst der letzten Tage ist verschwunden. Ich möchte immerzu nur schlafen. –

Ich ordnete eine Kochsalzinfusion, Traubenzucker intravenös sowie Kochsalzwasser zum Trinken an.

– Schwester, bitte, unverzüglich! Ohne Kochsalz und Tee trocknet er uns aus! – Der Grenadier bot bereits das Bild vorzeitiger Vergreisung. Seine Gesichtshaut war grau und schlaff und fühlte sich trocken und schuppig an.

– Ferner: Vitamin B und C, Kampolon, Hypophysenhormon und Eisen! –

– Leider nicht mehr vorhanden –, sagte die Schwester.

– Wie steht es mit den Blutkonserven? – fragte ich ärgerlich.

– Auch nichts da. Unsere ganze Reserve ist eingefroren und geborsten. –

– Weber, rasch, wir stellen sofort halbverdünnte Vollblut-

konserven her. Zwei Liter. Die ganze Nacht wird vorsichtig infundiert. Schwester, Sie sind mir für den Kreislauf besorgt, bitte. –

– Jawohl, Herr Doktor, schon alles bereitgestellt. –

– Sehr gut, danke. –

Wir arbeiteten zu dritt ohne Unterbruch achtzehn Stunden. Wir versuchten alles, was an Hilfe, was an Mitteln möglich war. Die infundierten Lösungen blieben leider unter der matten Haut liegen. Der ausgetrocknete, wassergierige Leib hatte bereits seine Kraft so weit eingebüsst, dass er die dargebotene kostbare Lebensflüssigkeit nicht mehr in die Blutbahn aufzunehmen vermochte. Zu lange Zeit war das Herz gehetzt worden. Den riesigen Strapazen musste es erliegen. Die andauernde Polarkälte hatte den Organismus unerbittlich ausgedörrt. Schon beim Vormarsch hatte die Wehrmacht vergessen, für ausreichende Kochsalzzufuhr besorgt zu sein. So schlummerte der tapfere Panzergrenadier am dritten Tag hinüber zu seinem jüngeren Bruder.

Professor Böhmig kam, um sich nach dem Fall zu erkundigen.

– Wie erklären Sie sich diese merkwürdige Erscheinung, Kollege Bucher? –

– Frontblutarmut würde ich es nennen, Herr Professor. Ohne jeden äusseren und inneren Blutverlust. –

– Woher das wohl kommen mag? –

– Wie ich mir erzählen liess, hat zum Beispiel die Armee List siebentausend Kilometer Marschleistung durch Polen, dann Frankreich, dann wieder durch den Balkan und anschliessend zurück im Eilmarsch in die Ukraine hinter sich gebracht, nicht wahr?

–

– Ja, ich glaube wohl. –

– Das hält keine Maschine ohne Abnutzungserscheinungen und erst recht der Mensch nicht aus. Eine derartige Beanspruchung ist absolut unphysiologisch. Das muss zwangsläufig – ohne ausreichende Eiweiss- und Eisenzufuhr – zur

Erschöpfung des Knochenmarks führen. Der intermediäre Stoffwechsel hält eine solche Zehrung niemals durch. Unfehlbar wird das lebende Zelleiweiss angegriffen. Dazu die spärliche Sonnenstrahlung. Betrachten Sie draussen das Gehölz, die Tannenbäume. Ihre Nadeln sind blassgrün bis gelb geworden. Bei diesen allzu kurzen Tagen und dieser ohnehin dünnen Strahlung tritt in diesen Breitengraden eine mangelhafte Bildung der biologischen Farbstoffe ein, bei Pflanzen, bei Tieren, besonders aber bei Menschen, die hier nicht aufgewachsen sind. Als weitere Faktoren betrachte ich die austrocknende Dauerkälte sehr tiefer Grade und die unzureichende Kochsalzzufuhr. Letzteres stört den Wasserstoffwechsel und wirft die Körpersäfte, die ganze Ionenregulation durcheinander. –

– Ihre Argumentation hat viel Überzeugendes, Kollege. Doch was sollen wir tun? Wie kann man Abhilfe schaffen? –

– Nach meiner Ansicht gibt es nur eine Möglichkeit, aber sie wird sich wohl 'kriegstechnisch' nicht verwirklichen lassen! Man müsste die Truppen abwechslungsweise für mindestens drei Monate in ihr biologisch gegebenes Heimatklima versetzen. Ich bitte Sie, Herr Professor, mir eine freimütige Äusserung nicht zu verübeln, doch dieses durchaus fremde Klima ist dem Deutschen auf die Dauer nicht zuträglich und gleich ihm keinem Westeuropäer, besonders nicht bei dieser permanenten körperlichen Hochleistung. Das läuft ganz einfach wider die Natur. Der Osten ist für die Deutschen bestimmt nicht der gesuchte Lebensraum. Was hier angestrebt wird, ist ein verhängnisvoller Verstoss gegen Naturgesetze, weiter nichts. Man kann nun einmal ein Volk nicht einfach von heute auf morgen in eine andere Umwelt dirigieren. Man kann ihm nicht einfach befehlen: 'Hier ist dein Lebensraum, hier sei's dir wohl, hier lebe nun!' Diese Winterkatastrophe des deutschen Heeres wundert mich deshalb keineswegs. Ich fürchte, es kommt noch weit schlimmer. –

Weihnachten 1941. Seit Tagen nützten sie jede freie Minute bis tief in die Nächte. Sie alle, die mütterlichen Schwestern, die Wärter, die Ärzte und auch viele Leichtverwundete mühten sich, bescheidene Geschenke zu binden und Tannenbäumchen herzurichten. Hoffnungsvoll sahen Tausende von wundkranken Kriegern dem Heiligen Abend entgegen. Endlich wieder einmal eine Feierstunde des einfachen, gebenden Menschen! Wie einst zu Hause in der Heimat, im Kreise der Lieben. Wie freuten sie sich, das Christfest war ja das Fest des Friedens! Für jeden gab es etwas Kleines, ein Buch, ein wenig Süßigkeiten, etwas Schreibpapier und eine kleine Flasche Champagner. Als der frühe Nachmittag dem Abend wich, erglühete der Osthimmel in einem wunderschönen, tiefen Karminrot, wie er sich im Westen niemals zeigt. Kleine rote Wolkenkränze schwebten still dahin, wie um das Heimweh nach der Heimat zu tragen. Wie versuchten die armen Russen zu helfen, still, ohne ihre Hilfe merken zu lassen. Oh, ihr Armen, möge euch der Himmel die Gnade des Überlebens schenken! Wir wollen an Menschlichkeit zu euch hintragen, soviel unsere Herzen zu schenken und unsere Hände darzureichen vermögen! Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Es waren Gedanken der Nächstenliebe, die die Säle und Kammern der Lazarette erfüllten, der gereizte Ton wurde seltener, Geduld und Nachsicht verbreiteten sich.

Der Abend senkte sich herein. Glocken zwar waren nicht zu hören, die von Smolensk schwiegen seit langem. Am kleinen Weihnachtsbaum flackerten die Lichter. Andächtig blickten die deutschen Krieger mit gefalteten Händen in den warmen Glanz der Kerzen. Die Ärzte und Schwestern standen im Halbdunkel zurück. Der Pfarrer betete zu Gott um Hilfe und Heilung. Seine Worte waren voller Güte, voller Zuversicht, waren ein inbrünstiges Bekenntnis zur heiligen Sendung des Erlösers. Sie kamen aus tiefstem Glauben an die göttliche Fügung, an den Frieden der Welt, der doch einmal kommen werde, den Frieden einer christlichen Welt.

– Stille Nacht, heilige Nacht, Gottes Sohn ... – klang es durch den andächtig stillen Raum. Die meisten summten leise mit, alle, denen die Kraft zum Liede noch nicht entflohen war. Manche Träne wurde verschwiegen weggewischt, manches Antlitz wurde in das Kissen gepresst. Dann beteten alle gemeinsam: – Unser Vater, der du bist in dem Himmel ... –

– Hilfe, Hilfe! – Ein durchdringender Schrei. Hinten in der Ecke spritzte eine frische Blutung gegen die Wand. Ich gab schnell dem Pfarrer ein Zeichen, dass er weiterbeten möge, und eilte nach hinten zu dem Verwundeten, dem ein Bein fehlte. Rasch schnürte ich mit meinem Ledergurt den erneut blutenden Stumpf ab. Der dicke Blutstoss brach sofort in sich zusammen. Noch jagte das Herz seine flachen Schläge. Schon setzte ich die rasch von Weber herbeigeholte Blutkonserve an. Meine Hände zitterten. Über Webers Stirn rann der Schweiß. Der weihnachtliche Raum war von Spannung erfüllt. Der Pfarrer betete laut mit bebender Stimme. Seine Seele trat in sein verklärtes Antlitz, wie um von Christus dieses Leben zu erbitten. Seine Hände erhoben sich gleich einer kleinen Kapelle zum fliehenden Miserere: Erbarme dich seiner, Christus, o Herr, erbarme dich seiner! Das Christkind erbarmte sich des Verwundeten. Noch bewusstlos, wendete er plötzlich sein Haupt zur Seite. Es schien Licht in seinen Geist zu kommen. Er öffnete die Augen.

– Wo bin ich, wo bin ich? Ein Weihnachtsbaum! Er ist es wirklich – ein Weihnachtsbaum! Herr Doktor – o wie schön! Ich lebe, ich lebe. Ich darf wieder leben! –

Die kleinen Lichter erloschen, und Friede senkte sich in die armen Herzen, die ein zarter Weihnachtshauch in den Traum des Vergessens zurückführte. Stille allüberall. Die Dunkelheit begann in ihr Schweigen das erlösungsuchende Licht der gequälten Seelen einzuhüllen. Da ertönten auf einmal aus dem Schweigen die sanften, reinen Klänge einer Blockflöte: – Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt... – Eine Schweizer Schwester brachte dies den Verwundeten als

Weihnachtsbotschaft. Der Klang schwebte von Raum zu Raum, wie von einem Engel getragen. In dieser Nacht verwandelte sich durch die davon ausgehende moralische Kraft das letzte Misstrauen der Deutschen gegen uns Schweizer. Überwältigend spürten wir am andern Tag ihre Dankbarkeit und Zuneigung.

Weber und ich schritten den Überresten der uralten Stadtmauer entlang, um uns etwas zu entspannen. In freien Stunden zog es uns trotz der Kälte hinaus in die Stille der Natur. Der Tag war verhältnismässig mild und ohne Wind. Jenseits eines kleinen Steppengehölzes, das wie eine Oase die unendliche weisse Ebene belebte, schlängelte sich der tief eingeschnete Weg zu ein paar zerstreuten Bauernhütten. Ihre steilen Strohdächer, von denen der Schnee abgeglitten war, reichten bis auf den Boden. Die Wände fügten sich teils aus Holz, ähnlich Blockhäusern, teils aus Lehmmauern oder schlecht gebrannten Klinkersteinen. Die meisten Hütten boten ihre Schmalseite der vorherrschenden Windrichtung dar, gleich den Vögeln, die sich kopfvoran gegen den Wind zu stellen pflegen. Aus der Mitte der Giebel ragten dicke, ausladende Steinkamine.

– Man möchte glauben, der plumpe Schornstein sei zuerst und hernach erst das Haus darum herum erbaut worden –, meinte Weber. Eine schmale Holztür, eben breit genug, einem dicken Menschen den Eintritt zu gewähren, führte ins Innere. Wir traten vorsichtig ein. Ein altes Russenweib fuhr erschrocken herum. Ich fing ihren Schrei ab.

– Wir sind Ärzte, wir sind Schweizer. Wir tun euch nichts. Wir wollen euch nur Brot bringen – zur Weihnacht! – Wir hatten einige Worte Russisch gelernt. Die Alte beruhigte sich, nickte zustimmend, blieb aber doch misstrauisch abwartend. Sie wies uns an, auf einer kurzen Holzbank Platz zu nehmen. Ich reichte ihr die Hand. Sie nahm sie zögernd.

– Guten Tag, Gott segne euch –, sagte Weber und legte alle Wärme in den Tonfall. Dann packten wir aus: Brot, Schokolade und eine Büchse schwedischer Sardinen mit Tomatenpüree.

– Wir sind Schweizer Ärzte, nicht Deutsche. Es ist nichts vergiftet. Seien Sie unbesorgt und ohne Angst! – versicherte Weber mehrmals bekräftigend. Endlich schien die – wahrscheinlich nur zu berechnete – Furcht der Alten zu weichen.

– Spasibo, spasibo –, dankte sie mit tiefer Verbeugung. Weber ass ihr vom Brot und von der Schokolade eine Probe vor. Es war ein dämmeriger Raum. Erst nach und nach schälten sich die Gegenstände aus der Dunkelheit heraus. Ein Tischbrett, drei Holzstühle, eine Öllampe, eine Blechbüchse, eine breite Liegepritsche mit vielen braunen Tüchern, ein paar alte Holzschuhe, ein schief aufgehängtes Wandbrett mit Geschirr, Pfanne und Kellen, zum Teil aus Eisen, zum Teil aus Blech, und ein paar gelbe Kerzen aus irgendeiner Kirche, das war alles. Ein Drittel des Raums war mit Holz und Stroh ausgelegt. Dort in einer Ecke ruhte hingestreckt ein Panjepferdchen ohne Hufbeschlag. Neugierig wendete es seinen Kopf. Die fremden Stimmen waren auch ihm nicht geheuer. In einer andern Ecke kniete auf einem Lammfell ein weisshaariger Greis vor einer Ikone. War er so in sein Gebet vertieft, tat er nur so, oder hatte er uns nicht eintreten hören? Er betete unverwandt vor dem Heiligenbild der Muttergottes. Ich legte den Finger auf den Mund, um ihr zu bedeuten, den Betenden nicht zu stören. Die alte Frau verstand und lächelte.

– Was betet er? – fragte Weber leise zu ihr gebeugt.

Sie sagte etwas von – Germanski – . Der Greis betete wohl zur heiligen Jungfrau, dass der grausame Feind das Land verlassen möge. Seine stumme Gebärde sagte mehr von seiner Klage als jedes Wort.

Auf dem Heimweg unterhielten wir uns über dieses Erlebnis.

– Ist es nicht eine eindeutige Widerlegung aller Nazipropaganda, sogar hier unter den ärmsten und unzivilisiertesten

Kolchosenbauern in dieser gottverlassenen Schneewüste so viel echte Menschlichkeit zu finden? Ein inniges Gebet – das allerdings haben die Nazis verlernt. Auch die Kommunisten. Und dennoch ist es nicht auszurotten, das Beten! –

– Ich hätte es nie für möglich gehalten, nach all dem, was man so zu hören bekommt! – antwortete Weber.

– Siehst du, von diesen russischen Menschen behaupten die Nazis, sie seien alle Bestien, die man ausnahmslos umlegen müsse, um endlich in Europa Ruhe zu haben. –

– Was würden wir Schweizer wohl sagen, wenn die Nazi-brüder dereinst unsere Tessiner in ihren primitiven Schwalbennestern einfach als Barbaren und Kulturbestien abtun würden? Vermutlich würde der hinterste Sennenknabe allein schon aus diesem Grunde seine letzte Patrone für die deutsche Erleuchtung verwenden. Nebenbei bemerkt, sind im hessischen Lande die Bauernhöfe keineswegs besser gebaut und sauberer gepflegt. Auch dort legen die Hühner ihre Eier direkt in die Pfanne ... – räsonierte Weber weiter.

Wir stiessen auf eine kleine Gruppe von SS-Leuten, die gerade dabei waren, zwei desertierte Grenadiere unter dem Stroh eines Panjeschlittens hervorzuzerren. Es geschah mit rohen Fäusten. Sie führten die Deserteure ohne Vernehmung weg, als wären sie von einer andern Welt, hinüber zur Exekution hinter die hohe Wand des GPU-Gefängnisses. Den alten Russen, der den Schlitten kutschiert hatte, zerstampften sie buchstäblich unter ihren Füßen im Schnee. Das Pferd zogen sie mit sich fort.

Silvester 1941. Ein Jahr der furchtbarsten Opfer, der bittersten Enttäuschungen und der himmelschreienden Massensterbe ging zu Ende. Was wird das kommende Jahr wohl bringen? Wie wird es unserem Schweizerland ergehen? Wird der deutsche Überfall noch ausbleiben? Kann Russland wei-

terhin standhalten? Kann es sich noch rechtzeitig zum Gegenstoss aufraffen, der die Befreiung aller unterdrückten Völker bedeuten würde? Wird unsere Armee auch weiterhin unter General Guisans kluger und durchgreifender Führung den beiden Diktatoren das Kalkül verderben? Doch falls jene, falsch erwägend, dennoch ihre Flammenschwaden, Bomben und Granaten auf unsere Soldaten, unser Volk niederschmettern? Werden sich unsere Eidgenossen nicht gegenseitig verraten und im Stich lassen? Ist denn auf alle, ist auf jeden Einzelnen Verlass? Und was soll im nächsten Jahr aus uns werden? So fragten sich, und so zweifelten die eingeweihten Schweizer dieser Mission.

Während die Sterne des Orion verheissungsvoll über Smolensk funkelten, forderte die Kälte weithin lautlos und grimmig ihre Opfer. Die Hoffnung auf eine endliche Wende blieb noch immer lebendig. Die Erwartung einer baldigen Heimkehr, wenn auch nicht als hochgemute Sieger, hielt die Moral der Verletzten aufrecht. Und so beschlossen auch wir deutlich angeschlagenen Eidgenossen, erst recht nun herzugeben, was menschenmöglich war. Man feierte den Jahreswechsel, wo und wie es ging. Dort mit einer alten, ausgemergelten, vielleicht allzu schwarz gebratenen Gans, da mit umso bauchigeren Gläsern, übervoll mit schwerem Franzosenwein und scharfem Wodka. Weber und ich wurden knapp eine Stunde vor Mitternacht, kaum hatten wir den hart verdienten Trunk gekippt, dringend abgerufen. In unserem schlottrigen Wagen rasten wir durch die jetzt in einen grotesken Lärm getauchte Lazarettstadt. Auf dem Rückweg überfiel uns ein mörderisches Geknalle, ein Krachen wie wildes, verrücktes Gefechtsfeuer. Die wahre Hölle schien ausgebrochen. Es pfiiff und grölte, es böllerte und schmetterte. Aufgellende und dumpfe Schläge aus Maschinengewehren und Flabkanonen klatschten in die aufblitzende Nacht. Vor einer Flabbatterie am Molotowplatz hielten wir unseren schäbigen Opel an und stiegen aus. Hier pfefferten die Flabgeschütze Salve um Salve

steil in die Höhe. Der Silvestertumult trommelte gegen das eiskalte Firmament. Beim Grünen Haus stand die deutsche Schwester Treuhilde vor dem Portal. Ein deutscher Offizier drückte ihr waghalsig seine geladene Pistole in die Hand. Treuhilde feuerte wie toll geworden Schuss um Schuss jauchzend in die finstere Gegend. Man schrie und brüllte und reizte sich auf zur sinnlosen Tat. Man glaubte, das Schicksal an der Jahreswende zwingen zu können, so wie man die Feinde, die inneren und die äusseren, niederzwang. Man wollte symbolisch Schluss machen, weil man den Krieg satt hatte. Fort mit den Waffen, fort mit den Kugeln! Möglichst weit vom Leibe mit ihnen! Doch die Kugeln, die diesmal nicht dem Feind galten, stürzten aus dem Nachthimmel zurück und erschlugen da und dort die eigenen Kameraden. Ein wahrlich hysterischer Aufschrei wider den Krieg, der doch längst hätte beendet sein müssen.

Im Lazarett trafen wir Schwester Maria und Freund Urwyler. Es war kurz vor Mitternacht. Wir sassen in einem engen Raum beisammen. Urwyler hatte einen alten Radioempfänger aufgetrieben. Die Wehrmacht erlaubte in ausnehmend zuvorkommender Weise uns Schweizern, den Ätherruf der Heimat abzulauschen. Die allerletzten Minuten des versinkenden Jahres wollten und wollten nicht vergehen. Urwyler schraubte und drehte am Kasten. Dieser zischte und ächzte, und immer wieder brausten die Marschfanfaren der deutschen Rundfunkstationen ohrenbetäubend auf. Wie festgenagelt, in bebender Spannung harrten die andern im Kreise. Auf einmal wurde es still. Urwyler drückte sein Ohr forschend ans Gerät.

– Still, Ruhe, das muss es sein, still, das muss Beromünster sein! – Erst schwebte ein leises Klingen an, dann stärker, immer stärker, immer lauter. Jetzt schwoll es zum Orkan – ein Geläute! Ein Glockensingen! Ein Glockenjubeln!

– Herrgott, die Glocken der Heimat! Die Glocken der Heimat – hört ihr es? –

Die Kirchenglocken läuteten in tiefen, warmen Akkorden durch den kleinen, armseligen Raum. Wir lauschten bebend der vertrauten Glockenkunde, sie kam uns vor wie eine göttliche Botschaft. Die Schwestern weinten. Und ich gelobte mir, daheim zu erzählen, wie schrecklich das Elend des Krieges ist, wie satanisch die Seele des Kriegers in vertiertem Gehorsam zugrunde gehen kann – um die Heimat zu warnen vor den teuflischen Verbrechen des deutschen Führerstaates, so lange zu warnen, bis auch dem letzten Eidgenossen die Augen aufgehen würden.

Dann stiessen wir mit den Gläsern an auf eine gute Heimkehr im neuen Jahr ...

Auf einem Wäschestück in meinem Koffer lag der Ärmelknopf einer deutschen Soldatenuniform. Woher? Von wem? Wer hatte da etwas in meinem Gepäck zu suchen? Und was? Vielleicht mein Tagebuch? Doch da schau her, am Waffenrock des vor wenigen Tagen neu zum Dienst befohlenen deutschen Unteroffiziers fehlte ein solcher Knopf, wie Webers Scharfsinn bald herausfand. Zufall? Oder verriet sich damit der neue Spitzel? Hatte er die feierliche Stunde der Neujahrsnacht dazu benützt, um sein trübes Handwerk zu besorgen? Ein kalter Schauer packte mich. Gut, dass Weber bei mir war, mit dem ich die Sache besprechen konnte. Auch ihm schien, es sei Gefahr im Anzug, ganz persönliche Gefahr!

Die Hoffnungsträume der Deutschen auf eine baldige Wende des Kriegsglücks schienen zu verfliegen. Die russischen Armeen stiessen vor und trieben mit den Partisanen zusammen tiefe Keile in die Linien der deutschen Front. Wohin mit den Verwundeten? Der Winter wurde immer mehr zum Totengräber. Die Schwerverwundeten durften nicht mehr operiert werden! Die Zeit für einen stundenlangen Eingriff reichte nicht mehr aus. Zu viele der nicht allzu schwer Ver-

letzten gingen sonst unrettbar vor die Hunde. So liess man die Ärmsten der Armen, die grössten Helden, die sich im Kampf bis zur Verstümmelung hatten hinopfern müssen, hilflos liegen. Wohl hätte man ihr Leben retten können, jedoch dieses immer unbarmherziger werdende Gebot der Kriegschirurgie steht hohnsprechend jedem ärztlichen Ethos entgegen. So galt allmählich nur noch die nackte Zahl, nicht mehr das Einzelschicksal, und so schlich denn das Gespenst der Auswahl in unser Denken ein, der düstere Moloch, der uns buchstäblich vergewaltigte, über Tod und Leben zu entscheiden. Man flüchtete sich zwar vor diesem entsetzlichen Zwang zur Auslese. Doch früher oder später gab es kein Entrinnen davor. Auch für mich nicht beim Blutspendedienst. Ich hatte Mühe, mir den Weg freizubahnen zwischen den eng gepferchten Tragbahnen im langen, düsteren Gang. Da lag eine erschütternde Ernte des Krieges, gemein niedergemäht, von Todesangst gepeinigt, auf letzte Rettung hoffend. Für Augenblicke überkam mich die grausige Vision der Höllenqualen, wie sie Hieronymus Bosch gemalt hat. Ich beugte mich da, ich beugte mich dort, Leberriess da, Milzzertrümmerung dort drüben, und schritt vorsichtig weiter und weiter – zu schwer – zu schwer – zu schwer –.

Da flüsterte einer halblaut, monoton, durchdringend: – Hilfe – bitte! – Es war ein Landser um die Vierzig. Sein Gesicht war aufgequollen, durch Explosivgase verbrannt, die Haare und die Wimpern grau-weiss versengt. Seine leeren Augenhöhlen waren angekohlt: blind! Er hörte, dass der Arzt näher und näher an sein Lager kam. Er spürte wohl, dass ich an ihm vorübergehen wollte. Doch die Stimme flehte – ich vermochte es nicht und blieb bei ihm stehen.

– Herr Doktor, Herr Doktor! Wann – wann komme ich dran? Herr Doktor? Sie sind doch Doktor? Bitte, wann komme ich dran? Schon seit Stunden liege ich hier, und niemand hilft mir! Herr Doktor, ich sterbe ja sonst, bitte – ! Ich spüre, dass ich sonst sterben muss. Herr Doktor, nehmen

Sie mich doch bitte dran. Bitte, bitte – ich hab so Angst – ich sterbe!

–

Von Verzweiflung gepackt, konnte ich nicht weitergehen. Ich musste mich neben dem Schwerverletzten niederknien, ich griff nach seiner Hand und sagte:

– Mein Lieber, beruhige dich! Schau, du kommst jetzt bald dran. Es geht nicht mehr lange. Weisst du, vielleicht noch eine halbe Stunde. Dann ist's schon vorbei. Es ist ja nicht so gefährlich, du Guter. Hab keine Angst. Du bist ja so tapfer. Weisst du, da drüben, du hörst ihn doch, der da so furchtbar schreit, der ist schwerer dran, den müssen wir noch vor dir operieren. Das begreifst du doch, nicht wahr? –

– Ja, Herr Doktor, es tut so wohl, was Sie mir sagen. Ich bin froh, dass Sie meine Hand so fest halten, das gibt mir Kraft. Ich warte gerne. Eine Stunde und noch mehr, wenn es sein muss. Wenn ich nur nicht sterben muss. Wenn nur der andere auch gerettet wird. Gerne, Herr Doktor, wenn ich nur weiss, dass ich meine Lieben wiedersehen kann. Ich danke, Herr Doktor, ich danke Ihnen –. –

Seine Finger versuchten meinen sanften Druck zu erwidern, aber sie waren zu schwach. Dann schritt ich behutsam weiter.

– Doktor, bitte, hilf mir! Sofort! Helfen! Hilfe! Ich halte es nicht mehr aus! Ich sterbe – ich werde wahnsinnig! Wahnsinnig werde ich! Doktor, hilf mir doch! – schrie der dort drüben in letzter Verzweiflung. Seine heissen Fieberaugen starrten verwirrt umher, sein Gesicht war vom Tode gezeichnet.

– Sei ruhig, bleib ruhig! Bitte – hörst du? Noch eine kurze Weile, und man wird dir helfen. Fürchte dich nicht und sei ruhig. Du musst nicht sterben, nein, hörst du? Du musst nicht sterben. –

– Was sagst du? – Der Schwerverwundete richtete sich mit letzter Kraft ein wenig auf.

– Was sagst du? Ich muss nicht sterben? Sag das – sag das – noch einmal! Sag es auf dein Ehrenwort, verstehst du,

sprich mir wörtlich nach: Auf Ehrenwort, du musst nicht sterben!

–

Und ich sprach würgend die ersehnten Worte: – Auf mein Ehrenwort – du musst nicht sterben! –

Wie hätte ich anders können!

Der Soldat blieb darauf ruhig wie in Hypnose liegen. Ich gab dem Sanitäter unbemerkt einen Wink. Beide erhielten eine starke Spritze Morphium. Später schliefen diese Ärmsten der Armen, diese Einsamsten, sogar von uns Ärzten Verlassenen, sanft ein, endlich befreit von der höllischen Todesmarter. Sie schlummerten hinüber in ein fernes Land des Friedens.

O du erbärmliches Schicksal! Wie schlägst du unsere Seele mit siechfauler Schande. Wie wird man durch den Krieg zur letzten Kreatur abgrundtiefer Verworfenheit, gezwungen zur niederträchtigsten Lüge an einem Sterbenden, Hoffenden, Vertrauenden! O Wahnsinn, lass du mich eintauchen in deine erlösende Nacht! Befreie mich von dem Gewissen! Einst habe ich gelobt, dass ich all mein Streben und Können, dass ich mein Blut und auch mein eigenes Leben ihnen, den Kranken und Notleidenden, hingäbe nach bestem Wissen und Gewissen. Man hat mich gelehrt zu heilen, vor dem Tode zu retten. Umsonst! Dieser Krieg befiehlt noch die satanische Lüge, den Verrat an der Vernunft, an Treu und Glauben, an der Religion des Arztes.

– Was hat das alles denn für einen Sinn? – so frage jetzt auch ich, heute und jeden Tag!

Anfänglich hatten wir geglaubt, den zermürbenden Erlebnissen hier draussen trotzen zu können. Doch auch wir konnten uns dem schaurigen Inferno nicht entziehen. Wir wurden in der Seele, im Gewissen krank, wir bäumten uns auf und fühlten uns doch schuldig. Und die grässlichen Bilder bohrten sich immer tiefer ein und kamen wieder, als drohende Erscheinung in den Träumen der kurzen, unruhigen Nächte:

– Wann komme ich dran? – Herr Doktor! – Lügen Sie mich nicht an! –

Und dann kommt der Tod und droht: – Auch du kommst dran, Arzt und Lügner. Auch du wirst nicht entrinnen. –

Und trotz der Kälte wachte man schweissbedeckt auf. Doch – man stumpfte auch ab. Es machte sich in uns eine Art Benommenheit vor der Selbstkritik breit, und das war genau so schlimm wie das Leiden des Gewissens.

Es war Sonntag. Weber und ich schritten um den Molotowplatz. Aus einer gelangweilt bummelnden SS-Gruppe löste sich einer ab und steuerte auf uns zu. Sein dummes Gesicht verriet schnodderige Dreistigkeit. Seine schwarze Schirmmütze hockte ihm beinahe im Nacken. Das verlieh ihm einen noch frecheren Ausdruck.

– Was seid denn ihr für ein Verein? – pöbelte der Bursche uns an.

– Wir sind Mitglieder der freiwilligen Ärztemission der Schweiz –, antwortete ich scharf. – Bitte lassen Sie uns in Ruhe! –

– Freiwillig, freiwillig? Macht doch keine Sprüche! Euch hat auch unser Führer hergepiffen –, spottete der junge Held.

Ich spürte den Zorn in mir aufsteigen. Diesem einfältigen Barbaren wollte ich nicht ausweichen. Andererseits schien er mir zu dumm zu einer handfesten Auseinandersetzung.

– Mein Herr, mit Verlaub, wir verstehen nicht genau, was Sie da melden. Ich meine von wegen hergepiffen? –

Der andere fiel prompt darauf herein.

– Wieso, weshalb? Verstehen Sie das nicht? –

– Ach wissen Sie, bei uns pfeift nur der Milchmann! –

Verdutzt blieb er stehen. Das ging über seinen Verstand.

– Was meinst du, was unsere Leute zu Hause sagen werden,

wenn sie von diesen Unverschämtheiten erfahren? – fragte Weber.

– Die einen werden uns Glauben schenken und werden sich das richtige Bild machen. Die andern werden echt neutral weiterschlafen, weil sie felsenfest davon überzeugt sind, dass der liebe Gott für die Schweiz den ewigen Frieden und den blauen Himmel auf alle Zeiten beschlossen hat. Und wieder andere werden uns als verlogene Schwarzmaler verschreien, weil sie bereits mit Fuss und Herz in dieses siegessichere Nazilager eingeschwenkt haben. Und unter diesen werden, sehr vermutlich, auch einige Herren sein, die dieser Mission zur allerhöchsten Zierde gereichten! –

Jeweils in den Nächten mit Ostwind wurden wir durch die Gewehrschüsse, die vom GPU-Gefängnis herübergetragen wurden, aufgeweckt. Ich erfuhr insgeheim, dass dort meistens Geiseln erschossen wurden, oder auch Gefangene. Die undefinierbare Unruhe vergiftete mehr und mehr die Atmosphäre. Ich spürte auch, dass ich persönlich nicht sicher war, als ob sich irgendetwas Ungreifbares drohend näherte. Eines Nachts ereignete es sich. Was war das? War das wieder nur ein Traumschreck gewesen? Hatte ich nicht ein eigenartiges Geräusch vernommen? Ich richtete mich im Schlafsack auf, tastete nach der neben mir liegenden Taschenlampe und legte meine Pistole entsichert griffbereit. Nichts rührte sich. Im Bett gegenüber schnarchte Weber seinen gerechten Schlaf. Ich versuchte wieder einzuschlafen. Da öffnete sich plötzlich die nicht verschliessbare Türe, leise und vorsichtig.

– Wer ist da? – Ich sprang auf und liess die Taschenlampe aufblitzen. Ihr Strahl fiel mitten in das Boxergesicht eines unbekanntenen, schweren Mannes, dessen Taschenlampenscheinwerfer durch den Raum huschte. Wir standen uns auf drei Meter gegenüber. Weber war durch den Anruf erwacht und

schnell von der Pritsche geflitzt; er stellte sich mit seinem Browning auf die Seite hin, im rechten Winkel zu dem Eindringling. Mit seiner Lampe leuchtete er die Bauchgegend des Kolosses ab. Dessen Hände steckten tief in den schräg geschnittenen Taschen der schwarzen Lederjoppe. Weber richtete seine Waffe schussbereit auf ihn.

– Verzeihung, meine Herren –, hub der Mann mit gemacht lässiger und erstaunlich anbiedernder Stimme an. – Verzeihung, wohnen hier die Schweizer Ärzte? –

– Jawohl, gewiss, wen suchen Sie? Wer sind Sie? – fragte ich mit eiskalter, beherrschter Stimme.

– Ich wollte bloss fragen, ob hier ein gewisser Herr Leutnant – hm, hm – Bucher haust? –

– Gewiss, der bin ich selbst –, gab ich zurück. Bei diesen Worten wechselte ich, für den andern demonstrativ sichtbar, meine Pistole in die linke Hand und streckte ihm die rechte offen hin, als wollte ich mich vorstellen. Jener aber liess sich nicht überlisten und rührte sich nicht.

– Und Sie wünschen? – Jetzt spürte ich doch meinen Pulsschlag in den Schläfen. – Es ist etwas spät für Besuche, immerhin. –

Der andere wippte leicht auf seinen klotzigen Beinen hin und her.

– Was ich wünsche? Hm, ja, ich wollte Sie –, das heisst, ich sollte Sie fragen – Der Mann fand plötzlich die passenden Worte nicht. Er schnalzte mit der Zunge verlegen an den Zähnen und warf einen prüfenden Seitenblick auf Weber.

– Wie heissen Sie? – fragte ich diesen seltsamen Gast; es war offenbar ein SS-Offizier. Er tat, als hätte er die Frage überhört. Er blieb zugeknöpft, als wollte er sich nicht verraten. Schliesslich kam es heraus:

– Ich wollte Sie fragen, ob – hm –. –

Blitzartig, intuitiv erfasste ich, dass dieser SS-Offizier eingedrungen war, um mich vielleicht zu liquidieren, im Zusammenhang mit meinem Artikel über die Invasion in Eng-

land, in dem ich einige Monate vor Beginn dieser Mission meine Kenntnisse eines geheimen deutschen Offensivplanes dokumentiert hatte. Also musste mein Name der deutschen Spionageabwehr bekannt sein ... Kein Zweifel, dieser SS-Offizier kannte mein Geheimnis. In Augenblicken grosser Gefahr handelt man ja meistens irgendwie hellsichtig, ohne rationale Überlegung, für die gar keine Zeit vorhanden wäre, und so fragte ich, wohl aus dem instinktiven Spüren, dass der Kerl zwar einen Auftrag hatte, aber seiner Sache – oder meiner Person? – noch nicht ganz sicher war:

– Mein Herr, Sie wollen fragen, ob ich der bewusste Zeitungsschreiber sei, nicht wahr? –

Der andere schien darauf nicht gefasst, er zögerte sichtlich verlegen einige Sekunden. Schnell stiess ich nach:

– Ja, wie bereits gesagt, ich bin es, Leutnant Bucher, den suchen Sie doch? –

– Und Sie, Sie haben den Artikel in die Schweizer Zeitung geschrieben? –

– Ja, ich habe vieles in die Zeitung geschrieben. Welchen Artikel meinen Sie? – wick ich jetzt etwas zurück, um ihn vollends herauszulocken.

– Den Artikel über – über England meine ich. –

– Ach ja, gewiss! Wie nett, dass Sie mich danach fragen. Ich hatte schon lange gehofft, dass mich hier einmal jemand nach diesem Artikel fragen würde. Aber ich habe vergebens darauf gewartet. –

Ich sagte dies nicht ironisch, sondern wie erfreut, im Plauderton. Als ich die wachsende Unsicherheit bei meinem Gegenüber spürte, fuhr ich fort:

– Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen? Für einige Minuten? Wenn Sie sich schon deshalb so spät herbemüht haben –. –

Es klang wie ein freundlicher Befehl. Doch ging der Bulle nicht darauf ein. Er schaute mich böse an – ich hatte das bestimmte Gefühl: Jetzt würde er dich abknallen, wenn nicht Weber schussbereit dort drüben stände.

– Nein! – schnarrte er bissig, und ich spürte: Die Gefahr wächst! Er darf nicht zu einer Reaktion kommen, schnell, schnell, eine List! Und sie blitzte in mir auf:

– Ja, mit dem Zeitungsartikel habe ich doch der deutschen Wehrmacht klargemacht – es gab keine andere Möglichkeit –, dass sie ihre Pläne ändern müsse, da diese in England bereits bekannt sind! Ich freue mich, dass man mich an den zuständigen Stellen verstanden hat! –

– Was? Was sagen Sie da? Wie meinen Sie das? Na, das ist aber komisch! Da sieh mal an. Das ist ja – hahaha. Das ist ja – gerade das Gegenteil. Ich meine – nein, sowas! –

Wieder stieß ich nach, um ihn nicht zum Handeln kommen zu lassen:

– Von was denn das Gegenteil? Meine Einstellung zum Dritten Reich kennen Sie doch? Ich bin froh, dass man mich richtig verstanden, dass man die Absicht meines Zeitungsartikels begriffen hat, und es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, mich deshalb hier aufzusuchen. –

– Aber Sie haben ihn doch – verraten! –

– Wen verraten? Den Invasionsplan? Ach Quatsch! Ich erfuhr ihn ja von englischer Seite, hat man das nicht kapiert? Na, da schau her! Als ob ich mich freiwillig hierher an die deutsche Ostfront begeben haben würde, wenn ich etwas an England verraten hätte. Sie kennen doch meine Einstellung zum Nationalsozialismus! So ein Quatsch! – Ich dachte, man wird mir hier dafür danken! –

Nun kannte sich der SS-Mann nicht mehr aus. Das war zu viel für seine Fassungskraft.

– Ach so ist das? Ist ein Missverständnis? Ja nu, dann –.

– Es scheint mir wirklich ein Missverständnis, mein Herr! Also, guten Abend! Herr Weber, mein Adjutant, wird Sie hinausbegleiten. –

– Also dann bitte, entschuldigen Sie – entschuldigen Sie die Störung –, murmelte der Bulle und ging rückwärts zur Tür. Weber schloss eng auf, immer noch mit dem

Browning in der Hand. An der Türe sagte der Mann, brutal auflachend:

– So 'ne kleine Aufregung hat die Geschichte zwar oben abgesetzt, haha! Das darf ich Ihnen wohl flüstern. Aber eben! Sie wären ja sonst niemals hierhergekommen. Versteht sich ja am Rande! Also dann Heil Hitler! Und entschuldigen Sie nochmals die Störung! – Draussen war er. Weber ging hinter ihm hinaus durch den halbdunklen Saal der Verwundeten; er kam nach geraumer Zeit zurück.

– Den hab' ich begleitet bis zur Haustür! Dann verschwand er im tobenden Schneesturm! So eine Frechheit! Nachts um diese Zeit! Aber was steckt eigentlich dahinter? Wieso schickt man dir solche Burschen auf den Hals? Heraus mit der Sprache? –

Weber schwankte zwischen Empörung über den Eindringling und Neugierde. Ich deutete auf den Lüftungsschacht.

– Mässige deine Stimme –, sagte ich halblaut.

– Das sah ja verdammt brenzlich aus. Mit dir rutscht man von einer Aufregung in die andere! –

– Und mit dir etwa nicht, peitschenschwingender Bestienbändiger? –

Dann reichte ich ihm wortlos, und mit dem Zeichen zu schweigen, ein Zeitungsblatt aus meiner Brieftasche. Es war mein Artikel über die geplante deutsche Invasion in England, der am 18./19. Januar des vergangenen Jahres in den – Basler Nachrichten – erschienen war.

– Du weisst ja, ich habe mich seit Jahren privatissime mit Fragen der Politik befasst –, sagte ich dann, während er sich mit angestrengter Aufmerksamkeit in die Lektüre versenkte. Ich legte mich wieder aufs Bett und rauchte eine Zigarette zur Beruhigung. Weber holte tief Luft und pfefferte los:

– Verdammt und zugenäht! Du verwegener Hund! Jetzt brauche ich nichts mehr zu fragen! Aus der Richtung pfeift der Wind! Deshalb diese Bespitzelung, deshalb das spezielle Misstrauen gegen uns beide. Ob wohl der feine Obmann auch Kenntnis davon hatte? –

– Ich weiss es nicht, ist ja auch egal. Übrigens werden alle von uns, die man für Nazigegner hält, bespitzelt. –

– Ja, aber du bist doch durch dies da – und er schüttelte das Zeitungsblatt vor meiner Nase – besonders interessant für diese Herren. Und da gehst du einfach mir nichts, dir nichts hier hinaus, mitten in die Höhle des Löwen. Und sagst zudem mir kein Wort davon. Du bist ein richtiges Mondkalb. Aber meinst du, dass das da – etwas genützt hat? –

– Das glaube ich nicht. Jedenfalls habe ich dafür keinerlei Anhaltspunkte. Ich weiss nur, dass es am Abend der Veröffentlichung per Code nach London telegraphiert wurde und dass sich die deutsche Spionageabwehr sofort dafür interessierte. Sie hatte den Urheber sicher bald heraus – wie der heutige ‘Besuch’ beweist. Das ist alles. Doch jetzt Schluss damit, verstehst du, keine Silbe mehr darüber bis nach Kriegsende. –

– Du bist einfach wahnsinnig, dich hier einspannen zu lassen – , schloss Weber nervös.

Wo ist Pjotr? Ich will Pjotr sehen! – befahl ich dem deutschen Unteroffizier.

– Er liegt oben, im Gang des Dachstocks, Herr Leutnant. –

Pjotr lag am Treppengeländer, ohne Decke, ohne Stroh, auf dem nackten, kalten Boden, ein schwerkranker Mensch. Er keuchte im fiebrigen Schüttelfrost. Seine Beine waren von Wasser aufgedunsen dick, bis weit über die Knie. Der arme Russe hatte zu schwer gearbeitet und zu wenig gegessen.

– Hungerödeme –, stellte ich fest. – Bringt ihm sofort viel Eiweiss, Zucker und Vitamine. –

Die blutjunge deutsche Schwester rannte eiligst davon. Man hatte dem fleissigen Mädchen verboten, selbst den im Lazarettdienst stehenden und dringend benötigten russischen Gefangenen in irgendeiner Weise zu helfen. Doch schien sie

geradezu erleichtert über meinen Befehl. Sie kam auch schon zurück und brachte ausser den befohlenen Mitteln eine Wolldecke und ein kleines kariertes Kissen mit.

– Vielen Dank, Schwester Ilse. Das freut mich mehr als manches, was ich bisher hier erleben musste –, sagte ich zu ihr.

Als Weber nach einer Stunde nach oben kam, um dem kranken Pjotr etwas Kondensmilch zu bringen, war dieser verschwunden.

– Wo ist Pjotr? – schrie Weber wütend. Ein deutscher Sanitäter deutete wortlos nach unten. Der neue Feldweibel hatte ihn fortzuschleppen lassen und kurzerhand in ein feuchtes Loch des GPU-Gefängnisses geworfen.

– Falls Pjotr nicht spätestens in einer halben Stunde wieder hier ist, bin ich imstande, Ihnen eine Kugel in den Arsch zu pflanzen! Sie Rindvieh! Verstehen Sie endlich, was es geschlagen hat, Sie gottverdammtes Mistvieh! – brüllte Weber den Feldweibel an. – Wir können nicht jeden Tag neue Leute anlernen! – Kein Zweifel, die Tonart wurde zusehends unflätiger und peinlicher, aber immerhin wirksam. Der Feldweibel schlich betreten davon, und eine halbe Stunde später lag Pjotr gut betreut in einem Dienstbett. Ich hatte inzwischen telephonisch dem Adjutanten des Kommandos den Vorfall berichtet. Am gleichen Abend traf Befehl ein, dass Schwester Ilse in ein anderes, sehr düsteres Lazarett strafversetzt sei. Später kam Dr. Wagner zu mir.

– Man hat mich beauftragt, mit Ihnen den Fall des russischen Gefangenen zu besprechen. Dass ich dies als Ihr Kollege auf mich nehmen muss, mag Ihnen zeigen, dass man im Kommando offensichtlich keinerlei militärische Beurteilung wünscht –, begann er.

– Ich meinerseits, Kollege Bucher, stehe auf dem Standpunkt, dass dieser Fall nur menschlich zu beurteilen ist, und vom rein ärztlichen Standpunkt aus. Ich bin genau Ihrer Meinung: Einen Gefangenen, der krank ist, wirft man nicht

einfach ins Gefängnis. Das widerspricht den einfachen Grundregeln der Humanität und der internationalen Konvention des Roten Kreuzes. Gefangene, Verwundete und Kranke sollen ja wie die eigenen Leute behandelt werden, das brauche ich Ihnen, dem Schweizer Arzt, nicht zu sagen. Ich will Ihnen nur sagen, dass es auch meiner Auffassung entspricht. – Er zögerte etwas, dann fuhr er fort: – Ich weiss leider sehr genau, dass gemäss einem Befehl Feldmarschall Keitels die russischen Gefangenen, selbst die verwundeten, nicht gemäss der Haager Konvention behandelt werden dürfen. Und was für Sie als Schweizer eine besondere Ungeheuerlichkeit sein muss: dass es auch Ihnen verboten ist, russische Verwundete in den Lazaretten, in denen Sie tätig sind, pflegen und ärztlich betreuen zu dürfen. Und das, lieber Bucher, tut mir aufrichtig leid! –

– Es freut mich, Kollege Wagner, dass Sie persönlich meine Auffassung des Falles teilen. Doch abgesehen von der humanitären Seite – ich verstehe nicht, dass die deutsche Wehrmacht mit ihren Gefangenen, die sie doch so nötig braucht, derart idiotisch umgeht! Von der Überlegung, dass sich das Blatt auch einmal wieder wenden kann und dass dann eine erbarmungslose, von Hass geladene Widerstandsbewegung den Deutschen zu schaffen machen wird, wollen wir einmal ganz absehen! –

Dr. Wagner sog nachdenklich an seiner Pfeife. Nach einer Pause sagte er:

– Gut, der Fall Pjotr ist damit erledigt. Übrigens – Sie haben ganz recht, Herr Kollege. – Ich spürte, dass der Schlusssatz sich nicht mehr auf den Fall Pjotr bezog. Dr. Wagner war ein aufgeschlossener Philanthrop, einer jener wenigen, die uns begegneten, die für die Zukunft der alten deutschen Kultur trotz aller Hitlerbarbarei immer noch einen Hoffnungsschimmer bildeten.

Nach diesem Gespräch zeigte sich, dass Dr. Wagner uns Schweizern Vertrauen schenkte. Pfarrer Maas, Weber und ich

weilten oft bei ihm, zusammen mit dem deutschen Hauptmann Lund. Wir hatten freundschaftliche Diskussionen über politische Fragen, die sich aus den Erlebnissen geradezu aufdrängten. Unverblümt liess ich meine Bemerkung wegen der Erschiessungen von Juden fallen, wie wir sie verschiedentlich beobachtet hatten. Da sagte Wagner bitter und zornig:

– Sie machen noch Schlimmeres als Erschiessungen. Der Führer und sein Busenfreund Himmler sind Meister, Höllenmeister der Organisation, es sind noch viel teuflischere Dinge im Gang. –

– Wieso? Was meinen Sie damit? – fragte ich.

– Haben Sie in der Schweiz noch nichts von Auschwitz gehört? Sie wissen doch, Bucher, was sich im Getto von Minsk ereignet? Nicht nur in rollenden Gaswagen, nein, Kollege Bucher, in riesigen, extra für diesen Zweck erbauten Vergasungskammern werden jetzt, zu dieser Stunde, und wer weiss auf wie lange hinaus noch Tausende und aber Tausende von Juden vergast, vor allem Juden, aber auch andere Insassen von Konzentrationslagern, Kommunisten und andere politische Gegner. –

– Ist das möglich? – fragte ich entsetzt.

– Jawohl, so was ist möglich, ist möglich geworden in unserem deutschen Vaterland. – Wagner war bleich geworden und schmetterte laut fluchend seine Pfeife zu Boden. – So was gibt es jetzt bei uns! Pfui Teufel, diese Bestien! – Er hatte sichtlich Mühe, seine Worte nicht überlaut hinauszuschreien. Ich vermochte einige Sekunden lang kein Wort herauszubringen. Wagner fuhr erregt fort:

– Tag und Nacht frage ich mich, wie so etwas überhaupt denkbar, überhaupt möglich sein kann, wenn man nur ein einziges Atom von Menschlichkeit in sich hat. Dieser 'Führer' ist ja unbestreitbar intelligent, wenn auch durch und durch verschlagen und berechnend und völlig primitiv. Wenn man ihn unmittelbar anhört, spürt man etwas von dem Suggestiven, das die Massen mitreisst, aber wer dagegen durch seine Ver-

nunft gefeit ist, merkt sofort, dass alles nur Plattitüden sind, abgeleierte Phrasen eines Biertischproleten! Hitler kennt keine Fremdsprachen, weiss nichts von Geschichtsschreibung im eigentlichen Sinn des Wortes. Er kennt keine fremden Länder und hat keine Ahnung von Kultur. Er bildet sich nur ein, etwas von Kunst zu verstehen. So liebt er die Musik Richard Wagners, weil ihm das Laute daran irgendwie imponiert, der bombastische Paukenstil. Doch von der eigentlichen Musikalität Wagners hat er keine Ahnung. Und so ist es auch mit der bildenden Kunst. Das 'Haus der deutschen Kunst' in München, es ist zum Heulen! Aber eben, das wäre ja alles noch nicht das Schlimmste. Das ist das Schlimmste, was ich Ihnen vorhin sagte, das ist zum Verzweifeln. Dieser wahnsinnige Teufel reitet die Welt, nicht nur Deutschland, ins tiefste Verbrechen. –

– Das ist ja furchtbar! Nein, das ist, soviel ich weiss, in der Schweiz nicht bekannt. Menschen systematisch in extra erbauten Kammern vergasen. Das – das ist ja überhaupt nicht mehr zu fassen! – brachte ich endlich heraus. – Da kann man ja den Cäsarenwahnsinn eines Nero noch besser verstehen – der hatte wenigstens seine sadistische Triebbefriedigung, wenn er in der Arena die Löwen die Christen zerfleischen oder diese wie Fackeln brennen sah, aber das – das ist ja entsetzlicher als der allerschlimmste Sadismus! –

– Ja, Sie haben völlig recht –, erwiderte Wagner.

Ich liess meinen Gedanken freien Lauf: – Es brennt einem geradezu die Frage auf den Lippen: Vollzieht sich da vielleicht eine Mutation des Homo sapiens in zwei grosse, psychisch genau zu unterscheidende Spielarten, die eine, die – wie etwa Goethe – zur Höchstform menschlicher Weisheit vordringt durch restlose Synthese zwischen Verstand und Vernunft und damit die menschliche Kultur auf Jahrhunderte inspiriert, und die andere Spielart, die nach einem zentrifugalen Prinzip bei alleiniger Dominanz des Verstandes jegliche Vernunft einbüsst und damit, gerade weil sie nur noch über

die blosse technische Intelligenz verfügt, unter die Stufe des Tieres herabsinkt? Ich denke, dass bei dieser zentrifugalen Spielart zum Beispiel die technische oder die politische Intelligenz sich der normalerweise über ihr stehenden Vernunft, der kritischen Vernunft, entzogen hat und, weil sie vernunftlos und deshalb gewissenlos bar jeder Menschlichkeit ist, diese Art von Mensch sich durch das politische Mittel Krieg selbst vernichten muss. Ich möchte mich mit einem konkreten Beispiel verdeutlichen. Die Erfindung des Dynamits durch Alfred Nobel war eine Leistung seiner aussergewöhnlichen technisch-chemischen Intelligenz. Wie und für welche Zwecke das Dynamit, ob aufbauend (Felssprengungen, Tunnelbauten) oder zerstörend (Bomben auf Menschen und Tiere), zur Anwendung kommt, entscheidet nicht mehr der Intellekt, sondern einzig und allein die über dem erfindersichen Verstand stehende Vernunft. Bricht der Verstand aus der Führung durch die Vernunft aus, dann tobt in und um uns die von der Vernunft nicht mehr kontrollierte Anarchie des Intellekts. Sie führt geradewegs in die Selbstvernichtung, so zum Beispiel in die Vernichtungslager der Juden und Antinazis. Nach meiner Ansicht sind ausser Himmler und Hitler auch Mussolini und Stalin zur Spezies der Vernunftlosen zu rechnen. Diese Menschtiere verstehen sich auf nichts anderes mehr als auf die perverse und modernste kriegstechnische Untermauerung ihrer völlig vernunftlosen und daher ganz und gar un-, nein untermenschlichen Machtpolitik. Man braucht ja nur die dämonisch-primitiven Physiognomien anzuschauen! –

– Wie hätte man eine solche verkehrte Entwicklung verhindern sollen? – warf der ruhige Lund ein. – So was wäre bei Ihnen in der Schweiz wohl einfach nicht möglich, nicht wahr? –

– Glauben Sie ja nicht, Kollege Lund, wir hätten in der Schweiz nicht potentiell ähnliche Probleme. Einstweilen hält zwar bei uns das demokratische Prinzip noch dem Ansturm

vernunftloser Massenreaktionen stand, und es gelangen noch relativ die Besten an die Spitze der Staatsführung, also gewissermassen, mit aller menschlichen Einschränkung, die Elite. Aber wie lange noch? Das wird wohl entscheidend vom Verlauf des Kriegsgeschehens abhängen. Wenn Hitler siegt, ist's auch um uns geschehen. Es gibt genug unzufriedene Elemente einer ebenso vernunftlosen Mittelmässigkeit, die dann Morgenluft wittern und hochkommen –, antwortete Kollege Brunner.

– Aber so weit sind wir Gott sei Dank noch nicht –, fuhr ich fort. – Vorläufig gebe ich die Hoffnung und den Glauben nicht auf, dass das, was wir Schweizer in jahrhundertelanger, mühseliger staatspolitischer Selbsterziehung geschaffen haben, unsere spezifische Art von Demokratie, die wohl ein echter Beitrag an die Menschheitskultur darstellt, doch auch einem brutalen Angriff von aussen, also von Seiten des Dritten Reiches oder seinem Achsenverbündeten, standhalten kann. Trotz aller Subversion. Vergessen wir es nicht: Die unerhörte moralische Kraft der humanistischen Demokratie strömt aus tiefsten geistigen Quellen. Denn die parlamentarische, christlich-humanistische Demokratie schweizerischer Prägung ist nicht einfach als zufällige, beliebige geisteswissenschaftliche Konstruktion oder Gesellschaftsideologie aufzufassen, nein, sie ist überhaupt nur verstehbar aus der Voraussetzung, dass sie kontinuierlich durch eine geistige Elite besonderer Art geführt wird, nämlich durch eine humanistisch-politische Elite, deren Erziehungs- und Verhaltensmerkmal die bewusst geförderte Integration des politischen Verstands in die dominierende Vernunft mit dem Ziel optimaler Führungsweisheit ist. Jedenfalls werden wir mit Leib und Seele für sie einstehen, was auch kommen mag. Das sollte man bei der deutschen Heeresleitung, auch wenn sie der Vernunft kaum zugänglich ist, doch immerhin zur Kenntnis nehmen. Und wir haben, im Gegensatz zu dem neutralen Holland, die strategischen Vorteile einer Bergfestung. So

leicht ist das 'Stachelschwein' doch nicht einzunehmen, wie es die Landser singen. Hoffentlich ist man sich an den höchsten Stellen darüber im Klaren. Doch vorläufig haben sie ja noch genug hier in Russland zu meistern! –

Ich sagte dies ziemlich erregt, weil mir immer noch die grauenhafte Mitteilung über die Vergasungen im Sinn lag und mich die Vorstellung, was uns in der Schweiz bevorstehen könnte, aufs Neue entsetzte. Wir müssen es laut sagen, so laut und sooft wir können, nahm ich mir wieder und wieder vor. Es war spät geworden, als wir uns trennten.

Als ich in den Schlafraum kam, war Weber noch wach.

– Ich warte die ganze Zeit auf dich, wir werden heute Nacht geweckt, du weisst, weshalb. –

Um fünf Uhr dreissig in der Frühe klopfte der rothaarige Kabisch, Webers Vertrauensmann, an unsere Tür. Weber sprang auf. Der Rothaarige flüsterte:

– Es ist so weit, in einer halben Stunde. Kommen Sie? – Er sprach diese Worte fast etwas ängstlich; es schien ihm bei der Sache nicht ganz wohl zu sein. Wahrscheinlich war er sich nicht im Klaren, ob es strafbar war, was er da machte, indem er den Schweizer Arzt zu einem geheimen schaurigen Schauspiel führte.

– Toni, du wirst am besten hier bleiben? – Ich wollte es ihm ersparen. Nach einigem Murren zog er es doch vor, wieder in den Schlafsack zu kriechen, da ich es als Befehl wiederholt hatte. Nach einer halben Stunde stapfte ich mit dem Rothaarigen in die Nacht hinaus. Dicke Ohrenwärmer und ein finnischer Pelzmantel schirmten mich nur ungenügend gegen den beissenden Wind. Glasiges Eis splitterte unter unseren Schritten. Dunkle Gegenstände waren kaum vor der grau-weißen Schneedecke zu unterscheiden. In einiger Entfernung

konnte ich eine etwa vierzig Meter lange, zwei Meter breite und vielleicht eineinhalb Meter tiefe, frisch ausgehobene Erdgrube wahrnehmen. Kabisch hielt an und bedeutete mir, an einem versteckten Sichtposten hinter einem Mauervorsprung Deckung zu nehmen. Geräusche wie von vielen Füßen näherten sich, und aus der zitternden Finsternis schälte sich eine lange, graue Menschenschlange.

– Das müssen sie sein! – flüsterte ich.

Von Kabisch hatten wir erfahren, dass heute Morgen zweiundsechzig Geiseln erschossen werden sollten, und weil ich immer wieder erklärt hatte, dies einfach nicht glauben zu können, sah sich Kabisch zu der Äusserung herausgefordert:

– Dann müssen Sie sich es halt selbst ansehen. –

Und als er wieder zurückkriechen wollte, hatten ihn unsere Schweizer Zigaretten zu dem gewagten Unternehmen bewogen, mich an den Schauplatz selbst zu führen.

Der Zug der Geiseln schob sich langsam näher. Der Wind hatte nachgelassen. Lautlos kamen alte Männer und Frauen, dann Kinder, weinend, zitternd. Da eine Mutter mit ihrem Säugling im Arm, in Tücher gehüllt. Schützend eingehüllt! Wozu noch? Hatte sie für sich und ihr Kind noch einen Schimmer von Hoffnung?

Vor Tagen hatten russische Partisanen – so war uns von Kabisch erzählt worden – einen Landser in einer Kolchosenhütte erschlagen. Er war der mörderischen Kälte in den warmen Unterschlupf entflohen und hatte allzu durstig an der Wodkaflasche gehangen. Zur Strafe hob die SS in jenem Quartier wahllos Geiseln aus und trieb sie zusammen. Jetzt wurden sie zur Exekution geführt. Ich war schwankend: Sollte ich gehen? Sollte ich bleiben? Plötzlich fühlte ich in mir den kategorischen Befehl, mir selber den schrecklichen Anblick zu ersparen. Dennoch zwang ich mich zu bleiben. Einmal, ein einziges Mal nur hoffentlich, wollte ich Augenzeuge des neudeutschen Massenmordens sein, um mit aller Überzeugungskraft der nackten Wahrheit daheim darüber

zu berichten und zu warnen. Klopfenden Herzens harrete ich der kommenden schrecklichen Augenblicke.

Kabisch neben mir war unruhig, das spürte ich. Aber der Zug war inzwischen zu nahe herangekommen, als dass es ihm noch möglich war, unbemerkt den Platz zu verlassen. Ein SS-Mann befahl den unschuldigen Opfern, in einer Reihe vor der Grube niederzuknien. Jammern und schluchzend liess sich eines neben dem andern am Rand ihres Grabes nieder. Da senkte einer sein Haupt in die betenden Hände, dort warf ein anderer den Kopf ins Genick und flehte gegen den Himmel. Einige schrien, einige schienen wie erstarrt. Jetzt begab sich ein SS-Mann an das obere Ende der Menschenreihe, ein anderer an das untere.

Ich presste den Atem zurück. Der eine SS-Mann setzte sein Gewehr direkt ans Genick des ersten Opfers. Der kurze, stumpfe Schuss spie das Gesicht des Vornüberfallenden in dunklen Fetzen voraus. Der Erschossene fiel kollernd in die Grube. Da – ein Schuss am andern Ende der Reihe –, dann wieder hier und wieder dort, fort und fort. Die erschossene Mutter stürzte mit ihrem schreienden Säugling in die Tiefe.

Plötzlich fühlte ich es wie eine grosse, schwarze Hand auf mich niederfallen. Der innere Zusammenbruch liess schwindelnd meine Sinne erstarren. Mein Herz schlug blutlos gegen die Kehle. Dunkel spürte ich noch, wie mich der Rothaarige unter dem Arm packte. Im heraufdämmernden Morgengrauen – die Grube musste wohl schon zugeschüttet worden sein – schleppte er mich mühsam zurück ins Lazarett.

Als ich auf meiner Pritsche erwachte, sass Sœur Manon schweigend da.

– Wie geht's? Pjotr hat mich alarmiert. Als ich die Treppe herunterkam, sagte er mir schüchtern: 'Doktor krank – allein!' So kam ich hierher. Was ist los mit Ihnen? –

– Es ist mein fürchterlichstes Erlebnis – ich werde es Ihnen erst später einmal erzählen, Sœur Manon –, ein weiteres ertrüge ich nicht, niemals mehr. Es würde mich zerstören.

Warum, warum? Wenn solches über unsere Mütter käme, um Himmels willen! –

Dann lag ich wieder still, und Sœur Manon forschte nicht, was vorgefallen war. Später trat Pfarrer Maas ein, der mich beim Mittagessen in der Messe vermisst hatte. Mit ein paar Sätzen erklärte ich, was ich heute Morgen erlebt hatte. Er war tief bestürzt. – Sie hätten sich das nicht antun sollen, Doktor. Es war zu viel für Sie, selbst für Sie, den Pathologen. Es ist zu viel für uns alle. –

– Aber wie kann man dieses Inferno aufhalten? – fragte ich verzweifelt.

– Ich sehe den Weg nur über die synodische Gemeinschaftsarbeit aller Kirchen für die Idee des Christentums, also im Sinne eines aktiven Pazifismus –, erwiderte der Pfarrer.

– Möchte es doch gelingen, Herr Pfarrer! –

– Wo aber sollen wir beginnen? – meinte Maas.

– Ich fürchte sehr, dass das christliche Ethos unseres jetzt zu Ende gehenden Äons wohl kaum überleben würde, wenn die Welt nach dem Rezept eines Adolf Hitler tausend Jahre lang regiert werden sollte. –

– Bedenken Sie bitte, dass das Ur-Christentum sich in einem ähnlichen Inferno auszubreiten begann, unter dem Machtwahn der Cäsaren, und es hat den 'Fürsten dieser Welt' auch in der damaligen Gestalt überdauert. Ich glaube an die Gnade und an die erlösende Macht Gottes. Bleiben wir also dem Göttlichen treu. Harren wir aus, Doktor, wo sonst soll unsere moralische Kraft neu erstehen, wenn nicht auf dieser geschändeten, fremden Erde? Es gibt keine rationale Antwort auf solche Vorgänge, wie Sie sie heute Morgen sahen. Wie können einfache Menschen, an sich unbescholtene und tapfere Soldaten, dazu kommen, hilflose Menschen auf Befehl mitleidlos hinzuschlachten? Wie kann man sich das, lieber Doktor, vernünftig erklären? Doch vermögen Sie ja auch die Passion Christi nicht vernünftig zu erklären! –

– Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen jetzt mein Herz in diesem

Punkt auszuschütten wage, so bitte ich Sie um Nachsicht und ersuche Sie, mich ja nicht miss zu verstehen. Ich möchte mir erlauben, Ihnen eine mich schwer belastende Frage vorzulegen, eine Frage, die nach meiner Meinung mit der moralischen Unversehrtheit der Kinderpsyche in direktem Zusammenhang steht. Als Kind liebte ich meine Mutter über alles. Für mich war sie eine Art heilige Maria. Als ich mit sechs Jahren zum erstenmal eine katholische Kirche betrat, erlebte ich meinen ersten furchtbaren Schock. Es war beim Anblick eines nackten, ans Kreuz geschlagenen, blutenden und mit Dornen gekrönten Mannes, den man Gottes Sohn nannte. Unter dem Kreuze weinte Maria. Ich weiss noch, wie ich damals als Knabe in der Kirche aufschrie, weil mich die Schändung des Heilands schon damals zur Verzweiflung brachte. Und so gestatten Sie mir die bittere Frage: Wann beginnen die Kirchen wieder da, wo das Bistum Roms im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt leider aufgehört hat, beim einfachen Kreuz des Glaubens? Ich weiss, Sie würden mich vollends begreifen, wenn Sie, um ein drastisches Beispiel anzuführen, jemals das bluttriefende Christusbild in der wundervollen romanischen Kirche San Zeno Maggiore in Verona gesehen hätten, ein scheussliches Gemälde, das im 14. Jahrhundert von einem Maler, dessen Namen ich mir nicht merken wollte, geschaffen wurde. –

– Ich kann Sie durchaus verstehen, Doktor, und ich verstehe auch, dass in Ihnen dieses Erlebnis gerade heute wieder aufgewühlt wurde. –

Seit diesem Tag bildete sich ein stiller Kreis derjenigen Deutschen um uns, die selber auch unter dem Wissen um die verbrecherischen Zustände litten. Pfarrer Maas kam von nun an öfters zu mir. Einmal sagte er:

– Das Teuflische an Adolf Hitlers philosophischer Taktik liegt darin, dass er sich dauernd auf die sogenannte 'Vorsehung' beruft. Damit verleiht er sich – auch wenn das nicht mit Worten ausgesprochen wird – eine mystifizierte Unfehl-

barkeit, als ob er einem Gottesgnadentum unterstünde. Er schauspielert Unterwürfigkeit unter eine Allmacht vor, glaubt aber keinen Deut an Gott, sondern hält sich selbst eher für einen solchen – wie Nero einst – oder mindestens für den Übermenschen, den er aus Nietzsche ableitet. –

Ich nahm den Gedanken auf:

– Ja, ich glaube, an diesem Punkt beginnt einmal die moralische und politische Befreiung des deutschen Einzelmenschen, die Befreiung aus der Identifikation mit ihrem von der Vorsehung geschickten Führer, der ihnen gewissermassen die persönliche Verantwortung abgenommen hat! Die mitmenschliche Verantwortung, sogar bis zum Widerstand gegen das System – das gilt übrigens auch für das kommunistische, für jedes kollektivierende, ja für jegliches vernunftswidrige politische System – wird der Deutsche wieder neu zu lernen haben. Die führende Elite der parlamentarisch-christlich-humanitären Demokratie hat deshalb die heilige Pflicht, eben diese Demokratie rechtzeitig, mutig und weise vor allen Entwicklungen und Voraussetzungen zu schützen, die in die totalitäre Richtung weisen. Die Deutschen müssen wahrscheinlich einmal noch bitter lernen, dass der Verrat gegen das eigene, menschliche Gewissen schlimmer ist als der sogenannte Treuebruch gegenüber einem Menschen, der sich als auserwählter Führer fühlt und die Verführten auf seine Person vereidigen lässt. Sobald einer merkt, dass dieser Führer gegen die Grundsätze christlicher Ethik verstösst, hat eigentlich der Fahneid seine bindende Kraft eingebüsst. Unser schweizerischer Fahneid ist ausdrücklich an die Landesverteidigung aus Notwehr gebunden und kann nie zur aggressiven Machtpolitik missbraucht werden. –

Lund, der eingetreten war und schweigend zugehört hatte, warf nun ein:

– Wie stellen Sie sich dann zu den Fahneidverweigerern aus Gewissensgründen, die es doch in der Schweiz auch gibt? Die christliche Demokratie müsste doch darin Nachsicht

walten lassen, im Gegensatz zur Diktatur, wo die Verweigerung des Fahneidees immerhin praktisch einem Selbstmord nahekommt. –

– Ja, das ist ein vielschichtiges Problem. Ich persönlich bin unter der Voraussetzung unserer Neutralität, also unter der Voraussetzung, dass unsere Milizarmee, wie gesagt, nie zu Machtzwecken missbraucht werden kann, sondern immer nur zur Verteidigung der angegriffenen Heimat und des Friedens, ein unbedingter Gegner der Militärdienstverweigerung aus Gewissensgründen. Militärische Kriegshandlungen werden bei uns immer ein Akt der Notwehr, der Selbstverteidigung und der Verteidigung des Friedens, nie des Angriffs sein. –

Trotz solchen moralisch stärkenden Gesprächen mit den Freunden wollte es bei mir seit jenem grauenvollen Morgen nicht mehr recht gehen. Wenn irgendwo Musik erklang, zog ich mich zurück. Wenn man von Kindern sprach, gingen mir die Augen über. Ich riss mich zusammen, so gut es ging. Ein Glück, dass der zähe Weber mir eine Härte, eine schweigende, wenn auch verbissene Pflichterfüllung vorlebte. Ein Glück vor allem auch, dass allmählich die Aussicht auf Heimkehr näherrückte. Wir beide waren, wie alle andern Schweizer, durch die strapaziöse Beanspruchung, durch eigenes wiederholtes Blutspenden, durch den andauernden Schlafmangel und die immer schlechter gewordene Ernährung schwer abgemagert und dadurch in der seelischen Resistenz gegen die furchtbaren Eindrücke, auch im Lazarett selbst, herabgemindert. Oft liess man die Mahlzeiten liegen. Der Hunger schien einzuschlafen. Der brave Weber fühlte sich auf Gedeih und Verderb mit mir verbunden und hielt nicht nur selber mit grosser Mühe durch, sondern brachte es noch fertig, mir zu helfen.

– Pass auf, Chef! Ich hab’ keine schlechte Idee! –

– Toni, du, eine Idee? Wie kommst du auf so etwas, wo wir beide doch vor Ekel lieber kotzen würden? –

– Hör doch auf mit dem Blödsinn! – Weber war – mit Recht – gekränkt.

– Gut, Toni, ich hab’ auch eine Idee! Ich möchte nach Florenz fahren – entfliehen! –

– Warum gerade nach Florenz? –

– Kennst du das versöhnende Bild der Madonna Cardellino von Raffael? Ich verehere jenes Gemälde seit vielen Jahren. Ich spüre, dass ich gesund werden würde, könnte ich jenes Bild anschauen. –

– Auch mir, Chef, ist vieles verlorengegangen hier draussen, glaub mir. Ich spüre es nur, ohne sagen zu können, was es ist. Ob wir das Verlorene jemals wiederfinden? –

– Es ist, als läge ein Fluch auf uns. Doch wahrscheinlich ist das unser Teil am unermesslich grossen Leid. –

– Nun, pass jetzt endlich auf. Du kannst jetzt leider nicht nach Florenz; meine Idee ist etwas bescheidener! Ich will versuchen, ob ich vielleicht für den Augenblick einen glücklichen Ersatz dafür finde. Pfarrer Maas besitzt einen Reise Grammophon. Ich glaube, ich habe neulich bei ihm jenes Klavierstück von Beethoven gehört, das du so gern magst. –

Ich schwieg gerührt, und schon war Weber auf und davon. Nachher lauschten wir der herrlichen Musik. Weber lag entspannt auf seinem Bett, den Blick auf die grau gelbe Zimmerdecke gerichtet, und versuchte beim Qualm einer Zigarette seine Sinne wieder einzurenken. Ich schlief nach kurzer Zeit ein. Mein rechtes Bein hing über den Bettrand, ich war zu müde gewesen, die Stiefel aus-zuziehen. Es war etwa sieben Uhr abends. Plötzlich wurden wir aufgeschreckt. Ein Melder stand unter der Tür:

– Dringend nach Feldlazarett 581 mit Blutkonserven! –

– Ich kann nicht mehr –, sagte ich im Erwachen. – Ich bin fertig, völlig fertig! –

– Komm, hoppla, komm! Du gibst an! Spiel nur gerade jetzt nicht Lama! Komm sofort! Auf! Schnell! – Weber riss mich hoch. Wortlos liess ich es geschehen. Der gute Weber! Ich spürte, dass ein anerkennendes Wort fällig war.

– Du bist ein verdammt zäher Waggis! – (Waggis ist ein alter Basler Fastnachtstyp, der den lebensfrohen, urchigen und witzboldigen Elsässer Bauern persifliert.)

Stolz antwortete er:

– Hast du vielleicht etwas anderes von mir erwartet? –

Unser Wagen kam im tiefen Neuschnee fast nicht durch. Das Feldlazarett 581 war im früheren Stadtspital von Smolensk eingerichtet worden. Es lag an einer Hauptstrasse, einer mächtigen Lehm- und Kiesgrube vorgelagert, ein alter Riegelbau mit zwar grossen, aber sehr niedrigen Krankensälen. Ein deutscher Sanitäter wies uns eiligst den Weg. Sechzig Verwundetenbetten standen dicht gepfercht.

– Hier bitte! Landser Matter, 41 Jahre, Hämoglobin noch 32 Prozent, Temperatur um 17 Uhr 39,5 Grad, Lungenschuss rechts basal, postpneumonisches Empyem. Heute Bülow-drainage angelegt: 1,8 Liter Eiter. Blutgruppe A, zweimal bestimmt –, rapportierte die Krankenschwester. – Gut, sehr gut –, sagte ich anerkennend. – Vorsicht, Toni, langsam, wir haben Zeit.

–

Die Bluttransfusion verlief nach Wunsch. Unerwartet fiel plötzlich die elektrische Beleuchtung aus. Der Saal lag in tiefem Dunkel. Ich kniete neben dem Krankenbett und führte die Infusionsnadel.

– Bloss keine Aufregung –, raunte ich zu Weber. Er setzte sofort unsere beiden Taschenlampen in Funktion. Die Blutspende lief ohne Störung weiter.

– Halt, aufgepasst! – Was war das eben? Und wieder? Was ist das? – fragte Weber. Dumpfes Motorengeräusch drang in breiten Wellen aus weiter Ferne heran.

– Flieger? –

– Flieger! –

– Was für welche? –

– Schon gut! Die unsrigen! – redete da und dort einer. Die meisten Verwundeten kümmerten sich nicht darum. Die Schwester verriet sichtlich Beklemmung und Unruhe.

– Warum? Weshalb denn? –

– Bombeneinschläge! – schrie sie plötzlich. – Die Roten, die Bolschewisten! –

– Keine Angst, Schwesterlein – Anfänger! – ulkte ein Landser aus Berlin.

Wumm –. Diese Detonation war schon näher. Wumm –, wumm –.

– Genau in schnurgerader Richtung auf uns zu. Rasch, Toni, komm tief herbei, schnell die Köpfe flach in die Bettwäsche! – Wir duckten uns steif hin, ohne dass ich die Einlaufnadel veränderte. Weber kontrollierte den Blutbeutel und den Verwundeten, so gut er es noch vermochte.

– Ausgezeichnet! – flüsterte er. Schon konnte ich die Bombeneinschläge zählen.

– Eins – zwei – drei – ei, ei, die bringen uns den letzten Segen, vier – verflucht und zugenäht! –

Es krachte blitzend auf, draussen im Ruinenfeld vor den Lazarettfenstern. Noch fünfhundert Meter Entfernung!

– Halt dich fest, Toni! Fünf – sechs – Achtung, Toni! –

Wumm –. Als würde das Lazarett in die Luft gehoben, bebten die Wände, der Boden, die Bretter wuchtig hin und her. Dann ein höllisch-fürchterliches Getöse. Die Fensterscheiben zersprangen und stoben in hunderttausend Splintern von einer Druckwelle getragen in den Krankensaal. Mauerstücke, Steine und Dreck schossen flach über die Fensterbrüstungen, quer über die Betten bis in die hintersten Ecken.

Wumm –. Eine tosende Explosion von der Hinterseite des Lazaretts her riss einen Teil des Ziegeldaches weg. Einige Augenblicke schien es, als wollten die Wände einstürzen. Dann Totenstille. Kein Laut.

Ich ertappte mich, wie ich in meiner linken Hand den

kleinen Talisman, einen kaum fingergrossen Porzellanelefanten, fest umklammert hielt. Mein kleiner Sohn hatte ihn mir kurz vor der Abreise verstohlen zwischen die Finger gedrückt. Noch lief die Bluttransfusion, als ob nichts geschehen wäre. Dann brach auf einmal ein frivoles, schallendes Soldatengelächter los.

– Herrgott! – Kein Mensch verletzt! Nicht einmal ein Krätzerchen! – rief die Oberschwester hysterisch. Sie warf ihre Arme hoch, klatschte in die Hände.

– Der russische Bomber hinter dem Lazarett in die Grube abgestürzt – abgeschossen! Hurra! Heil Hitler! – schrie ein Unteroffizier unter der Türe wie besessen. Die Lichter gingen wieder an. Ein jeder, dessen Kräfte es erlaubten, blickte zum Nachbarn, nach rechts, nach links. – Heil, alles gut abgelaufen, alles vorbei –, Heil Hitler! –

– Wie haben wir das gemacht, he, du verzweifertes Rindvieh? – spottete Weber vor Aufregung. – Und du willst keine Nerven haben, ausgerechnet du, du willst aufgeben, he, Chef? – Weber schüttelte den Kopf. – Gehauen oder gestochen, eine Flasche Sekt wird nachher organisiert! Versprich es mir, dass du jetzt nicht mehr schlapp machst? –

An einem der folgenden Abende suchte mich Pfarrer Maas in meinem Zimmer auf.

– Störe ich, Doktor? Ich wollte fragen, wie es Ihnen geht. –
– Willkommen, Herr Pfarrer, Sie stören gewiss nicht; im Gegenteil, was könnte mir lieber sein! Mir geht es wieder ganz gut, ein heil überstandener Fliegerangriff hat mich wieder zu mir selbst gebracht. –

– Ich habe Ihnen von einigen Patienten ein kleines Andenken zu überreichen; ich hoffe, dass Sie es so aufnehmen, wie es gemeint ist: von Herzen. –

Er reichte mir eine Karte mit einem Kunstdruck, ein

christliches Motiv. Darunter stand in Druckbuchstaben, unbeholfen gekritzelt:

– Herr, vergilt in Güte allen,
die uns um Deines Namens willen
Gutes tun, und schenke ihnen
das ewige Leben.

Herrn Leutnant Bucher zum Abschied von Smolensk, von vielen dankbaren Patienten. –

Ich war gerührt. – Ja, das nehme ich wirklich von Herzen an. Sagen Sie allen, die daran beteiligt sind, dass ich mich sehr darüber freue. Ja, das Kreuz als Sinnbild des christlichen Ethos – es wird wieder aufgerichtet werden, in Deutschland, in Russland, überall auf der Erde. –

– Das tut wohl, aus Ihrem Munde so hoffnungsvolle Worte zu hören, Leutnant Bucher. Ich bin sogar ein wenig überrascht. –

– Kann man nicht auch als naturwissenschaftlicher und humanistischer Atheist der christlichen Ethik dienen, ohne an einen persönlichen Gott oder an eine allmächtige Gottheit zu glauben? Wissen schliesst Glauben im religiösen Sinne des Wortes aus. Ich für meinen Teil bin wissenschaftlicher Forscher und lehne jeden mystifizierenden Glauben, den Glauben an das Transzendente, Jenseitige, ab. Denn bis auf den heutigen Tag ist kein wirklich echter und gültiger Beweis für die Existenz Gottes erbracht. Kann deshalb die christliche Ethik, die ihren Namen mit Fug und Recht nach ihrem Kündler Jesus Christus trägt, die im Begriff der Nächstenliebe ihr höchstes sittliches Ideal sieht, nicht auch einem Atheisten grundverpflichtend sein? Kann die christliche Ethik nicht auch einfach aus der naturgeschichtlichen Voraussetzung der biologischen Vernunft heraus genau so verstanden, genauso unabdingbar menschlich begriffen werden? Was meinen Sie dazu, Herr Pfarrer? –

– Lieber Bucher, diese Frage zu beantworten fällt mir einigermassen schwer, weil ich Sie persönlich hier in Ihrem

aufopfernden ärztlichen Einsatz erlebt und schätzen gelernt habe. Ich möchte sagen: Man kann christlich handeln, ohne sich dabei ausdrücklich auf Christus zu berufen, aber das Christentum ist etwas anderes als eine ethische Weltanschauung. Christus ist in die Welt gekommen, um die Menschen zu erlösen, nicht um ihnen eine Weltanschauung zu bringen, und es ist ein Geheimnis, dass bis jetzt nur ein Teil der Menschheit die Gestalt ihres Erlösers erkennt. Diese Erkenntnis ist eine Gnade, die niemand aus sich selbst 'machen' oder wollen kann. Was mich dennoch in Erstaunen versetzt, ist dies, dass Sie, obwohl Sie an keinen Gott zu glauben vorgeben, hier das alles aushalten, ohne zu zweifeln. Aus welcher moralischen Kraftquelle, aus welcher Geistessphäre, aus welchem Mythos heraus können Sie hier wirken im christlichen Sinne der Nächstenliebe, als ein aufopfernder Arzt? Woher nehmen Sie die Kraft und Ruhe, das alles hier mit anzusehen, das alles mitzumachen, mitzuleiden und mitzuertragen, ohne innerlich zu zerbrechen, ohne wahnsinnig zu werden? Können Sie mir das wohl erklären? –

– Pfarrer Maas, wenn wir einmal hier von aller Umwelt absehen und unsere Gedanken auf uns beide reduzieren, was ist in diesem Augenblick unmittelbar wahrnehmbar? Was steht zwischen Ihnen als Menschen und mir als Menschen ausser jedem Zweifel fest? Ihr Blick trifft auf meinen Blick und umgekehrt. In Ihren Augen sehe ich, dass Sie leben. Ich lese in Ihren Augen den Ausdruck Ihres Geistes, Ihrer Seele, Ihrer Gefühle. Wenn ein Wort zwischen uns fällt, verstehe ich seinen Sinn. Steht in Ihren Augen Schmerz, dann kann ich es lesen, steht Freude darin, so sehe ich auch dies. Und ich weiss, dass meine Augen ebenfalls diesen Ausdruck zeigen müssen – für mein Gegenüber. Und so ist es auch mit den Menschen, die mir als Arzt anvertraut sind. Wenn ich ihnen helfe in Not und Leid, wenn ich gut und wohlwollend zu ihnen bin, dann erkenne ich, dass es meinen Patienten, oder einfach den Menschen mir gegenüber, glücklich macht. Und

dann spüre ich gleichzeitig in mir ein Glücksempfinden aufkommen. Das ist alles! Denn das ist die einzige, die unmittelbar erfahrbare Gewissheit von Mensch zu Mensch. Alles andere ist schon ungewiss. Was sich hinter diesen Mauern abspielt, wissen wir schon nicht mehr. Ob in diesem Augenblick zu Hause eine Bombe fällt, wissen wir nicht. Nichts, rein nichts wissen wir mit zwingender Sicherheit, als was im Erlebnis Augenblick von Mensch zu Mensch geschieht. Ohne die Existenz eines anderen Menschen, ohne den Spiegel oder eine spiegelnde Wasseroberfläche wüsste der Mensch überhaupt nicht, wie er aussieht. Uns selbst können wir nur spiegelbildlich sehen. So ungewiss ist unser Dasein. Aber die absolute Gewissheit des Augenblicks, dass ich einem Mitmenschen tatsächlich Freude bereite, weil ich sie in seinen Augen lesen kann, ist doch etwas Ungeheuerliches, etwas Wunderbares! Sehen Sie, lieber Maas, dies genügt mir vollkommen. –

– Sie glauben an das Göttliche und wissen es nicht! – sagte Pfarrer Maas.

– Das Göttliche oder die Vorstellung von Gott haben ihren Ursprung nur im Menschen. Der Mensch verlangt nach Höherem, nach höherer Autorität, weil er sein Dasein und sein Schicksal sonst niemals begreifen könnte und daran verzweifeln müsste. Sein Gott rettet ihn vor der Verzweiflung ob all dem Unfassbaren, ganz und gar Unerklärlichen, dem unverdienten Leid, all der unfasslichen Ungerechtigkeit. Gott rettet ihn vor der Angst vor der letzten Verantwortung, vor dem Leben und vor der Furcht vor dem Sterben. Der lebende Mensch vermag sich den Tod nicht vorzustellen. Er kann es im Grunde niemals begreifen, dass er einmal sterben muss, obwohl er um seinen kommenden Tod, ja um seine Existenz vor seiner Zeugung weiss. Vielleicht liegt das daran, dass wir im Grunde als lebendige, geistige Substanz viele hundert Millionen Jahre, wenn nicht Milliarden Jahre alt sind. Seit Ewigkeit will das Leben leben, und es wird in alle Ewigkeit

das Sterben nicht begreifen. Damit müssten ohne Gottesglaube die allermeisten Menschen dem Wahnsinn verfallen. Gewiss, ohne Gottesglaube ist es schwer, ja vielleicht manchmal beängstigend schwer, als Arzt und Forscher vom Sinn des Lebens und der Wissenschaft, eben dieser christlichen Ethik überzeugt zu sein und – trotz all dem Grässlichen, trotz all der schrecklichen Unvernunft und Unmenschlichkeit – überzeugt zu bleiben. –

– Mein lieber Bucher, wieso aber hängen so viele Menschen am Gottesglauben, wenn es keinen Gott geben würde? Nein, ich sehe, das ist kein Argument für Sie. Ich möchte Ihnen etwas anderes zu bedenken geben – gerade Ihnen, da Sie in meinen Augen ein gläubiger Mensch sind, ohne es zu wissen: Wenn doch – wie Sie selbst sagen – der Mensch nach Höherem verlangt, nach dem, was über ihn, über seine Ohnmacht, über seine Preisgegebenheit, was über seine Leiden und seinen Tod hinausgeht, der Mensch also die Sehnsucht nach dem Göttlichen in sich trägt oder – wie Sie meinen – in sich erschafft, warum können Sie dann nicht dieses Göttliche als identisch erkennen mit der 'höheren', wie Sie sagen 'biologischen Vernunft', an die Sie glauben und zu der Sie sich in manchen unserer Abendgespräche bekannt haben? Und da Sie sich doch auch immer wieder zur christlichen Ethik, auch in der Demokratie, bekennen und sie in Ihrem ärztlichen Tun in den Gegebenheiten Ihrer Person zu verwirklichen trachten, sind Sie mehr Christ, als Sie wissen – oder zugeben wollen. –

– Wir zwei verstehen unter dem Begriff 'christlich' wahrscheinlich verschiedene Dinge. Für Sie ist er der Ausdruck für den Glauben an den eingeborenen Sohn Gottes, Jesus Christus, und an die Dreifaltigkeit Gottes; für mich ist das Wort 'christlich' die Bezeichnung jener Ethik, die ganz besonders in der Bergpredigt, das heisst in der Nächstenliebe, im Opfermut und, ich betone es besonders, in der Demut im Dienst am Mitmenschen, als Ausdruck wahrer Menschlichkeit, richtungweisend ist. Dass die Gesetze der Ethik in diesem

Sinn gleich den Gesetzen der Vernunft sind, wurde von Christus in der Bergpredigt verkündigt. Dazu bedurfte es des Genius einer tieferen und höheren Einsicht und Weisheit. Jesus Christus hat den Menschen gezeigt, was heilig ist und was wir unter heilig zu verstehen haben. Heilig ist, wofür wir im Dienst der Menschlichkeit unser Leben zu opfern bereit sind. Heilig ist dem Arzt das Leben des andern, jedes andern Menschen. Heilig ist dem Arzt die wahre Menschlichkeit, die möglichst lange Erhaltung eines gesunden Lebens, eines freien, seelisch, geistig und körperlich gesunden Lebens sowohl des Einzelmenschen, der Individualität, wie der ganzen Menschheit, der menschlichen Gesellschaft. Und darum sind dem Arzt auch heilig die in der biologischen Vernunft begründeten Gesetze der christlichen Ethik als die lebendige geistige Kernsubstanz der Menschlichkeit. Für sie steht der Arzt als Hüter, Helfer, als Beschützer und Verteidiger mit seinem eigenen Leben ein. Dazu braucht es, Pfarrer Maas, nicht unbedingt einen Glauben an Gott, einen Glauben an das Jenseits, einen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Aber es braucht dazu den Mut zum Verzicht, die Kraft zur Hingabe an jeden Augenblick des Lebens, und es braucht den Mut zum Bekenntnis zur christlichen Ethik, einer Ethik jenseits von Gott und dem Jüngsten Gericht. Ist das vielleicht nicht genug? –

Pfarrer Maas hatte schweigend zugehört. Jetzt sagte er: – Welch seltsame Religiosität! Aber ich verstehe Sie, mein Freund! –

– Aus dieser Überzeugtheit von der christlichen Ethik leite ich auch die Hoffnung ab, dass alle totalitären Systeme, nicht nur der Nationalsozialismus, sondern auch der Kommunismus, sich totlaufen werden. Jeder rein materialistisch eingestellte Gesellschaftsstaat ist vernunftwidrig und kann sich nur durch machtpolitische Ausweitung halten, die aber immer wieder die Abwehr auf den Plan ruft. Diese innere Gesetzmässigkeit verleiht den demokratischen, auf den Gesetzen

der christlichen Ethik aufgebauten Staaten unerhörte moralische Überwindungskräfte. –

– Darin kann ich Ihnen völlig zustimmen; nur meine ich, dass dazu noch eine weit grössere Geschlossenheit innerhalb der christlichen Demokratien die Voraussetzung ist. –

– Durchaus. Das wird die Zukunftsaufgabe der Völker nach dem Kriege sein. Und dazu ist es allerhöchste Zeit, dass sich die sogenannten christlichen Kirchen, anstatt sich zu bekämpfen, zusammenfinden. Und dass diese Kirchen dann als weiteren fundamentalen Schritt sich mit dem Judentum und den sogenannten nichtchristlichen Religionsgemeinschaften auf einem gemeinsamen Nenner treffen, das heisst auf dem weltweiten Fundament des christlichen Ethos – ausserhalb jeden Dogmas – in der gemeinsamen Menschlichkeit, in Verbundenheit, Treue und Wahrhaftigkeit und Rücksichtnahme – Rücksichtnahme auch auf die sogenannten Atheisten! –

– So sind Sie also nicht gegen die Existenz der Kirchen und der Religionsgemeinschaften? –

– Um Himmels willen, Pfarrer Maas! Im Gegenteil. Ohne Konfessionen, ohne Kirchen, ohne Religionsgemeinschaften kann die christliche Ethik doch nicht verkündet werden! Wir stehen vor einer gewaltigen Weltentscheidung. –

– Wie meinen Sie das? Für oder wider Gott? –

– Nein und wieder nein! Ich meine, es geht dabei nicht um Gott, um Gottesglauben oder um Nichtglauben. Es geht einzig und allein um das christliche Ethos, das Ethos der Vernunft, um das Ethos reiner Menschlichkeit, um seinen endgültigen Durchbruch, um seine Ausbreitung über die ganze Erde bis tief hinein in alle Völker und Herzen. Verstehen Sie mich doch! Dies ist nur durch die Tat möglich, durch aufopfernde, permanente Hingabe und Aufklärung, durch die Predigt und durch die Schrift und vor allem durch das Vorleben von allen, vom Kaplan über die Pfarrer, Priester, Bischöfe, Kirchenfürsten hin bis zu den Päpsten, über die

Ärzte und Humanisten, genauso wie über jeden Angestellten, Arbeiter und Bauern, die manchmal vom christlichen Ethos mehr verstehen als die Intellektuellen, einfach über alle und zu allen, die guten Willens sind! –

– Wissen Sie eigentlich, Bucher, dass Sie damit gar nichts anderes ausdrücken, als was die christliche Verkündigung selbst meint? Die reine Verkündigung, wenn sie jedes Dogmas und Rituals entkleidet ist. Wir sind uns also in der Grund-auffassung völlig einig, auch in der Auffassung, dass es trotz allem, was einen aus dem Augenschein des Entsetzlichen daran zweifeln lassen könnte, dennoch eine Aufwärts- eine Höherentwicklung gibt. Und Sie sind, genau wie ich, der Meinung, dass diese nur mit christlichem Geist – denn das ist ja wohl dasselbe, was Sie als christliches Ethos bezeichnen – möglich ist. Und dass sich dieser christliche Geist in der Welt ausbreite, ohne an einzelne Riten und Dogmen gebunden zu sein, das ist doch wohl, wenn ich Sie recht verstehe, Ihre Auffassung? –

– Jawohl, genau das meine ich, recht eigentlich also im Sinne der Aristotelischen Entelechie im Geiste des Humanismus. –

– Ich bin sehr erfreut, dass wir im Grunde uns einig sind. Und über die Frage, wie weit Dogmen und Formen des religiösen Lebens notwendig und heilsam sind, wollen wir uns lieber nicht streiten, wo wir uns in der Sache selbst so gut verstehen. Ich respektiere Ihren liberalen freien Geist und setze voraus – er lächelte und reichte mir dabei die Hand –, – dass Sie meine Gebundenheit, also meinen Glauben an das, was hinter Ihrem christlichen Ethos erst auf leuchtet und dieses mit lebendiger Substanz durchwirkt, ebenfalls respektieren. Nicht wahr, lieber Freund? Sonst wäre ja Ihre Auffassung auch in Gefahr, zum Dogma zu werden. –

Wir verabschiedeten uns mit einem festen Händedruck.

Unsere Abreise stand nahe bevor, als sich Professor Böhmig bei mir melden liess.

– Man hat mich beauftragt, Sie anzufragen, ob Sie bereit wären, uns vorläufig für weitere sechs Monate Ihren Spezialdienst zu leihen, das heisst die Organisation des Bluttransfusionsdienstes der Wehrmacht hier draussen an der gesamten russischen Front, also nicht nur Front Mitte wie bisher, an die Hand zu nehmen, samt der Ausbildung aller Sanitätsoffiziere. Selbstredend können Sie Wachtmeister Weber mit hierbehalten. Die deutsche Wehrmacht bietet Ihnen für diese Zeit eine Entschädigung von zwölftausend Mark. –

– Lieber Herr Kollege Böhmig, so sehr ich Ihren Wunsch verstehe, so ganz unmöglich ist es für mich, ihn zu erfüllen. Ich muss in die Heimat zurück, unbedingt und unaufschiebbar, um dort die bereits in Gang gekommene Organisation des Bluttransfusionsdienstes der schweizerischen Armee voranzutreiben. Ich bin Schweizer Offizier, wie Sie wissen. Nein, es geht nicht, unter gar keinen Umständen. –

Weber und ich unterhielten uns nachher über dieses plötzliche und nach dem nächtlichen Besuch von neulich doch immerhin recht überraschende Angebot. Was hatte das zu bedeuten? Hatte man meine Akten revidiert auf Grund meiner notgeborenen List, mich dem Schergen als Freund des Dritten Reiches hinzustellen? Unwahrscheinlich! Denn meine Darstellung war so absurd, dass sie höchstens einen untergeordneten Agenten verblüffen, aber keine Dienststelle der Spionageabwehr überzeugen konnte. Nein, wir vermuteten vielmehr, dass das – ehrenvolle – Angebot nicht auf einen Stimmungswechsel im Nazilager, sondern auf mangelnde Koordination zurückzuführen war.

Im Lazarett 612 feierten sie Abschied. Im grossen Hörsaal war alles zusammengekommen, was Rang und Namen hatte, ein prächtiges Durcheinander von Anpassern, Kollaborationisten und arglistig belauerten Eidgenossen, inmitten unerkannter deutscher Antinationalsozialisten und sturer Hitlerianer. Die deutschen Festtaktiker geizten nicht mit französischen Weinen erster Qualität. Der Chefarzt des Lazarets, Dr. Teisinger, ein älterer, graumeilierter Bonze, stotterte angetrunken etwas vom lächerlichen Lili-putstaat und klopfte seinen Schweizer Kollegen auf die Schultern:

– Na, meine Herren aus der Schweiz! Ihr alle werdet bei uns noch einmal von vorn anfangen müssen, und zwar als Feldweibel. –

Dr. Lund erhob sich zornrot und schickte sich an, den Saal zu verlassen. Unter der Tür rief er mir zu:

– Lieber Bucher, verzeihen Sie mir bitte, aber da halte ich nicht mit. Ich verschwinde. –

– So eiligst? Mitten im Scheideprozess der sauren Schweizer Milch? Es ist doch kaum halb elf Uhr –, rief ich zurück. Da winkte Lund mich hinaus in den Gang.

– Bucher, ich bin Deutscher, ganz und gar Deutscher. Doch was ich eben wieder mit anhören und mit ansehen musste, übersteigt doch die letzte Höhe! Dieser taktlose Trunkenbold von Teisinger! Alles, aber auch alles ist ver-seucht von diesen Hitlerianern, die trotz Ihrem imponierenden Einsatz nichts hinzugelernt haben. Kollege Bucher, nicht nur ich, auch Wagner, Maas und viele andere unter uns sind sich darüber einig, dass die Schweiz von einer wirklichen Kriegsgefahr bedroht ist! Jeder kleine Gernegross bläht sich auf und wagt von Liliputstaat zu reden und andere grosskotzige Sprüche zu verzapfen, nicht nur die lächerlichen Frontzeitungsschmierer. – Lunds Stimme zitterte wutbebend.

– Ich weiss es, lieber Lund, und einige von uns wissen es nur zu gut! Von den braunen Verrätern in unseren eigenen Reihen ganz zu schweigen. Sie sehen es selbst, wie sie sich

tarnen. Und genau diese Brüder preisen trotz allen Infamien, die man uns ins Gesicht spuckte, nach wie vor diese Ärztemission als das geniale Mittel zur Errettung unseres Vaterlandes vor Hitlers Zugriff. –

– Es tut mir persönlich und den anderen Freunden sehr leid, dass Sie abreisen, und es wird uns sehr schwerfallen, auf unsere Gespräche, aus denen wir wohl gegenseitig so viel Aufmunterung und Zuversicht schöpften, zu verzichten. Der Abschied fällt uns wahrlich schwer; aber es ist gut, wenn Sie reisen und daheim bald von Ihren hiesigen Erfahrungen Gebrauch machen können, in jeder Hinsicht. Das wünsche ich Ihnen von Herzen. –

– Die Dummen im Lande zu operieren wäre keine schlechte Aufwertung unserer geistigen Valuta. Doch fürchte ich sehr, sowohl die Schweiz wie Hitlerdeutschland würden dann ein einziges Lazarett mit Frischoperierten bilden. Eines ist sicher, lieber Lund, ich werde daheim nichts von dem allem verschweigen, was ich hier gesehen und erfahren habe. Darauf mein Wort! –

Ich kehrte in den Saal zurück, wo soeben Oberstabsarzt Lieschke die offizielle Dankesrede hielt. Seine Worte über- raschten sowohl die Deutschen wie die Schweizer.

– Wenn da und dort gelegentlich in einer Frontzeitung eine Albernheit zu lesen war, dann darf man sich daran erinnern, dass eben auch bei uns die Journalisten nicht anders sind als anderswo und dass man sie auch bei uns nicht allzu ernst und tragisch nehmen darf. Wir deutschen Ärzte müssen angesichts all dessen, was uns die Ärztemission aus der Schweiz hier gezeigt hat, offen und frei bekennen, dass wir uns verdammt anstrengen müssen, wenn wir dieser gewaltigen fachlichen und moralischen Leistung nur einigermaßen nachkommen wollen. –

Mit brausendem, endlosem Applaus wurde diese Ansprache Lieschkes bedacht. Er gab damit den Ton an, in dem der weitere Abend verlief: in grosser Herzlichkeit und ohne

weitere Taktlosigkeiten. Erst tief in der Nacht trennte man sich, und wir Schweizer suchten zum letztenmal in dieser russischen Stadt, in dieser sich in Schmerzen windenden Frontstadt, das Nachtlager auf.

Um sechs Uhr früh zerriss ein Bombenschlag die dunkle Luft. Weber und ich waren schon wieder an der Arbeit. Es fiel schwer, damit Schluss zu machen. Unsere Siebensachen waren ja nachher rasch gepackt. Da ertönte ein Ruf:

– Russische Flieger – ! Schutz suchen! –

Wir suchten im Gerölloch eines zertrümmerten Kellers Deckung vor den Einschlägen. Noch einige Male krachten die Bombenstösse. Erst allmählich verhallten sie ohne Flababwehr. Die deutschen Flabgeschütze wurden vorne in den Igelstellungen gebraucht. Einer meldete, es seien in dieser letzten Nacht viele russische Fallschirmjäger mitten in der Stadt abgesetzt worden. Der grössere Teil von ihnen hätte sich unauffindbar verkrochen. Da dieser letzte Einsatz noch recht dringend war, machte ich mich mit Weber gleich wieder auf den Weg. Wir schritten vorsichtig durch den staubigen Schutt. Die Luft war rau, und es stank nach verbrannten Lumpen. Plötzlich gewahrte ich eine klotzige Hünengestalt im Halbdunkel vor mir und zuckte zusammen. – Fallschirmjäger? – schoss es mir im Augenblick durch den Kopf. Doch der Riese fiel vor mir nieder auf die Knie. Es war Pjotr. Er hob sein Haupt, äugte nach links, nach rechts, horchte angestrengt in die Dunkelheit, schweigend. Seine Riesenhand fasste mich am Waffenrock. Er küsste den Saum. Sein leidendes, schmutziges Antlitz schaute zu mir auf. Pjotrs Schlitzaugen glitzerten, und über seine knochigen, blassgelben Wangen rannen Tränen. Da ergriff ich seine rechte Hand und drückte sie fest, wie einem Freund. Wie war Pjotr denn hierher geraten? Suchte er Kontakt mit russischen Fallschirmern? Ich wollte ihm danken, doch fand ich die Worte nicht. Pjotr richtete sich auf. Seine starken, weissen Zähne zeigten sich zwischen den breiten Lippen, als

er mit tiefbrummender, aber leiser Stimme aus seinem gequälten Herzen die Worte hervorbrachte:

– Schwejzarski nix Germanski! Schwejzarski – Russki! Spasibo, spasibo! –

Schluchzend schlug Pjotr die Faust gegen seine Brust, wie beschwörend, betuernd. Ich war sehr bewegt – wer würde ihn nun beschützen? – und murmelte: – Schwejzarski nix Germanski! Hab Dank, hab vielen innigen Dank, Pjotr. Spasibo, Pjotr, spasibo! Dos-widanja! Lebe wohl! –

Pleimreise! Zurück in die Heimat, zu den Lieben. Zurück unter die Menschen gleicher Sprache, gleicher Art! Zurück in den Frieden! Zurück in die Dörfer, in die Städte mit sauberen, unversehrten Häusern, mit schönen, gepflegten Zimmern, in die vertrauten Strassen. Man wird wieder die Kirchen sehen, ihre Türme, und ihre Glocken hören. Fort, fort von Not und Qual! Fort aus Chaos und Eiswüste. Und endlich, endlich fort von Verbrechen und Mord!

Es war der 16. Januar 1942.

– Beeilen Sie sich, in fünf Minuten fährt der Kurierzug –, schrie alle Augenblicke ein Bahnhofoffizier. Die hübsche Schwester Rosmarie aus dem Luzernerlande erhellte die Stimmung mit ihrem sonnig befreienden Lachen:

– Dieser ewige Schreihals und Abfahrtsverkünder! Wir sitzen ja schon seit Stunden hier drinnen und warten, bis der Zug endlich losrollt! – Dr. Brunner, Weber und ich hatten ein kleines Abteil für uns und kuschelten uns rauchend in die dicken Finnenmäntel. Weber hatte wieder einmal ausgezeichnet vorgesorgt: Trockennährmittel, Sardinen in Ölbüchsen, Wein, Frontbrot, viel schlechten Schnaps Marke – Kopfwehsprit –, Stumpen und ein Rest Schokolade sollten für die Heimreise ausreichen. Da – der ersehnte Augenblick! – die Räder fingen langsam an zu rollen, gegen Westen, nach

Hause! Die dräuenden Ruinen von Smolensk, das man trotz allem, vielleicht ob des unsagbaren Leidens, das man dort gesehen und miterlebt, liebgewonnen hatte, blieben zurück. Es war eine endlose Fahrt, unendlich sich hinziehende Zeit. Mit wenigen Unterbrüchen verharren wir sechs Tage und sieben Nächte im gleichen Zugsabteil. Das uns immer noch treu begleitende Ungeziefer, der aufkommende Hunger und die Polarkälte wollten uns nicht verlassen. Während achtundvierzig Stunden blieb das Thermometer im Zugsabteil um minus vierundzwanzig Grad Celsius. Man hockte im engen, ungeheizten Raum ohne Bewegung. Weber fand einen Rest absoluten Alkohols aus der Transfusionsreserve. Er mischte ihn mit Sardinenöl und wärmte mit dieser Mischung das Coupé ein klein wenig auf. Der faustdicke Eispanzer an den Wagenfenstern wuchs weiter an. Oftmals blieb der ungeheizte Zug einen halben Tag irgendwo auf einem fremden Nebengeleise festgefroren liegen. Mittels Lötlampen und Flammenwerfern musste das Räderwerk mühsam wieder aufgetaut werden. Endlich erreichte man Orscha. Man durfte in unmittelbarer Nähe des Zuges auf den Bahnsteig treten. Eine dünne, warme Feldsuppe half wieder etwas auf die Beine. Einige Schweizer lagen krank. In Orscha kreuzte ein Zug mit sechshundert schweizerischen Nationalsozialisten in deutscher Wehrmachtsuniform, feldmarschmässig ausgerüstet, unseren Kurierzug. Sie waren auf Zwischenhalt nach vorn, an die russische Front. Sie hatten keine Ahnung, was ihrer dort wartete.

– Was sucht ihr da vorn, ihr Schweizer? –

– Dasselbe, was ihr dort gesucht habt, denk ich! Ihr steht doch auch im Dienst der deutschen Wehrmacht! – lautete die merkwürdige Antwort.

Unter diesen Schweizern sah man viel gutes Holz, leider irreführt vom Landesverräter Major Leonhard und vom Turnlehrer und Frontenkönig Biedermann. Warum liessen sich diese jungen Schweizer ins Verhängnis führen? Es

waren zumeist Unzufriedene, wie auch manche in den Reihen dieser Ärztemission. Viele von ihnen ahnten kaum, dass sie gemeine Verräter an Menschlichkeit und Heimat waren.

23. Januar 1942.

Der Zug lief in Berlin im Bahnhof Charlottenburg ein. Auf dem Bahnsteig ging der Schweizer Gesandte, Herr Frölicher, beschuht mit bretterdicken Snowboots, den schwarzen Hut fast über die Ohren gezogen, rätselratend umher. Vorerst hielt er sich in respektabler Distanz und schien die einzelnen Ankömmlinge zu sondieren. Allmählich wagte er sich näher herbei und nickte ganz bestimmten Herren schnell und möglichst unverbindlich zu. Den obersten Leitern der Mission und den Herren der deutschen Wehrmacht erwies er mit Handschlag wärmste Reverenz. Gewisse andere Herren, so Brunner, Weber und mich, liess er links liegen, ohne uns überhaupt eines Grusses zu würdigen. Es fiel unangenehm auf, weil er es allzu deutlich besorgte.

– Ein Vertreter unserer Elite –, spottete Brunner.

– Ein wirklich vornehmer Repräsentant der schweizerischen Diplomatie! – grinste Urwyler. Es war nicht auszumachen, wovor Frölicher sich mehr fürchtete, ob vor dem von uns mitgeschleppten Ungeziefer oder vor unseren antinazistischen Bazillen.

– Der Mann hat gute Witterung –, sagte Nicole lachend.

– Sicher, den Mann plagt die Angst, sich durch einen Willkommensgruss an unsere Wenigkeiten den politischen Leumund zu verhunzen –, unkte Weber.

Die deutsche Wehrmacht verlangte, dass alle Schweizer nochmals eine eidesstattliche Erklärung unterschrieben, wonach sie in der Heimat nichts über die Ereignisse an der Ostfront aussagen dürfen. Ausdrücklich waren darin auch alle wissenschaftlichen Feststellungen und Erfahrungen mit eingeschlossen.

– Also doch, restlos Maul halten, um jeden Preis, auch um

den Preis des schlechten Gewissens, um den Preis des Landesverrats! – fluchte Brunner. Ich erklärte Dr. von Wyttenbach, dass einige von uns beschlossen hätten, diesem aufdringlichen Ansuchen nicht stattzugeben.

Am andern Tag reiste die Mission von Berlin ab, Richtung Süden. Nach zwei langweiligen Tagen mit einem längeren, umständlichen Zwischenhalt in Stuttgart, traf man in Singen ein. Plötzlich, kurz vor der Schweizer Grenze, wurden nochmals in allen Zugsabteilen Fragebogen ausgeteilt, dann jedoch - ohne Erklärung - wieder eingesammelt. Es hiess dann, sie seien nicht gültig. Doch schon nach wenigen Minuten kam ein weiterer Anlauf, die Schweigeverpflichtung doch noch zu erlangen.

- Die Schweizer haben nochmals absolute Diskretion über alles, was sie gesehen und erlebt haben, unterschriftlich zuzusichern. - SS-Leute meldeten dies im Kasernenton durch alle Abteile. Die schweizerischen Nazifreunde unterschrieben mit der Selbstverständlichkeit sicherer Parteigenossen. Die anderen Eidgenossen aber gerieten in nicht gerade wortverlegene Wut. Dr. Nicole eilte zu Oberstleutnant von Wyttenbach und protestierte energisch:

- Ich unterschreibe nicht. Das ist eine unmoralische Sache! -
- Wir müssen! Man lässt uns sonst nicht über die Grenze zurück!
-

- Terror, gemeiner Terror! Wer jetzt noch nicht merkt, was diese verdammte Nazibrut für eine heruntergekommene Bande ist, den sollte man vierzehn Tage nach Russland in die Winterferien schicken, und zwar auf die russische Frontseite! - schrie Weber völlig hemmungslos.

- Meine Unterschrift wird keinesfalls gegeben! Oder ich schmiere einen faulen Schnörkel hin, den keine Sau lesen kann! Machen Sie mit mir, was immer Ihnen beliebt, meine deutschen Herren! - schrie ich die Männer an. Die SS-Soldaten verzogen sich wortlos, und auch Dr. von Wyttenbach verliess unser Abteil.

– Das sah einwandfrei nach Erpressung aus. Hinter diesen Anmassungen standen Voraussetzungen, die mir schleierhaft waren. Was ist wohl mit uns oder über unsere Köpfe hinweg manipuliert worden? – fragte Brunner verdrossen und noch immer wutgeladen.

25. Januar 1942.

Endlich tauchte es auf, das Heimatland der Freiheit! Sträucher, Bäume und Bauerngehöfte, die vorbeihuschten, schienen irgendwie vertraut herüberzugrüssen. Auf dem Bahnhof Schaffhausen liess Frau Vollenweider, die Gattin des Oberfeldarztes, beim Empfang allen ohne Unterschied ihre mütterliche Betreuung zuteil werden. Ihr Händedruck war freudiger Willkomm und aufrichtiger Dank. Auf viele wirkte dies geradezu als befreiende Erlösung, menschlich einfach und herzlich, nach dem diplomatisch vorsichtigen und berechneten Empfang in Berlin.

– Man sollte Stauffacherinnen auf unsere Gesandtschaftsposten delegieren –, meinte der Neuenburger Arzt de Reynier. Offiziell empfangen wurde die Mission erst in Zürich, allerdings auch ohne behördliche Vertretung. Doch blieb die Atmosphäre mehr als kühl. Oberstdivisionär Johannes von Muralt, der Präsident des Komitees für Hilfsaktionen, hielt es für unter seiner Würde, jedem einzelnen der Heimgekehrten die Hand zu reichen. Wozu auch? Wir kamen uns vor wie die Mohren, die ihre Schuldigkeit getan hatten. Dann erfolgte in Bern die eigentliche Entlassung durch Oberstleutnant von Wyttenbach. Man trennte sich nach einer kleinen Abschiedsfeier. Und dann machte sich jeder auf den – leichteren oder schwereren – Weg zum eigenen Herd. Man fühlte sich seltsam leicht und frei, wieder unter den heimeligen Lauben. Eine wiedergewonnene, lang entbehrte Welt kam auf einen zu, eine Welt voll selbstverständlichen Friedens. Wie ganz anders, tiefer und dankbarer, konnte man diesen Frieden jetzt in sich erleben! Man vermochte es kaum zu fassen, diese alte und doch auf einmal so ganz neue, vorher nie so

geschaute Heimat. Es wurde Feiertag in unseren ausgebrannten Herzen! Und die vielen Menschen, die achtlos vorbeigingen? Bemerkte einer, wie sterbensmüde, wie ernst und geprägt die Gesichter dieser Heimkehrer waren? Die schmerzlichen Erlebnisse waren nicht mehr aus den Seelen auszulöschen. Konnten die andern ermessen, was der Krieg der Seele raubt, was für Wunden er schlägt, auch wenn sie nicht körperlich sichtbar sind? Wir fühlten, dass jeder Mensch, ob er auch nicht selbst mit dem Gewehr in der Hand kämpfte, dass doch jeder, der den Krieg in seiner brutalsten Auswirkung erlebt hat, mitleidend, mitfühlend, mithungernd, als ein Krieger, als ein Gezeichneter heimkehrt! Und manch einer davon findet vielleicht den Weg nicht mehr zurück. Wir andern, wir, denen das Glück beschieden ist, unseren Weg klar und weitgesteckt vor uns zu sehen, spürten wie nie zuvor die Kraft zur Verantwortung für unser Land in unserer Zeit. – Wir müssen bald in die Berge ziehen! – sagte ich zum Abschied zu Weber.

Dokumentarischer Epilog

Das Erlebnis des Krieges in Russland war für uns Teilnehmer an der ersten schweizerischen Ärztemission beendet. Doch die Frage nach den politischen Hintergründen verlor im wachsenden Abstand von den grauenerregenden Einzelheiten keineswegs an Virulenz. Im Gegenteil – die der Schweiz drohende Gefahr, in den Krieg hineingezogen zu werden, liess mich meine Verantwortung immer dringender empfinden, und ich erkannte immer deutlicher meine Aufgabe: warnen und auf klären! So begann noch während des Krieges meine Vortragstätigkeit, die als Beitrag an die geistige Landesverteidigung von anpassersich gesinnten Kreisen durchaus missbilligt wurde. Der Kampf, der dann um meine Vorträge entbrannte, soll hier als Ergänzung des eigentlichen Erlebnisberichtes noch dargestellt werden, vor allem weil sich in seinem Verlauf die politischen Zusammenhänge herauschälten und dadurch in diesem Kampf über das Persönliche hinaus eine für die damalige Zeit symptomatische Konstellation erkennbar wird.

In den zwanziger Jahren geriet ich mit dem Nationalsozialismus erstmals in direkte Berührung. Ich war als einziger Schweizer Arzt neben fünf deutschen Ärzten und Apothekern im Lungensanatorium Agra-Lugano tätig. Es nannte sich das – Deutsche Haus –, obgleich die Patienten international zusammengesetzt waren. Dort bestand bereits eine – NSDAP-Kameradschaftsgruppe Agra – . Am 1. August 1926 hielt nicht etwa ein Schweizer eine Bundesfeierrede, sondern es war der deutsche Konsul Franke aus Lugano, der in seiner Ansprache die Bedeutung des – Deutschen Hauses – in Agra als – eines weit vorgeschobenen Postens echten Deutschtums – zum Ausdruck brachte. Etliche der deutschen Patienten trugen Hakenkreuzbinden am linken Arm.

In jener Zeit kam Professor Ferdinand Sauerbruch, schon damals eine chirurgische Kapazität von Weltruf, nach Agra zur Ausführung schwieriger Lungenoperationen, wobei ich ihm oft assistierte. Wir verstanden uns sehr gut. Sauerbruch,

der beim Zustandekommen unserer Ärztemission eine gewisse Rolle gespielt hat, war ein genialer Chirurg, aber kein Politiker. Er stand – wohl durch seine frühere Professur an der Universität Zürich als Ordinarius für Chirurgie, also gewissermassen auf Zunftebene – mit den Chirurgen Eugen Bircher in Aarau und Ernst Ruppen in Samaden in freundschaftlicher Beziehung.

Neben den nationalsozialistischen Horten Agra-Lugano und Wolfgang-Davos griff die pangermanische Welle schon lange vor Hitlers Machtergreifung auf schweizerische Kreise über. Durch Professor Raphael Liesegang, den weltbekannten Kolloidforscher in Frankfurt am Main, und Professor Emil Abderhalden, den grossen Schweizer Physiologen in Halle, war ich über die Kanäle, durch die Hitlers politisches Gift in die Schweiz einsickerte, gut informiert. Nach 1933 waren es vor allem der deutsche Gesandte in Bern, Minister Dr. Otto Köcher, und sein Gesandtschaftssekretär, Freiherr Sigismund von Bibra, die eine recht aktive Tätigkeit entfalteten und deren Fäden direkt zu Staatssekretär Freiherrn Ernst von Weizsäcker im deutschen Aussenministerium führten. Ich weise daraufhin, weil es sich später herausstellte, dass Oberstdivisionär Bircher, der Obmann unserer Mission, in der Zeit, da die Mission vorbereitet wurde, nachweisbar mehrmals in Berlin bei von Weizsäcker weilte. Ich komme später im Zusammenhang darauf zurück. In dieses Beziehungsnetz gehörte auch der damals in Stuttgart lebende hinfänglich bekannte ausgebürgerte Schweizer Dr. Klaus Hügel, der als Referent für die Schweiz beim deutschen Reichssicherheitshauptamt tätig war, und dessen Nachfolger, der Schweizer Gerhard Hess, der deutsche Fachmann für die – nachrichtenmässige Erfassung der Schweiz – . Auch wusste ich damals schon von dem – Plan Wirth¹ –, der die Erstellung

¹ So genannt nach dem Urheber, Pfarrer Werner Wirth, zuletzt Pfarrer in Trübbach (St. Gallen). Wirth wurde nach dem Krieg vom Bundesstrafgericht zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt.

von Listen – reichsfeindlicher – Personen in der Schweiz zuhanden des Reichssicherheitshauptamtes vorsah. In diesen schwarzen Listen stand General Guisan an der Spitze der – reichsfeindlichen – Schweizer, dagegen figurierte Oberstdivisionär Bircher unter den regimiefreundlichen oder – verfolgten – Schweizern.

Eine weitere, eher seltsame Informationsquelle bildete für mich der deutsche Schiffskapitän des Rheinschiffes – Edelweiss – der Schweizerischen Reederei AG, Basel, mit dem ich befreundet war. Dieser harte deutsche Demokrat alter Schule pflügte während des ganzen Krieges mit seinem Motorfrachter die Wasser des Rheins zwischen Duisburg und Basel und blieb, abgesehen von einigen bordnahen Bombeneinschlägen, unbehelligt. Gegen Ende des Jahres 1940 erhielt ich von ihm geheime Informationen über eine geplante deutsche Invasion in England, mit einer Menge geographischer und strategischer Einzelheiten. Da ich ja gewissermassen nur als – Amateur – in den Besitz einer so wichtigen Geheimnachricht gelangt war und auch nicht die Neigung verspürte, weder als Privatmann noch als Schweizer Offizier, Nachrichtendienst zugunsten einer fremden Macht zu betreiben, fragte ich mich voller Unruhe, was ich mit dieser Nachricht anfangen sollte. Ihre Tragweite, auch in der Auswirkung für die Schweiz, lag auf der Hand. Im Falle einer deutschen Besetzung Englands würde die Angriffsfahr für unser Land bedrohlich anwachsen und zugleich die Möglichkeit alliierter Hilfe durch den Ausfall Englands vollends dahinfallen. Jedoch war für mich nicht überschaubar – da ich keine Verbindung zum – regulären – Spionagenetz hatte-, inwieweit diese Geheimnachricht für England von Bedeutung war. Schliesslich konnte sie bereits auf anderen Wegen schon bei den entsprechenden Stellen eingetroffen sein, und ihre Aktualität war nicht so – heiss –, wie es mir als einem Laien auf diesem Gebiet erscheinen mochte. Dennoch – die Dinge waren zu wichtig, als dass sie zu den Akten hätten gelegt

werden dürfen. Ich entschloss mich daher, meine Geheiminformationen in Form einer Zuschrift an die *Basler Nachrichten* gelangen zu lassen. Der damalige Chefredaktor, Nationalrat Dr. Albert Oeri, der mir als dezidierter Gegner des Nationalsozialismus bekannt war, nahm meine – Leserzuschrift – in der Samstagausgabe vom 18./19. Januar 1941 unter der Überschrift *Die Invasion des deutschen Heeres in England?* auf. Ich führe aus diesem zweieinhalb Spalten langen Artikel einen Passus an, um dem Leser eine Vorstellung von der Wichtigkeit dieser Information zu vermitteln:

– ... Die dritte Phase der deutschen Invasion wird sich nunmehr von diesen Küstenstützpunkten aus nach der bewährten Taktik in Norwegen derart vollziehen, dass im konzentrischen Vormarsch der deutschen Invasionsarmeen mit Zielpunkt auf den Raum von Birmingham eine Zerschneidung des südlichen, östlichen, zentralen, aber auch mittlenglischen Inselgebietes angestrebt wird. Danach ist zu erwarten, dass von der deutschen Heeresleitung die primären Invasionszentren im Küstengebiet, und zwar in der Nähe guter und breiter Strassennetze und Flugplätze, ausgewählt werden, von wo aus die Küstenabwehr schnell und möglichst unversehrt übernommen werden muss. Um den Marschweg der Invasionseinheiten möglichst kurz zu halten, kommen in erster Linie die tief ins Festland greifenden Küstengebiete beidseits des Bristolkanals, der Themsemündung, bei Boston-Holbeach-Kings Lynn, für besonders starke Kontingente bei Goole einerseits und im Raum um Liverpool andererseits in Betracht. Die Aktion dieser Zerschneidungsarmeen wird gegen Nordwesten wohl quer abgeriegelt und gesichert durch Heeresgruppen, welche von Invasionszentren um die Morecambebay und bei Carlisle einerseits, bei Stockton-Middlesbrough und Newcastle andererseits aus operieren. Darüber hinaus werden aller Voraussicht nach im Raum um Ipswich-Colchester und im Dreieck Winchester-Southampton-Salisbury starke Invasionszentren mit besonderer Aufgabe geschaffen. Von hier aus wird der Angriff in den Rücken der Küstenstellungen der Grafschaften von Sussex und Kent erfolgen, welche kaum lange Widerstand leisten dürften. Damit aber werden die Deutschen die Strasse von Dover restlos beherrschen ... –

226 Der Bericht enthielt auch militärtechnische Angaben über das deutsche Invasionsheer, ferner die Koordination der Angriffspläne mit der Luftwaffe und der Marine. Man kann sich heute fragen, ob es nicht – neutralitätswidrig – war (das Stichwort, das später meinen Vorträgen angehängt wurde), einen solch detaillierten Invasionsplan einer kriegführenden Macht in einem harmlosen Zeitungsartikel versteckt der

anderen Macht zur Kenntnis zu bringen. England hatte bekanntlich am 3. September 1939 schon an Deutschland den Krieg erklärt. Ob meine – Beichte an den Ofen – in England vernommen worden ist oder ob diese Informationen dort längst aus anderen Quellen bekannt waren, weiss ich nicht. Hier in der Schweiz hat jedenfalls die Veröffentlichung dieses Invasionsplanes einiges Aufsehen erregt. (Dr. Oeri hatte aus meinem Manuskript lediglich den Passus, wo eine zunehmende Verschlechterung des deutsch-russischen Verhältnisses erwähnt wurde, herausgestrichen. Wenige Monate später erfolgte ja dann tatsächlich der Angriff auf die Sowjetunion, was jedenfalls die Stichhaltigkeit auch dieses Hinweises meines Gewährsmannes erhellt. Damals galt offiziell noch der deutsch-russische Freundschaftspakt.) Oberst Roger Masson, der damalige Leiter des Schweizerischen Armeenachrichtendienstes, verlangte von Dr. Oeri den Namen des Verfassers der Leserschrift. Erst auf meine Einwilligung hin gab Dr. Oeri ihm meinen Namen bekannt. Es ist jedoch mit Sicherheit anzunehmen, dass auch dem deutschen Nachrichtendienst dieser Artikel aufgefallen und auf irgendwelchen Wegen der Name des Autors bekannt geworden ist. In einer Unterredung – nach Kriegsende – mit Dr. Köcher, auf die ich noch ausführlich zurückkomme, stellte sich jedenfalls heraus, dass ihm meine Urheberschaft bekannt war. Daraus erkläre ich mir auch den Vorfall in Russland, wo ich als vermeintlicher Spion auf der Liquidationsliste stand.

Zu dieser Zeit war Oberstdivisionär Bircher Kommandant der 5. Division der Schweizer Armee. Sein Hauptquartier hatte er auf dem Bürgenstock – in unmittelbarer Sichtweite meines Vaterhauses am Vierwaldstättersee – aufgeschlagen, also inmitten des Reduits von General Guisan. Birchers politische Einstellung war kein Geheimnis, und es war auch bekannt, dass er öfters in Zivil nach Deutschland reiste. Eine solche Reise führte ihn am 10. April 1941 an der Wilhelmstrasse in Berlin mit Freiherrn von Weizsäcker zusammen,

wie aus einem Dokument (Nr. NG 511 Office of Chief of Counsel for War Crimes) der Administration der Nürnberger Prozesse im Dossier von Weizsäcker hervorgeht. Unter diesem Datum schrieb nämlich von Weizsäcker an drei deutsche Amtsstellen:

– Ich habe heute den schweizerischen Oberstdivisionär Bircher empfangen. Hierbei habe ich ihm, als einem alten Bekannten von mir, die neuesten schweizerischen Pressesünden in einer sehr deutlichen, beinahe brutalen Weise vor Augen gehalten. Ich glaube, dass dieser Weg grössere Wirkung hat als der offizielle.

gez. Weizsäcker. –

Aus diesem Schreiben geht eindeutig hervor, dass Bircher für das deutsche Aussenamt eine zugkräftige Karte im Spiel um die Schweiz darstellte. Ein direkter Beweis, dass damals auch vom Plan einer schweizerischen Ärztemission gesprochen wurde, liess sich bis jetzt noch nicht finden. Es ist aber bekannt, dass Birchers Vorbereitungen zur Bildung dieser Mission in die Zeit nach April 1941 fielen. Es drängt sich deshalb der Schluss auf, dass Bircher – dem die Pressesünden ja – auf beinahe brutale Weise – vor Augen gehalten worden sind, also wohl mit massiven Drohungen – als Ausgleich oder zur Besänftigung diese Ärztemission in Aussicht gestellt hat. Dies war auch die Version Sauerbruchs, die er mir damals beim Empfang auf der schweizerischen Gesandtschaft zuflüsterte. Welche Rolle Sauerbruch selbst dabei spielte – ob er zuerst mit Bircher diesen Plan erwog oder seinerseits den interessierten deutschen Stellen den Gedanken nahelegte –, lässt sich nicht mehr verifizieren. Wie es auch sei, ich persönlich bin überzeugt, dass Professor Sauerbruch in der guten Absicht gehandelt hat, die gegen die Schweiz aufgebrachten Regierungskreise mit dieser Ärztemission zu beschwichtigen. Die für uns Schweizer wichtigen anderen Aspekte, nämlich die Integrität des Roten Kreuzes und des Neutralitätsgebotes, zog er wohl kaum in Betracht. Wie mir Sauerbruch bei der erwähnten Unterredung angedeutet hatte, soll ja Hitler die

Bereitstellung eines oder mehrerer Bataillone bewaffneter schweizerischer Blauhemden als Beweis für den deutschfreundlichen Willen der Schweiz gefordert haben, die ähnlich den blauen Bataillonen General Francos zur Unterstützung der deutschen Wehrmacht in Russland eingesetzt werden sollten. Diese Zumutung eines eklatanten Bruchs der Neutralität hat General Guisan, wie mir der Oberfeldarzt in der Unterredung über die Ärztemission mitteilte, in aller Schärfe zurückgewiesen. So wurde nun die neue Schlinge ausgelegt, vorsichtiger, getarnter, aber doch bedeutungsvoll genug: eine schweizerische Ärztemission für die deutsche Ostfront, offiziell – unter dem Patronat des Schweizerischen Roten Kreuzes –, aber in Wirklichkeit der deutschen Wehrmacht unterstellt, also ein wichtiger Schritt zur politisch-militärischen Angleichung der Schweiz an das Grossdeutsche Reich.

In Wirklichkeit der deutschen Wehrmacht unterstellt? – dies ist die Kernfrage der ganzen Angelegenheit. Damals, als die Mission ausgerüstet und zusammengestellt wurde, lag die – heute vorliegende – Antwort auch für schweizerische Militärkreise wahrscheinlich noch im Dunkeln. Bircher ging vorsichtig zu Werk. Doch war er infolge seiner prodeutschen Haltung selbstverständlich in hohem Masse verdächtig. Und er wählte die Leute für diese Mission unter seinen Getreuen aus. Wieso aber geriet ausgerechnet ich in diese – Elite –? Ich werde nun erstmals den Inhalt eines vor fünfundzwanzig Jahren vertraulich geführten Gesprächs publizieren, da es zur Erhellung der politischen Hintergründe der Ärztemission unerlässlich ist.

Am 7. Oktober 1941, also nur eine Woche vor dem Abreisetern der ersten Ärztemission an die Ostfront, befahl mich Oberstbrigadier Dr. Paul Vollenweider, der Oberfeldarzt, ins Armeehauptquartier nach Interlaken und forderte mich im Auftrag von General Guisan auf, mich der Ärztemission Birchers zur Verfügung zu stellen. Anfangs des Jahres war ich im Dienstgrad eines Sanitätsleutnants zum

Chef des Bluttransfusionsdienstes der Schweizer Armee ernannt worden, mit dem Auftrag, den Bluttransfusionsdienst militärorganisatorisch, medizinisch-technisch und instruktionsmässig so rasch wie möglich aufzubauen. Damals hatte ich als Experimentalchirurg und als Fachphysiologe an der Universität Basel eine Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten auf dem Gebiet der Bluttransfusion und des Blutersatzes publiziert. Alle diese experimentellen Ergebnisse auf der Ebene der Grundlagenforschung sollten nunmehr gemeinsam mit der seit einigen Jahren klinisch bereits erprobten und bedeutungsvollen schweizerischen Blutkonservierungsmethode von Schürch und Willenegger unter akuten Kriegsverhältnissen erprobt und für die schweizerische Armee nutzbar gemacht werden. So sollten auch mein soeben neu konstruiertes Feldtransfusionsgerät und die neuen Blutkonservenfilter unter Frontverhältnissen getestet werden.

Ich zögerte mit der Antwort. Oberstbrigadier Vollenweider schien meine Bedenken richtig zu deuten:

– Wir – ich meine Sie und ich – sind uns natürlich über die geplante freiwillige Ärztemission im Klaren, nicht wahr? –

Er betonte dann, dass er als Oberfeldarzt der Armee ex officio auch Mitglied des Direktoriums des Schweizerischen Roten Kreuzes sei, unter dessen Patronat formell diese geplanten Hilfsaktionen stünden. Das Schweizerische Rote Kreuz sei aber nicht direkt an der Organisation dieser Ärztemission beteiligt, dürfe auch keinesfalls direkt daran beteiligt sein, weil es bekanntlich im Kriegsfall der schweizerischen Armee unterstellt sei. Deshalb habe man ein Komitee für Hilfsaktionen unter dem Patronat des Schweizerischen Roten Kreuzes gebildet. Die Ärztemission unterstehe einem von Oberstdivisionär Bircher gebildeten Aktionskomitee, als dessen Präsident Oberstdivisionär von Muralt zeichne. Ich fragte, wie es möglich sei, dass ein sozusagen privates Aktionskomitee einer sanitärisch-humanitären Mission eine diplomatische, um nicht zu sagen: politische Funktion ausübe,

indem dieses Komitee mit der deutschen Heeresleitung Verhandlungen führe. Dies sei doch offensichtlich eine Aufgabe, die nur dem Vorsteher des Politischen Departements zukäme. Ob dies nicht eine etwas fragwürdige Situation sei?

Doch, sagte Vollenweider zu mir, auch ihm erscheine die politische Fragwürdigkeit dieser Mission, ihres Leiters und eines grossen Teils ihrer Teilnehmer sehr bedenklich. Mit der Übernahme des Patronats sei immerhin eine gewisse Kontrollmöglichkeit verbunden, und das sei immer noch besser, als unkontrollierte freie Fahrt zu gestatten. Es ergehe deshalb an mich der ausdrückliche Wunsch, genauestens die Teilnehmer auf ihre Haltung hin zu beobachten, ohne Auffälligkeit, ohne Dispute, auch wenn sie provoziert würden, und ohne Aufzeichnungen. Falls ich bereit sei, den Auftrag zu übernehmen – selbstverständlich nicht in militärischer Eigenschaft, sondern als Zivilarzt wie die andern auch –, so solle ich mich sofort mit dem ärztlichen Leiter der Mission, Oberstleutnant von Wyttbach, in Verbindung setzen. Ich bat ihn, meinen Laboranten in der Bluttransfusionsforschung und zuverlässigen Freund Anton Weber mitnehmen zu dürfen, was er mir ohne Weiteres zubilligte, mit dem Hinweis, dass auch noch einige andere Ärzte und Pfleger, die nicht von Bircher ausgewählt seien, an der Mission teilnahmen. Daraufhin gab ich meine Zusage. Er überreichte mir ein gelbes Kuvert, mit dem Hinweis, es enthalte seine persönlichen Fragen zu diesem Auftrag. Ich solle sie lesen und mir einprägen und dann das Schriftstück vernichten. Auf diese damaligen Fragen stützt sich meine Überzeugung, dass Oberstbrigadier Vollenweider der Sache äusserst misstrauisch gegenüberstand, aber von einer geheimen Abmachung zwischen dem Aktionskomitee und dem Oberkommando der deutschen Wehrmacht damals nichts wusste und deshalb auch die politische Tragweite der Angelegenheit noch nicht überblicken konnte. Der eigentliche Sachverhalt kam erst nach Kriegsende ans Tageslicht.

Nach dem Gespräch mit dem Oberfeldarzt nahm ich mit Oberstleutnant von Wyttenbach Verbindung auf und erhielt das Reglement, das die Teilnehmer der Ärztemission zu unterzeichnen hatten.

Es hatte folgenden Wortlaut:

Bern, den 13. Oktober 1941

Reglement

für die Teilnehmer der Ärzte- und Schwesternmission organisiert vom Komitee für Hilfsaktionen unter dem Patronat des Schweizerischen Roten Kreuzes.

1. Die Mission wird eingeführt und den massgebenden Stellen übergeben durch Oberstdivisionär Eugen Bircher. Sie steht unter der organisatorischen Leitung von Oberstleutnant von Wyttenbach. Ihm ist als fachtechnischer Berater beigegeben Dr. E. Ruppner, Chefarzt, Kreisspital Samaden.

2. Sämtliche Teilnehmer verpflichten sich zur absoluten strikten Befolgung der von der organisatorischen Leitung beschlossenen Anordnungen.

3. Über alle Beobachtungen und Feststellungen medizinischer Natur gilt das ärztliche Berufsgeheimnis, ebenso ist über alle übrigen Beobachtungen strengstes Stillschweigen befohlen, im Interesse der Aufgabe der Mission.

4. Jegliche Kritik oder Diskussion politischer Natur ist strikte verboten. Taktvolles Benehmen gegenüber den deutschen vorgeetzten Stellen und der Bevölkerung ist Ehrensache.

5. Jegliches Photographieren ist verboten.

6. Vorträge oder Publikationen dürfen nur mit Einwilligung des Komitees stattfinden.

7. Jede Widerhandlung gegen die Vorschriften bedingt sofortige Entlassung und Rücksendung durch den verantwortlichen Leiter.

Komitee für Hilfsaktionen unter dem Patronat des Schweizerischen Roten Kreuzes

I.A. Oberstlt. v. Wytttenbach

Ich bestätige, dieses Reglement erhalten zu haben, und werde mich diesem unterziehen.

Unterschrift:

Da von Wytttenbach mit seinem militärischen Grad unterzeichnet hatte, unterschrieb auch ich mit – Leutnant Bucher –, weil ich zu dieser Zeit im Aktivdienst stand. Diese Unterschrift spielte in dem späteren Kampf um meine Vortragstätigkeit eine grosse Rolle. Das Reglement enthält keinen Hinweis auf besondere Vereinbarungen zwischen dem Komitee und der deutschen Wehrmacht. Dies festzustellen ist besonders wichtig, weil es später wie ein integrierender Bestandteil dieser von niemandem erwähnten Vereinbarung behandelt wurde. Wir wussten nichts von einer geheimen Vereinbarung, und ich hatte – wie sich zeigen wird – alle Mühe, sie überhaupt aufzufinden.

Dass innerhalb des Direktoriums des Schweizerischen Roten Kreuzes Männer mit klarem Blick den politischen Gehalt dieser Ärztemission realistisch beurteilten, mag Folgendes beweisen.

Einen Tag vor unserer Abreise an die Ostfront liess ich den damaligen Chefarzt des Schweizerischen Roten Kreuzes in Bern, Oberst Dr.med. Hugo Remund, der damals Privatdozent an der Universität Zürich war, durch meine Sekretärin telephonisch anfragen, ob ich mich bei einem allfälligen Nachschubbedarf an Blutgruppen-Testseren direkt an ihn wenden dürfe. Oberst Remund distanzierte sich sofort und in unmissverständlicher Weise, indem er erklärte:

– Ich habe mit dieser Ärztemission nichts zu schaffen und will auch in Zukunft nichts damit zu tun haben. –

Nachdem am 29. Januar 1942 in Bern die erste freiwillige Ärztemission von Oberstleutnant von Wyttenbach offiziell entlassen worden war, meldete ich mich am 11. Februar 1942 im Armeehauptquartier bei Sanitätsoberst Heinrich Heusser zuhänden des Oberfeldarztes – aus dem Urlaub – zurück und übernahm wieder meinen Posten als Chef des Bluttransfusionsdienstes der Schweizer Armee. Mitte März 1942 referierte ich erstmals dem Oberauditor der Armee in Bern über das Ostfronterlebnis. Am 12. April überreichte ich dem Oberfeldarzt Vollenweider meinen achtundzwanzig Seiten umfassenden Tätigkeits- und Erfahrungsbericht – der Blutspendeequippe der schweizerischen Ärztemission an der deutschen Ostfront¹ – .

Gleichzeitig erstattete ich Oberstbrigadier Vollenweider unter vier Augen in einer mehrstündigen Unterredung einen ausführlichen Rapport über alle Äusserungen und Beobachtungen und gab auf alle seine Fragen, soweit es mir möglich war, Auskunft. Der Oberfeldarzt bestätigte mir voll und ganz meine Auffassung, dass es sich um eine rein zivile, nichtmilitärische Hilfsaktion gehandelt habe. Er bestärkte mich auch in der Meinung, dass sich die Schweigeverpflichtung auf die normale Schweigepflicht des Arztes in Bezug auf Diagnose und Namensnennung und auf eventuell zur Kenntnis gelangte militärische Geheimnisse beziehe, die zugunsten einer fremden – in unserem Falle also deutschfeindlichen – Macht weitergegeben werden könnten, nicht dagegen auf persönliche Beobachtungen und Kriegserlebnisse. Ausdrücklich wurde ich dann von ihm ersucht, meine Kriegserfahrungen in eigener Verantwortung vor den Einheiten der schweizerischen Truppensanität in aller Offenheit und Klarheit darzulegen. Es wurde vereinbart, dass ich zu diesen Vorträgen über die Ostfront jeweils von den betreffen-

¹ Ich legte diesen Bericht dem Komitee für Hilfsaktionen nicht zur Zensur vor. Das Komitee erhielt von mir keinen Bericht, auch keine Abschrift dieses für die Armeeleitung bestimmten Berichtes.

den Einheitskommandanten offiziell und – da ich im Aktivdienst stand – in Uniform aufgeboten würde. An Passus 6 des Reglements – Vorträge oder Publikationen dürfen nur mit Einwilligung des Komitees stattfinden – fühlte ich mich mit dieser Rückendeckung durch den Oberfeldarzt nicht gebunden, zumal Passus 3 und 7 den Schluss zuliessen, dass sich das Reglement nur auf die Dauer der Mission selbst beziehe. Doch wurde von der Gegenseite dann versucht, mich von diesem Punkt aus anzugreifen, wie sich noch zeigen wird.

Anfangs August 1942 begann meine Vortragstätigkeit über meine Erfahrungen und Eindrücke an der deutschen Ostfront. Bis Ende des Krieges hielt ich rund hundertfünfzig Vorträge mit Lichtbildern vor insgesamt weit über hunderttausend Zuhörern. Organisiert waren sie zum grossen Teil von militärischen Einheiten, von vielen Samaritervereinen, aber auch von der Freisinnigen Partei, der Sozialdemokratischen Partei und dem Landesring der Unabhängigen sowie vom Arbeiterhilfswerk. Je nach dem Kreis der Zuhörer legte ich das Schwergewicht der Ausführungen mehr auf ärztliche Fragen, wie Bluttransfusion am Ort der Verwundung, also in den vordersten Sanitätshilfsstellen der Kriegsfront, im Feldlazarett, Schuss- und Schrapnellverletzungen, Verwundungsschock, Transportfähigmachung, Transportschwierigkeiten, besonders im Winter und im Gebirge, Bekämpfung der Wundinfektion, insbesondere von Gasbrand und Starrkrampf, Kriegschirurgie im Allgemeinen, dann im Besonderen der Gliederamputationen, ferner über Fronterkrankungen (Ruhr, Wunddiphtherie), dringendste Leistung von erster Hilfe von Kamerad zu Kamerad, auch unter dem Gesichtswinkel des Zivilschutzes, Erfrierungen und Verbrennungen sowie seelische Belastungen. Immer flocht ich auch Berichte über die kriegspsychologische Einzel- und Massensituation ein und kam von da aus auf die eigentliche Aufklärung über die unvorstellbare und unverhohlene Brutalität der Kriegführung, dann auf die Kriegspropaganda gegen unsere

Heimat, auf die systematische Aufhetzung des deutschen Wehrmannes gegen unser Land und Volk, auf die drohende Kriegsgefahr, auf die Folgen, die daraus zu erwarten wären: Verschleppung und Vernichtung. Ich untermauerte diese Ausführungen mit Berichten von den Ereignissen, die ich selbst gesehen hatte, oder mit Photos und glaubwürdigen Aussagen meiner deutschen Freunde, wie über die Massensterbe in den Gettos von Warschau und Minsk. Ich wollte und musste den Zuhörern die Augen über das Wesen des totalen Krieges und über die riesengross drohende Gefahr eines Überfalles auf unsere Heimat öffnen. Ich musste gegen die Ahnungslosigkeit oder auch gegen die Meinung kämpfen, ach, es wird nicht halb so schlimm sein, weil sich viele sträubten, so Schreckliches für wahr zu halten. Ich wusste mich in diesem Kampf in einer Linie mit Professor Karl Meyer und anderen Männern der geistigen Landesverteidigung¹.

Zu schweigen über meine Erlebnisse, anstatt sie zur Stärkung des Widerstandswillens der Zivilbevölkerung und der Soldaten so weit wie möglich bekanntzumachen, wäre mir wie feiger Verrat vorgekommen. Es gab für mich nicht den geringsten Zweifel, wo meine tiefste moralische Verpflichtung lag: Sie lag im Verbreiten der Wahrheit und nicht in einer Bindung an die Unterschrift unter ein undurchsichtiges Reglement. Doch waren andere Leute anderer Meinung, und an der verschiedenartigen Interpretation meiner Unterschrift schieden sich die politischen Geister.

Die Auffassung des Oberfeldarztes habe ich bereits dargelegt. Dass dagegen vor allem Oberstdivisionär Bircher meine Vorträge als äusserst unangenehm empfinden werde, war völlig klar. Doch trat er nicht offen auf den Plan. Dass

¹ Dass meine Vorträge so wirkten und eingeschätzt wurden, geht auch aus einem Brief Duttweilers hervor (siehe Abbildung 1), worin er sie als wertvoll taxiert, weil sie auf – den Verteidigungswillen des Schweizers durchaus positiv wirken – .

G. DUTTWEILER

IMMATSTRASSE 152
Telephon 5.79.90

ZÜRICH, den 2. Mai 1944
POSTFACH INDUSTRIE 89

Herrn Dr. Rudolf B u c h e r
Falkenstrasse 15
Z ü r i c h

Sehr geehrter Herr Doktor,

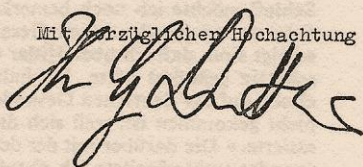
Ich habe mit Herrn Nationalrat Dr. Hans Oprecht von der Sozialdemokratischen Partei und mit Herrn Nationalrat Uhlmann wegen der Fortführung Ihrer Vorträge gesprochen. Die genannten Herren waren, nach eingehender Erwägung des "Für" und des "Wider" der Auffassung, dass eine Interpellation in der Vollmachtenkommission heute einen negativen Erfolg haben müsste, aus den Ihnen bekannten Gründen.

Dagegen war Herr Nationalrat Uhlmann mit mir der Auffassung, dass in einiger Zeit ein neuer Vorstoss gemacht werden sollte, da man überall, wo ich nur über den Fall sprach, der Meinung war, dass Ihre Vorträge für den Verteidigungswillen des Schweizers durchaus positiv wirken und daher wertvoll sind.

Ich nehme an, dass Sie diese Auf-fassung von anderer Seite auch gehört haben, was aus Ihrem Brief an Herrn Nationalrat Uhlmann hervorgeht.

Ich bin also stets zu Ihrer Verfügung, wenn Sie einen neuen Vorstoss für nötig erachten sollten.

Mit herzlichster Hochachtung



meine Vorträge von der deutschen Gesandtschaft in Bern mit grösster Missbilligung aufgenommen wurden, verstand sich von selbst. Doch wie wirkten sie auf unsere Regierung? Im Herbst 1942 wurde ich telephonisch wiederum zu einer persönlichen Information zum Oberauditor der Armee ins Bundeshaus gerufen. Oberstbrigadier Eugster wollte sich nochmals über alle Vorkommnisse in der Ärztemission an der Ostfront informieren lassen. Über meine Aussagen vor dem Oberauditor am 22. September 1942 wurde ein amtliches Protokoll¹ erstellt. Sie bezogen sich vor allem auf das Verhalten Birchers und seiner engeren Umgebung.

Das Gespräch in Bern mit Oberauditor Eugster hatte keine weiteren Folgen. Meine Vortragstätigkeit war dabei nicht besonders erwähnt worden.

Der eigentliche Angriff von offizieller Seite erfolgte erst über ein Jahr später, als vom Untersuchungsrichter des Divisionsgerichts 4, Hauptmann Wieland, mit Schreiben vom 22. Dezember 1943 (siehe Abbildung 2) Auskünfte über einen bestimmten Ostfrontvortrag verlangt wurden. Es wurde darin auf die Bewilligung des Komitees für Hilfsaktionen, also auf das Reglement, Absatz 6, angespielt. Ich zog Dr.iur. Eduard Zellweger, den späteren Minister und heutigen Ständerat des Kantons Zürich, als Rechtsbeistand zu. In seinem Antwortschreiben an Hauptmann Wieland vom 28. Dezember 1943 bestritt er ausdrücklich dessen Kompetenz, solche Auskünfte zu verlangen, ging aber dann doch in knapper Form auf die Fragen ein. Zur Frage der Bewilligung vermerkte er lapidar:

¹ Auch meine abschliessende Äusserung wurde dort festgehalten: – Zum Schluss möchte ich noch bemerken, dass nach meiner Rückkehr in die Schweiz bei der deutschen Gesandtschaft Denunziationen gegen mich erfolgt sind, dass ich über Hitler und die deutsche Wehrmacht mich abschätzig geäussert hätte. Ich habe darauf zur Abklärung eine Besprechung auf der deutschen Gesandtschaft gewünscht, zu der es aber dann nicht gekommen ist, weil sich die Gesandtschaft nachträglich desinteressierte. – Die darüber mit der deutschen Gesandtschaft geführte Korrespondenz unterbreitete ich ebenfalls dem Oberauditor, der mir vorher die erste mündliche Mitteilung dieser Denunziationen gemacht hatte.



Schweizerische Armee
MILITÄR-JUSTIZ
Armée suisse
JUSTICE MILITAIRE
Esercito svizzero
GIUSTIZIA MILITARE

22.12.43.

Herrn

Lt. Bucher Rudolf

Z ü r i c h .

Falkenstrasse 15.

Ich erhalte soeben die Meldung, dass Sie am 4.12.43. im Volkshaus Helvetiaplatz in Zürich erneut einen Vortrag über die Aerztemission an die Ostfront gehalten haben. Ich fordere Sie auf, sich dazu schriftlich zu äussern. Sie wollen mir speziell die folgenden Fragen beantworten:

1. Ist es richtig, dass Sie am 4.12.43. im Volkshaus Helvetiaplatz in Zürich einen Vortrag über die Aerztemission an die Ostfront gehalten haben?
2. Wer hat diesen Vortrag organisiert?
3. Haben Sie dazu eine Bewilligung des Komitees für Hilfsaktionen verlangt? (Wenn nicht, wollen Sie mir dies kurz begründen, warum dies nicht geschehen ist.)
4. Ist der Vortrag öffentlich ausgeschrieben worden oder nur für einen beschränkten Kreis von Personen zugänglich gewesen, event. für welchen Kreis von Personen?
5. Ist es richtig, dass Sie in diesem Vortrag die Behauptung aufgestellt haben, "die Beseitigung der Juden im Osten geschehe durch künstliche Infektion mit Flecktyphus"? Wenn ja, welche Beweise haben Sie für Ihre Behauptung?

Ich erwarte Ihre Antwort umgehend.

DIVISIONSGERICHT 4
Der Untersuchungsrichter:

H. Wieland
Hptm. Wieland

B. Sie wollen mir gleichzeitig bekannt geben, Sie mit Ausnahme der in der Einvernahme erwähnten Vorträge noch weitere gehalten haben, event. wann, und in welchem Rahmen?

– Herr Dr. Bucher hat eine Bewilligung des Komitees für Hilfsaktionen nicht verlangt, weil er zur Einholung einer solchen nicht verpflichtet ist. – Hauptmann Wieland replizierte prompt mit einer Vorladung vor das Divisionsgericht 4 auf den 8. Januar 1944 in die Staatsanwaltschaft Basel-Stadt, und zwar an den – Lt. Bucher in der Eigenschaft als Angeschuldigter in der Militärstrafsache seiner selbst – . Ich leistete Folge und wurde bei der Verhandlung von Hauptmann Wieland des Bruchs meines Offizierswortes und des Abhaltens unerlaubter Vorträge über die Ostfront beschuldigt. Ich bestritt die Zuständigkeit Wielands in dieser Angelegenheit, und ich bestritt vor allem auch die Zuständigkeit des Präsidenten des Komitees, Oberstdivisionär von Muralt, mir die Vorträge zu erlauben oder zu verbieten. (Dieser hatte mich übrigens einige Tage zuvor von Bern aus telephonisch als Wortbrecher, Lügner und Aufschneider sowie als Greuelmächenerzähler bezeichnet.) Ich wies ausdrücklich auf den vom Oberfeldarzt mehrfach geäußerten Wunsch und auf dessen Erlaubnis zu diesen Vorträgen hin, der als Mitglied des Patronatskomitees über dem Präsidenten des Aktionskomitees stehe. Auf diese – höhere Erlaubnis – schien Hauptmann Wieland nicht vorbereitet. Die Verhandlung wurde rasch beendet und das Verfahren eingestellt.

Der nächste Gegenzug des – Komitees für Hilfsaktionen – erfolgte durch einen eingeschriebenen Brief auf offiziellem Papier des Schweizerischen Roten Kreuzes vom 26. Januar 1944 (siehe Abbildung 3) von einem Oberstleutnant Martz – im Auftrag – des Komitees für Hilfsaktionen unter dem Patronat des Schweizerischen Roten Kreuzes. Dieser Brief ist insofern äusserst aufschlussreich, als sich hier – über die Berufung auf meine Unterschrift unter das Reglement hinaus – zum erstenmal die direkte Erwähnung einer – Verpflichtung gegenüber dem Oberkommando der deutschen Wehrmacht – findet. Dieser unvorsichtige Hinweis verstärkte meinen lang gehegten Verdacht, dass eine stille Vereinbarung

von Schweizer Seite aus mit höchsten deutschen militärischen Stellen bestehen müsse, eine Vereinbarung, deren Inhalt uns offensichtlich unterschlagen worden war. Doch scheint dies der Schreiber des Briefes nicht gewusst zu haben¹, da er anfügt: – Bei Ihrer Entlassung ist allen Teilnehmern diese Bestimmung ins Gedächtnis gerufen worden. –

Ich reagierte auf diesen Brief nicht und stellte auch meine Vorträge nicht ein.

Der nächste Schritt zur Verhinderung meiner aufklärenden Vortragstätigkeit ging von Bundesrat Dr. Karl Kobelt, dem damaligen Chef des Eidgenössischen Militärdepartements, aus. Er liess mich telephonisch zu einer Unterredung im Bundeshaus auffordern, die am Nachmittag des 22. März 1944 stattfand, und zwar im Beisein des Oberauditors der Armee, Oberstbrigadier Eugster, in Uniform. Ich selber war in Zivil. Sowohl der Bundesrat als auch der Oberauditor beschuldigten mich des Bruches meines Offizierswortes. Ich

¹ Wie ich bald erfuhr, schickte Oberstleutnant Martz unter dem gleichen Datum des 26. Januar 1944 einen Brief an den Präsidenten des Schweizerischen Samariterbundes, Hans Scheidegger, mit dem Ersuchen, keine weiteren Ostfrontvorträge des Dr. Bucher zu genehmigen und zu organisieren. Es heisst dort:

– Das Komitee für Hilfsaktionen unter dem Patronat des Schweizerischen Roten Kreuzes hat mit dem Oberkommando der deutschen Wehrmacht eine Vereinbarung getroffen, die es allen Teilnehmern einer schweizerischen Ärztemission an die Ostfront ausdrücklich untersagt, Vorträge über ihre Erlebnisse zu halten. Das Komitee für Hilfsaktionen und dadurch das Schweizerische Rote Kreuz selbst kommen durch diese Vorträge, wie sie Herr Dr. Bucher hält, in grosse Unangelegenheiten. Ich bitte Sie deshalb höflich, den betreffenden Samariterorganisationen von Zürich usw. bekanntzugeben, dass Herr Dr. Bucher seine Vorträge unter Bruch eines schriftlich gegebenen Versprechens hält und dass er dadurch dem Ansehen des Komitees für Hilfsaktionen und dem Schweizerischen Roten Kreuz schadet. Aus diesem Grunde sollten die Samariterorganisationen in Zukunft solche und ähnliche Vorträge nicht mehr in ihre Programme aufnehmen ... –

Man kann daraus schliessen, dass Martz wirklich – im Auftrag – handelte und selbst nicht genau informiert war. Er schien anzunehmen, das von uns unterschriebene Reglement sei identisch mit der Vereinbarung mit dem Oberkommando der Wehrmacht. Dass dieses geheim war, schien er nicht zu wissen. Dieser Brief ist der erste direkte Hinweis auf das Bestehen eines Geheimabkommens.



CROIX-ROUGE SUISSE SCHWEIZ. ROTES KREUZ CROCE-ROSSA SVIZZERA
MEDECIN-CHEF ROTKREUZ-CHEFARZT MEDICO IN CAPO

Taubenstrasse 8 BERN Telefon 2.14.74

c h a r g é

Bern/Riehen, 26.1.44.

Herrn Lt der Sanität B u c h e r
Dr med P.D.
Z ü r i c h .

Aus der Presse und aus mir zugegangenen Mitteilungen ersehe ich, dass Sie in Zürich etc. seit einiger Zeit Vorträge halten über Ihre Erlebnisse als Mitglied einer Schweiz. Aerztemission an die Ostfront.

Dem Komitee für Hilfsaktionen gegenüber haben Sie sich seinerzeit, vor Ihrer Abreise an die Ostfront, schriftlich verpflichtet, weder Vorträge zu halten noch Publikationen zu veröffentlichen über Ihre Erlebnisse an der Ostfront. Auch dem Oberkommando der Deutschen Wehrmacht gegenüber sind Sie diese Verpflichtung eingegangen. Bei Ihrer Entlassung ist allen Teilnehmern diese Bestimmung inä Gedächtnis gerufen worden.

Es ist mir nicht bekannt, dass Sie jemals das Komitee für Hilfsaktionen um Bewilligung für Ihre Vorträge ersucht haben, noch dass das Komitee Ihnen diese Bewilligung erteilt hätte.

Es würde mich interessieren, wieso Sie, trotz der klaren von Ihnen unterschritlich bestätigten Abmachung, doch dazu kommen, nun öffentliche Vorträge über Ihre Erfahrungen an der Ostfront zu halten. Das Komitee für Hilfsaktionen durfte doch wohl annehmen, dass ein Offizier der schweizerischen Armee ein schriftlich gegebenes Versprechen halte.

Im Namen des Komitee ersuche ich Sie dringlich, den von Ihnen unterschriftlich gegebenen Verpflichtungen nachzukommen. Das Komitee für Hilfsaktionen behält sich im übrigen vor, die ihm nötigem erscheinenden Schritte zu unternehmen.

Komitee für Hilfsaktionen
unter dem Patronat des
Schweiz. Roten Kreuzes.

i/A



Oberstlt. Martz

versuchte zu erklären, dass es in meinen Vorträgen ausschliesslich um Aufklärung der Bevölkerung der Schweiz gehe¹, also um die geistige Landesverteidigung, die auch von höchster Stelle aus mit Nachdruck gefordert werde, und dass es sich bei meiner Unterschrift unter das Reglement nicht um ein Offizierswort handle, sondern um die Unterzeichnung eines befristeten Reglements für die Dauer einer zivilärztlichen Hilfsaktion. Ich sei als freiwilliger und freier Mann an die Ostfront gekommen und habe niemandem weder mein ziviles noch mein Offizierswort gegeben, durch Schweigen mein Vaterland zu verraten. Ich wies auch auf das Einverständnis des Oberfeldarztes mit meinen Vorträgen hin. Bemerkenswert ist, dass weder Bundesrat Kobelt noch der Oberauditor Eugster etwas über eine geheime Abmachung zwi-

¹ Ich machte die beiden Herren ausdrücklich auf die in meinen Vorträgen dargelegten Vorkommnisse der Hetze gegen unser Land, unsere Armee und unser Volk, auch auf die Vorkommnisse in den Gettos Minsk und Warschau, auf die von mir beobachtete Geislerschiessung, auf die anderen Erlebnisse in Smolensk aufmerksam, obgleich sie diese Dinge aus meinen Vorträgen kennen mussten, die zum Teil von Bundeshausstenographen festgehalten worden waren. Auch lag Webers Tagebuch, das ebenfalls über die Juden- und Geislerschiessungen berichtet, dem Oberauditor der Armee zur Einsicht vor. Doch meine eindringliche Darstellung und Begründung, warum ich die Aufklärung der Bevölkerung im Interesse der Landesverteidigung für wichtig hielt, wurde ohne irgendwelche Stellungnahme mit Schweigen quittiert.

schen dem Aktionskomitee und dem Oberkommando der deutschen Wehrmacht verlauten liessen. Wussten sie nichts, obgleich in den Briefen des Oberstleutnants Martz davon die Rede war, oder schwiegen sie aus Vorsicht?

Das ganze Verhalten Kobelts liess auf die Unsicherheit schliessen, die damals im Bundesrat in Bezug auf die politisch zweifelhaften Ärztemissionen herrschte. Kobelt erklärte mir nämlich zunächst, offenbar unter dem Eindruck meines Einverständnisses mit dem Oberfeldarzt und meiner weiteren Begründungen, er könne mir als Chef des Eidgenössischen Militärdepartements die Vorträge allerdings nicht verbieten. Kurze Zeit später aber sprach er doch von seiner Kompetenz, die Vorträge im Namen des Gesamtbundesrates zu untersagen, und zwar wegen – Gefährdung der Versorgungsinteressen – unseres Landes. Als ich auf die Vorträge Birchers über die Mission an die Ostfront hinwies, die er in den Jahren 1942 und 1943 vor vielen Offiziersgesellschaften gehalten habe und noch immer halte, behauptete Kobelt, von solchen Vorträgen nichts zu wissen¹. Nun, damit hatte er nun Kenntnis davon erhalten, und ich gab ihm die Zusicherung, meine Vortragstätigkeit einzustellen, unter der ausdrücklichen Voraussetzung, dass auch Oberstdivisionär Bircher und andere Teilnehmer an der Ostfrontmission nichts mehr publizieren und ebenfalls keine Vorträge mehr halten werden.

In einer Unterredung am 7. Februar – also einige Wochen

¹ Diese dem Chef des Militärdepartements angeblich völlig unbekannt Ostfrontvorträge liefen unter folgenden Unterthemen: Der russische Soldat – Führungsfragen – Kesselbildung – Infanterietaktik – Von der deutschen Kavallerie – Die operative Entwicklung im Osten – Panzerverwendung – Artillerieverwendung – Der Stand der sowjetischen Angriffsgrundsätze – Bewaffnung und Kriegsmaterial (mit genauesten Angaben) – Das Sturmgeschütz – Kampfwagen, und nur vereinzelt über Sanitätsfragen. Bircher veröffentlichte diese Vorträge später in der *Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung*, deren Chefredaktor er damals war. Vergleiche – Allgemeine Schweizerische Militärzeitung –, 91. Jahrgang, 1945, Nr. 4ff. Sie waren zusammengefasst unter dem Sammeltitlel – Kriegserfahrungen – mit dem Hinweis als Fussnote: – Nach einem im Winter 1942/43 in verschiedenen Offiziersgesellschaften der Schweiz gehaltenen Vortrag. –

vor dieser Besprechung mit Bundesrat Kobelt – hatte ich von Oberfeldarzt Vollenweider erfahren, dass alle Manuskripte über Ostfrontvorträge oder -artikel, die dem Komitee für Hilfsaktionen eingereicht werden, vom Präsidenten Oberstdivisionär von Muralt vermutlich an die deutsche Gesandtschaft in Bern, also zu Minister Dr. Köcher, gelangen, jedenfalls auf einem noch nicht ganz überschaubaren Weg nach Berlin an das zuständige Ministerium zur Zensur geschickt würden. Erst wenn von Berlin die Freigabe eintröffe, gebe von Muralt die – Bewilligung des Komitees für Hilfsaktionen – . Es hätte mich zwar sehr interessiert, ob Bundesrat Kobelt über diese Wege und diese deutsche Zensur Bescheid wisse, doch musste ich bei dieser Unterredung die Frage unterdrücken, da die Information vertraulich war.

Der damalige sozialdemokratische Nationalrat Jacques Uhlmann aus Zürich, der für die Sektion Winterthur einen Vortrag von mir angesetzt hatte, versuchte in einer Unterredung mit Bundesrat Kobelt eine Klärung der Sachlage herbeizuführen. Bezeichnend für Kobelts elastische Haltung sind die Zeilen (siehe Abbildung 4), die Nationalrat Uhlmann mir daraufhin schrieb (am 29. März 1944, also nur eine Woche nach meiner Unterredung mit Bundesrat Kobelt): – Herr Bundesrat Kobelt lehnt irgendeine Erklärung, ob Sie die Vorträge weiterhalten können oder nicht, ab. Er beruft sich darauf, dass Sie seinerzeit eine schriftl. Verpflichtung unterzeichnet hätten und zudem ihm zugesichert haben sollen, dass Sie die Vorträge mit letztem Sonntag beenden würden. Er überlasse alles Weitere Ihnen. – In ähnlicher Weise verwendete sich auch Nationalrat Gottlieb Duttweiler (vergleiche Abbildung 1) für mich, aber auch ohne Erfolg. Nachdem ich vernahm, dass Oberstdivisionär Bircher nach meiner Unterredung mit Kobelt und Eugster seine Vorträge unbehelligt weiter hielt, fühlte ich mich nicht mehr an die Zusage, meine Vorträge einzustellen, gebunden und nahm meine Vortrags-tätigkeit am 1. Mai 1944 wieder auf.



NATIONALRAT
CONSEIL NATIONAL
CONSIGLIO NAZIONALE

29.3.44

Sehr geehrter Hr.!

Der Bundesrat Kobelt sucht
eigentlich eine Erklärung, ob die
Vträge weiterhalten können oder nicht
ab. Er beruft sich darauf, dass
Sie kürzlich eine schriftl. Verpflichtung
unterzeichnet hätten & zudem ihm
zugewendet haben sollen, dass Sie die
Vträge mit letztem Sonntag kün-
digen würden. Er überlasse allen
weiter folgen.

Sie wissen, dass unsere Aktion
jetzt in einer sehr dünnen Situation
ist. Trotzdem müssen wir den Ent-
scheidungen folgen überlassen. Dollen
Sie uns zueinander meine & Ihre
Freunde folgen Fortschritts bald-
möglichst mitteilen

An der Besprechung mit Bundesrat
Kobelt war Stadtrat Frey, Vol. rat in
A. Thier zugegen. mit Herrn Fritzwiler
habe ich die jgg. Wid konferiert.

Ich erwarte gerne Ihre Mitteilungen
aber Sie müssen zu dem Gedanken 3
verbleiben.
mit besten Grüßen
jgg
Uhlmann

Bundesrat Kobelt bestritt meine Bedingung – die gleichzeitige Einstellung der Vorträge Birchers – und warf mir vor, mich an meine Zusage nicht gehalten zu haben. Es würde zu weit führen, hier die ganze Korrespondenz mit Kobelt – das Seilziehen um meine Vorträge – in extenso auszubreiten. Ich will nur kurz die wichtigsten Punkte anführen. In einem Antwortschreiben an Nationalrat Uhlmann – mit Kopie an Bundesrat Kobelt – hielt ich die Ergebnisse der Unterredung im Bundeshaus fest. Daraufhin antwortete Kobelt mir direkt mit einem Schreiben vom 4. April 1944 (siehe Abbildung 5), in dem er seiner eigenen Darstellung gegenüber Nationalrat Uhlmann widerspricht. Ich übergab die ganze Sache wieder meinem Rechtsbeistand Dr. Zellweger, zumal Angriffe wegen meiner Vorträge und des angeblichen Bruchs meines Offizierswortes auch von anderer Seite erfolgt waren. Dr. Zellweger formulierte in unmissverständlicher Weise und in

juristischer Kürze jeweils gegenüber den Angreifern meinen Standpunkt. Der an Bundesrat Kobelt gerichtete Brief, datiert vom 21. Juli 1944, ist leider nicht mehr auffindbar. Ich zitiere deshalb die Formulierung Zellwegers an einen anderen Adressaten¹, die dem Sinne nach auch dem Schreiben an Bundesrat Kobelt zugrunde lag, da es beidemal um den Vorwurf des Bruchs meines Offizierswortes ging. – ... Vollkommen abwegig ist es, die beschränkte Geheimhaltungspflicht der Missionsärzte mit ihrer allfälligen Offizierseigenschaft in Zusammenhang zu bringen. Dadurch wird ja insinuiert, dass die Mitglieder der Ärztemission derselben als Offiziere der schweizerischen Armee angehört haben. Sie sollten einsehen, dass Sie durch die Kundmachung einer derartigen Betrachtungsweise fremden Staaten begründeten Anlass gäben, gegen die Schweiz den Vorwurf einer schwerwiegenden Neutralitätsverletzung zu erheben ... –

Dieser Satz beleuchtet objektiv, nämlich ganz unabhängig von der Person des Adressaten, die Gesamtsituation, die ja wegen der Verschleierung des tatsächlich vorhandenen Abkommens noch undurchsichtig war. Man griff mich unablässig wegen Bruchs meines Offizierswortes an, das ich als Person nie gegeben hatte, mit dem aber eine bestimmte Clique im geheimen manipulierte. Der Satz Zellwegers führt in die Nähe der verschleierte Tatsache des Verrates am Rotkreuzgedanken und an der Neutralitätsidee durch ein Geheimabkommen mit Berlin.

Ob Bundesrat Kobelt selbst um dieses Geheimabkommen wusste oder nicht, diese Frage lässt sich durch seine Antwort auf den (nicht mehr vorhandenen) Brief Zellwegers vom 21. Juli 1944 nicht klären. Sein Schreiben vom 12. September 1944 weicht wieder auf die Unterschrift unter das Reglement aus: – Zurückkommend auf Ihr Schreiben vom 21. Juli 1944 in

¹ An Hauptmann R. Hegglin, damals im Armeekommando-Röntgen-dienst in Bern, datiert vom 8. Juli 1944, der mich in einem Schreiben vom 3. Februar 1944 wegen eines Vortrages scharf angegriffen hatte.



EIDGENOSSISCHES MILITARDEPARTEMENT
DÉPARTEMENT MILITAIRE FÉDÉRAL
DIPARTIMENTO MILITARE FEDERALE

Kontroll-Nr. }
No. de contr. } 070. 7. 1. 43
N. di contr. }
Geff. in der Antwort diese Nr. angeben
Rappeler le n° ci-dessus dans la réponse
Indicare questo n° nella risposta

Bern, den 4. April 1944.

Herrn Sanitätsleutnant Bucher,
Privatdozent,
Hotel Mirafiore,
B r i s s a g o .

Hiermit bestätige ich Ihnen den Empfang der Abschrift Ihres Schreibens an Herrn Nationalrat Uhlmann. Ich bin über dessen Inhalt ausserordentlich befremdet. Er entspricht keineswegs den Vereinbarungen über die Begründung für den Abbruch Ihrer Vortragstätigkeit. Sie selbst haben Bedenken geäussert, unsere Besprechung und die vom Bundesrate erwogenen Massnahmen dabei zu erwähnen, und zugesichert, dies zu unterlassen. Ich muss auch feststellen, dass Ihre Interpretation der von Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Leutnant unterzeichneten Verpflichtung gegenüber dem Komitee des Roten Kreuzes mit dem klaren Wortlaut derselben im Widerspruch steht.

Es kann keine Rede davon sein, dass die Vereinbarung über die Unterlassung weiterer Vorträge nur vorübergehender Natur sein sollte. Ich mache Sie ausdrücklich auf die anlässlich der Besprechung vom 23. März mir gegenüber eingegangenen Verpflichtungen aufmerksam.

Hochachtungsvoll

Der C h e f
des eidg. Militärdepartementes:

Sachen Dr. Rudolf Bucher, muss ich mir gestatten, darauf hinzuweisen, dass Dr. Bucher die Vereinbarung über die Geheimhaltungspflichten bezüglich der Beobachtungen anlässlich der Ärztemission als Leutnant Bucher unterzeichnet hat. Damit ist er mit seinem Offizierswort zu deren Einhaltung verpflichtet, auch wenn die Mission keine Organisation der Armee selbst gewesen ist. – Ferner heisst es in diesem Schreiben Kobelts: – Zudem hat er seine Vorträge zu neutralitätswidrigen Ausfällen missbraucht. – Dies konnte sich nur auf meine sachliche Aufklärung über die Verbrechen, die wir mit eigenen Augen gesehen oder durch glaubwürdige Zeugen und Photos dokumentierten, beziehen. Der bundesrätliche Brief schliesst: – Im Übrigen hat sich der Armeeauditor dahin ausgesprochen, dass die Nichteinhaltung der bei Antritt der Mission als Offizier abgegebenen Erklärung unter den gegebenen Verhältnissen Anlass zur Prüfung der Anwendbarkeit des Artikels 16 MO geben könnte. – Dieser Artikel bezieht sich auf den Ausschluss aus der Armee¹. Der Widerspruch zu der vorherigen Einräumung, dass die Mission keine Organisation der Armee selbst gewesen sei, schien ihm nicht bewusst geworden zu sein. So spiegelt dieses Schreiben Kobelts die durchgehende Unsicherheit des Bundesrates in dieser ganzen Angelegenheit, bei der er unter Druck stand².

¹ Er lautet: – Wer durch seine Lebensführung sich des von ihm bekleideten Grades oder überhaupt der Zugehörigkeit zur Armee unwürdig macht, soll dem Militärgericht überwiesen werden. Dieses entscheidet über den Ausschluss von der Erfüllung der persönlichen Dienstleistung. –

² Um diesen Druck zu verstehen, muss man sich daran erinnern, dass die Schweiz zu jenem Zeitpunkt noch völlig von den Achsenmächten eingeschlossen war. Trotz ungeheuren Anstrengungen zur Verbesserung der Ernährung aus dem eigenen Boden reichten die Erträge der Landwirtschaft nicht aus und wir waren auf zusätzliche Importe angewiesen. Auch die Wirtschaft konnte ohne die Einfuhr von Rohstoffen und Halbfabrikaten nicht in Gang gehalten werden. Alle diese für unser Land lebenswichtigen Transporte führten durch das Gebiet der Achsenmächte und waren deshalb von ihrer Einwilligung abhängig. Diese benützten denn auch die Wirtschafts- und Handelsvertragsverhandlungen als Druckmittel, mit denen versucht wurde, von unseren Behörden auf ganz anderen Gebieten Konzessionen zu erpressen.

Heute ist dieses Schreiben des Bundesrates vom 12. September 1944 auch deshalb ein interessantes Beweisstück, weil man es mit den Äusserungen Kobelts und Eugsters gegenüber Professor Carl Ludwig, Basel, bei der Untersuchung der Flüchtlingspolitik der Schweiz vergleichen kann. Dort behaupteten nämlich die beiden Herren, in den Auseinandersetzungen mit mir im März 1942 und Mai 1944 sei von meinen – im Osten gemachten Wahrnehmungen – nicht die Rede gewesen, – ebenso wenig übrigens auch von einer Degradation¹ – . Leider existieren keine Protokolle über die beiden mündlichen Unterredungen, doch geht aus dem Brief Kobelts dennoch die Drohung mit Ausschluss aus der Armee eindeutig hervor. Dass auch mündlich davon die Rede war, mag mein Antwortschreiben an Bundesrat Kobelt, dessen Original sich vielleicht noch bei den Akten im Bundesarchiv befindet, dokumentieren. Ich schrieb am 25. Oktober 1944 an Bundesrat Dr. Kobelt:

– Ihren Brief vom 12. September 1944 (an Dr. iur. Zellweger) beantworte ich persönlich ... Ihr Vorwurf, ich hätte

¹ Im sogenannten Ludwig-Bericht, – Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart (1957) –, Bern 1966, Seite 232ff., heisst es nach der Darstellung meiner eigenen Aussagen über das Grauenhafte jener Zeit: – Die Frage des Verfassers, ob diese Beobachtungen auch unmittelbar zur Kenntnis schweizerischer Amtsstellen gekommen seien, hat Dr. B. dahin beantwortet, er habe alle seine Wahrnehmungen im März 1942 dem damaligen Oberauditor der Armee, Oberstbrigadier Eugster, im Beisein des Chefs des Eidgenössischen Militärdepartements, Bundesrat Kobelt, im Bundeshaus mitgeteilt. Das gleiche sei im Mai 1944 geschehen, anlässlich einer Auseinandersetzung mit den beiden Genannten, wobei man ihm unter Androhung seiner Degradation vorgeworfen habe, er habe durch seine Vorträge über den Russenkrieg das ihm auferlegte, ehrenwörtlich bekräftigte Schweigegebot gebrochen. – Dieser Darstellung gegenüber erklären Bundesrat Dr. Kobelt und Oberstbrigadier Eugster, Dr. B. sei wegen der Abhaltung von Vorträgen vorberufen worden; man habe ihm den damit vollzogenen Bruch des ehrenwörtlich abgegebenen Schweigeversprechens vorgehalten. Vom Materiellen, das heisst von den im Osten gemachten Wahrnehmungen, sei nicht die Rede gewesen, ebensowenig übrigens auch von einer Degradation. Bundesrat Dr. Kobelt fügt bei, wenn Dr. B. die von ihm nunmehr erwähnten Aussagen gemacht hätte, so würde er sich sicherlich daran erinnern und hätte dem Bundesrat darüber Bericht erstattet. –

meine Vorträge zu neutralitätswidrigen Ausfällen missbraucht, ist neu und wurde früher nicht erhoben. Das zwingt mich, Sie zu ersuchen, nicht bei dieser immerhin sehr allgemein gehaltenen Erklärung zu bleiben, sondern mir konkret und *expressis verbis* mitzuteilen, welche Stellen in meinem Vortrag darunter gemeint sind. –

Es ist wenig glaubhaft, dass der Bundesrat damals nicht gewusst haben will, was eigentlich in meinen Vorträgen so besonderen Anstoss erregte. Was konnte – neutralitätswidriger – sein als meine Aufklärung über die Vorgänge in den Gettos, in den Konzentrationslagern und über die Geiselererschliessungen oder meine wiederholte Feststellung, dass wir Schweizer, obwohl unter dem Patronat des Schweizerischen Roten Kreuzes, ausdrücklich keine russischen Gefangenen ärztlich betreuen durften.

– Sie haben mir seinerzeit erklärt, es sei von einer bestimmten Seite dem Bundesrat der Antrag eingereicht worden, mich wegen meiner Vorträge beziehungsweise wegen Bruchs des Offizierswortes aus der Armee auszuschliessen ... Ich brauche wohl nicht zu unterstreichen, dass ich ein unbedingtes Recht darauf besitze, die Namen der Antragsteller zu vernehmen, nachdem ich des Bruchs des Offizierswortes in breiten Kreisen bezichtigt worden bin und nachdem Sie persönlich mich von diesem Antrag in Kenntnis gesetzt haben. –

In seinem Antwortschreiben vom 10. November 1944 (siehe Abbildung 6) wich Kobelt allen diesen heissen Eisen wieder aus und beharrte einfach auf seiner alten Behauptung, dass ich am 23. März auf meine Vortragstätigkeit bedingungslos verzichtet hätte. Ich hielt dann mehr oder weniger unbehelligt meine Vorträge weiter bis zum Ende des Krieges im Frühjahr 1945. Die Anschuldigungen wegen meines – gebrochenen Offizierswortes – waren im Sande verlaufen, vermutlich hatte auch der Druck, unter dem der Bundesrat gestanden hatte, nachgelassen. Damit konnten die Akten



EIDGENÖSSISCHES MILITARDEPARTEMENT
DÉPARTEMENT MILITAIRE FÉDÉRAL
DIPARTIMENTO MILITARE FEDERALE

Kontroll-Nr. } 090.7 v.43
No. de contr. }
N. di contr. }

Bern, 10. November 1944.

Gefl. in der Antwort diese Nr. angeben
Rappeler le n° ci-dessus dans la réponse
Indicare questo n° nella risposta

Herrn
Dr. med. Rud. Bucher
Z ü r i c h
Falkenstr. 15

Im Besitze Ihrer Zuschrift vom 25.10.44 teile ich Ihnen mit, dass Sie gemäss Vereinbarung vom 23.3.44 auf eine weitere Vortragstätigkeit über Ihre Beobachtungen als Teilnehmer an der Aertztemission an die Ostfront verzichtet haben. Hieran kann auch durch Ihre neuen Interpretationsversuche nichts geändert werden. Sie bleiben an Ihr Wort gebunden. Ihr an der Besprechung vom 23.3.44 erfolgter Hinweis auf Vorträge und Publikationen anderer Teilnehmer an der Mission ist irrelevant, weil diese vorher die vorgeschriebene Genehmigung eingeholt haben. Im übrigen habe ich meinen früheren mündlichen und schriftlichen Aeusserungen weder etwas beizufügen noch etwas daran abzuändern.

Der C h e f des
eidg. Militärdepartements:

über meine persönlichen Kämpfe wegen meiner Vortrags-tätigkeit geschlossen werden. Offen war aber immer noch die Frage nach den politischen Zusammenhängen, die diese Kämpfe überhaupt erst verständlich machen könnten.

War tatsächlich zwischen dem Bircher-von Muraltschen – Komitee für Hilfsaktionen – und dem Oberkommando der deutschen Wehrmacht etwas vereinbart worden in Bezug auf unsere angeblich zivile und freiwillige Ärztemission? Die Vermutung, dass es ein geheimgehaltenes Vertragsstück geben müsse, dessen Auffindung die absichtlich im Dunkeln gehaltenen Hintergründe mit einem Schlag erhellen könnte, hatte sich vor allem durch den unvorsichtigen Passus in dem Schreiben von Oberstleutnant Martz an mich und – noch deutlicher – in dessen Schreiben an den Präsidenten des Schweizerischen Samariterbundes verdichtet. Doch hatten die Äusserungen von Martz noch keine sichere Beweiskraft; auch wenn er *expressis verbis* eine mit dem Oberkommando der deutschen Wehrmacht getroffene Vereinbarung erwähnte, so könnte es immerhin auch eine Verwechslung mit dem von uns unterzeichneten Reglement sein.

Kurz nach Kriegsende gelang es mir endlich, den lang gesuchten Schlüssel zu finden. Zuerst erfuhr ich – und zwar ausgerechnet von dem ehemaligen deutschen Gesandten Dr. Köcher selbst, der nun keine Hemmungen mehr hatte, solche Geheimnisse preiszugeben –, dass es die gesuchte Vereinbarung tatsächlich gäbe. Ich selbst hatte Dr. Köcher zu dem Gespräch aufgefordert, das am Dienstag, dem 29. Mai 1945, nachmittags in der Halle des Hotels – Schweizerhof – in Luzern stattfand. Es ergab sich daraus Folgendes:

Der Druck auf den Bundesrat und die ganzen Umtriebe, mich zum Schweigen zu bringen, waren auf die deutsche Gesandtschaft zurückzuführen. Auf meine Frage, warum seinerzeit meine Vorträge das Missfallen der deutschen Gesandtschaft erregt hätten, kam Köcher mit dem alten Argument, ich hätte mein Offizierswort nicht gehalten. Auf meine

Gegenfrage, wann und wo ich ein solches abgegeben hätte, kam er, wie erwartet, mit meiner Unterschrift unter das Reglement.

Hier ergab sich der Ansatzpunkt, auf meine eigentliche Frage zu kommen. – Was ich auch heute noch nicht begreifen kann: Weshalb war es überhaupt notwendig, uns mit dem bekannten Reglement die eigene Unterschrift abzuhandeln? Das Reglement an sich besagte doch recht wenig, nicht wahr, Herr Minister? Es ist eher recht ungenau. Es hing doch gleichsam – sozusagen in der Luft, da es doch von deutscher Seite nicht gegengezeichnet war. – Und da kam sie, die lang gesuchte Bestätigung! Köcher überlegte kurz und sagte dann:

– Das Ganze war doch ein Gentlemen's Agreement zwischen dem schweizerischen Komitee für Hilfsaktionen und der Deutschen Wehrmacht. –

Durch meine scheinbar ungläubige Gegenfrage veranlasste ich ihn absichtlich, diese Äußerung zu wiederholen, dann fuhr ich fort: – Die besagte Vereinbarung oder – wie Sie es nannten – das Gentlemen's Agreement wurde doch auch Himmler vorgelegt? Von welcher Stelle ist es unterschrieben, ich meine, auf deutscher Seite? –

Daran konnte oder wollte sich Köcher im Augenblick nicht mehr erinnern, hingegen wusste er noch genau, dass die dem Komitee für Hilfsaktionen zur Genehmigung vorgelegten Vortragsmanuskripte und Artikel jeweils nach Berlin gelangten. Er selbst habe allerdings mit diesen Dingen nichts zu tun gehabt, vielmehr seien die Manuskripte mit Schweizer Kurier an Minister Frölicher und von ihm aus zu den entsprechenden deutschen Stellen gegangen.

– Euer Minister Frölicher war ja eine der Hauptpersonen, die diese Ärztemissionen in die Wege geleitet haben. –

Auf meine Frage, ob die schweizerische Bundespolizei von diesem Kurierdienst gewusst habe, ging er nicht mehr ein. Er wurde unruhig, und ich wusste ja nun auch die Hauptsache.

(Wenige Wochen nach diesem Gespräch hat sich Dr. Köcher das Leben genommen.)

Es würde zu weit führen, hier noch im Einzelnen darzustellen, wie ich schliesslich in den Besitz einer Kopie des Originaldokumentes gelangte. Es trägt folgende Bezeichnung als Kopf:

*Der Chef der Heeresrüstung und
Befehlshaber des Ersatzheeres
Nr. 13890/41 AHA/S Jn/Org 1a*

Vereinbarung

zwischen dem Oberkommando des Heeres (Chef der Heeresrüstung und Befehlshaber des Ersatzheeres) deutscherseits und dem Komitee für Hilfsaktionen unter dem Patronat des Schweizerischen Roten Kreuzes, vertreten durch Herrn Dr. von Muralt, Oberstdivisionär z.D., Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes, schweizerseits.

Diese Vereinbarung ist unterzeichnet von Olbricht¹, General der Infanterie, im Auftrag des Chefs der Heeresrüstung und des Befehlshabers des Ersatzheeres im Oberkommando des Heeres, und von von Muralt, Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes (siehe Abbildung 7).

Sie besteht aus neunzehn Punkten, die sich hauptsächlich auf die Regelung der technischen Seite der Mission, wie Zusammensetzung, Dienstleistungsdauer, Einsatzgruppen, Kraftwagen, Uniformierung, persönlichen Schutz und Löhnung der Teilnehmer, Devisen, Unterkunft, Schutz im Falle von Verwundung und Krankheit, Impfschutz, Post, Zollfreiheit beziehen. Ganz harmlos getarnt unter diesen Paragraphen findet sich ein kurzer Nachsatz im Passus 4, der

¹ Friedrich Olbricht wurde drei Jahre später im Zusammenhang mit dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 hingerichtet.

Berlin, den

Bern, den 13. Oktober 1944.

Oberkommando des Heeres
Der Chef der Heeresrüstung und
Befehlshaber des Ersatzheeres:

Für das Komitee für Hilfsaktionen
unter dem Patronat des Schweiz.
Roten Kreuzes:

F. A.

Oberritt

General v. Jurek

von Mervall

Präsident des

Schweizerischen Roten Kreuzes

Abbildung 7

sich auf die Dauer der Dienstleistung bezieht: – Alle Teilnehmer sind zu strengster Verschwiegenheit verpflichtet. – Und ebenfalls geschickt versteckt, nämlich als Passus 15 – zwischen Passus 14 (Post) und Passus 16 (Zollfreiheit) – findet sich die Regelung der rechtlichen und dienstlichen Unterstellung, deren Formulierung die gewaltige Tragweite dieses Punktes nicht sofort erkennen lässt. Der Passus 15 lautet:

– Die Mitglieder der Freiwilligen Schweizer Hilfsaktion unterstehen gemäss § 155 des deutschen Militärstrafgesetzbuches und §§ 3, 3 a der deutschen Kriegsstrafverfahrensordnung als Heeresgefolge beim Feldheer der deutschen Wehrmachtgerichtsbarkeit und den militärischen deutschen Strafgesetzen sowie der Disziplinarstrafordnung für das Heer. Unbeschadet dieser gesetzlichen Bestimmungen bleibt es dem Chef der Mission überlassen, aus disziplinarischen Gründen Teilnehmer der Hilfsaktion in die Heimat zu entlassen, sofern gegen den Betreffenden kein Verfahren schwebt. Es wird deutscherseits angestrebt werden, im Falle von disziplinarischen Übertretungen eines Teilnehmers, dem Chef der Mission Mitsprache zu ermöglichen. –

Die strafrechtliche Basis war hier eindeutig und klar festgelegt: Wir Teilnehmer der Ärztemission unterstanden nicht

mehr der schweizerischen Gerichtsbarkeit, sondern dem deutschen Militärstrafgesetz und der deutschen Kriegsverfahrensordnung, erlassen und unterzeichnet am 17. August 1938 vom Führer und Reichskanzler Adolf Hitler. § 155 lautet:

– Während eines gegen das Deutsche Reich ausgebrochenen Krieges sind alle Personen, welche sich in einem Dienst- oder Vertragsverhältnis bei der kriegführenden Wehrmacht befinden ... den Strafvorschriften dieses Gesetzes ... insbesondere den Kriegsgesetzen unterworfen. Ausländische Offiziere, die zu der kriegführenden Wehrmacht zugelassen sind, werden, wenn der Führer und Reichskanzler keine besonderen Bestimmungen getroffen hat, nach den für deutsche Offiziere geltenden Vorschriften beurteilt. Auch auf das Gefolge solcher Offiziere findet die Vorschrift Anwendung. Vorschriftsgemäss entsprechend dem nationalsozialistischen Wehrrecht werden bezüglich des deutschen Fahneneides auch alle jene Personen genau so behandelt, das heisst, als ob sie den Fahneneid geleistet hätten, bei denen die Ableistung des Fahneneides (Gelöbnis und Handschlag) versehentlich unterblieben ist. –

Der Fahneneid auf den Führer des Grossdeutschen Reiches Adolf Hitler aber lautet:

– Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Obersten Befehlshaber der deutschen Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für den Eid mein Leben einzusetzen. –

Im deutschen Militärstrafgesetzbuch lesen wir weiter:

– Ein Ausländer oder Deutscher, der sich während eines gegen das deutsche Reich ausgebrochenen Krieges auf dem Kriegsschauplatz eines Landesverrates schuldig macht, ist nach den für diese Straftaten im Falle ihrer Begehung im Reichsgebiet geltenden Bestimmungen zu bestrafen, auch wenn sie im Ausland [in unserem Falle also der Schweiz. Der Verf.] begangen worden sind. Verrat im Sinne der Vor-

Schriften begehrt, wer mit Vorsatz das Wohl des Reiches zu gefährden, das Staatsgeheimnis, das heisst auch Nachrichten und Tatsachen [in unserem Falle also die Juden- und Geiseler-schiessungen usw. Der Verf.] an einen andern gelangen lässt, insbesondere an eine ausländische Regierung [in unserem Falle zum Beispiel meine Berichte und das Tagebuch Anton Webers an Herrn Bundesrat Kobelt und den Oberauditor der Armee. Der Verf.) oder an jemand, der für eine ausländische Regierung tätig ist, oder öffentlich mitteilt [zum Beispiel in Vorträgen über die Ostfront. Der Verf.]. Darauf steht Todesstrafe. –

Das ist der Hintergrund des so harmlos wirkenden Passus 15 der Vereinbarung. Dass er nicht harmlos war, mussten die Beteiligten wissen, denn warum hätten sie sonst den ganzen Kampf gegen meine Vortragstätigkeit ohne direkten Bezug auf diese Rechtslage – Todesstrafe – geführt? Wenn man Passus 15 weiter unter die Lupe nimmt, erkennt man auch im Einräumen eines Mitspracherechtes des Chefs der Mission den ausgeklügelten Gummiparagraphen, denn die deutschen Stellen waren nicht verpflichtet, ihm dieses Recht einzuräumen; es heisst nur, es wird angestrebt, ihm dieses zu ermöglichen. Nun verstand ich plötzlich, in welcher grossen Gefahren sich Weber mit seinem Peitschenhieb und ich mich mit meinem Faustschlag befunden hatten! Das also war die zivile und freiwillige Ärztemission, deren Teilnehmer, ohne dass sie selbst es wussten, unter Umständen hätten standrechtlich erschossen werden können. Und diese verräterische Geheimabmachung haben Obmann Bircher und der Präsident des Komitees, Dr. von Muralt, beide selbst Schweizer Offiziere, zustande gebracht. Wussten sie nicht, dass es Verrat am Rotkreuzgedanken war? Warum haben sie es so säuberlich geheimgehalten?

Wer wusste noch von diesem Dokument? Selbstverständlich Minister Frölicher; doch welche Personen in der Schweiz

hatten ausser Bircher und dem Unterzeichner selbst Kenntnis von diesem – Agreement – des Verrats? Selbstverständlich einige Leute im Komitee für Hilfsaktionen, wie zum Beispiel Oberstleutnant Martz, der es unvorsichtigerweise erwähnte, vielleicht in Unkenntnis seiner Tragweite. Und wer wusste nichts von diesem Dokument? Heute steht fest, dass der damalige Rotkreuzchefarzt, Oberst Remund, als Direktionsmitglied des Schweizerischen Roten Kreuzes im ungewissen gelassen wurde, wohl deshalb, weil er gegenüber dem Präsidenten des Schweizerischen Roten Kreuzes und gleichzeitigen Präsidenten des Komitees für Hilfsaktionen seine ernststen Bedenken gegen diese Ärztemissionen an die Ostfront vortragen hatte. Wie mir Oberst Remund am 16. Februar 1967 mitteilte, hat er bis zu diesem Tag nichts von dieser Vereinbarung gewusst.

Nach wie vor aber bleibt die Frage offen, ob und wie weit Bundesrat Kobelt von diesem Geheimabkommen Kenntnis hatte. Es ist gewiss nur eine Frage unter vielen, die noch in der Darstellung der Ereignisse und Zusammenhänge jener Kriegsjahre offenstehen.

Wenn ich diese Frage heute – durch die Veröffentlichung meiner Erlebnisse und Erfahrungen an der russischen Front und meiner späteren Vortragstätigkeit – aufgreife, so deshalb, weil über die persönliche Seite hinaus diese Angelegenheit in das Objektiv-Zeitgeschichtliche hineinragt. Die Tatsache des Verrates am Rotkreuzgedanken und an der Neutralitätsidee unseres Vaterlandes und des Vertrauensmissbrauchs einer kleinen Gruppe von Anpassern gegenüber ihren ahnungslosen Kollegen muss im grösseren Zusammenhang beleuchtet und bewertet werden, denn die Auswirkungen der damaligen Zeit sind auch heute noch spürbar und aktuell, und zwar in der Schweiz wie im Ausland. Spätere Generationen werden sich damit auch zu befassen haben. Darin mag die Rechtfertigung liegen, dass ich fünfundzwanzig Jahre nach dem Geschehen meine Erinnerungen der Öffentlichkeit unterbreite.

Nachtrag zur dritten Auflage

Am 27. Dezember 1967 erhielt ich von a. Nationalrat Hans Müller-Schafir, Aarberg, im Auftrag des erkrankten a. Bundesrates Dr. Karl Kobelt ein Schreiben mit dem Ersuchen, Kenntnis davon zu nehmen, dass Herr **a. Bundesrat Kobelt** von dem Geheimabkommen zwischen dem Präsidenten des Komitees für Hilfsaktionen Oberstdivisionär z. D. J. von Muralt einerseits und dem Oberkommando der Deutschen Wehrmacht andererseits nie Kenntnis hatte.